G.E. LESSING, EIN LEBENSBILD: NACH JAMES SIME'S "LESSING, HIS LIFE AND WRITINGS"

Adolf Strodtmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Sr. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an Herrn Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin zu richten.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R. W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publikation einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereinspublicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Mitglieder des Vereins beigefügt werden.

---

* In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours: in der *Schweiz* 40 Francs; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 30 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Francs; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika, Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

Digitized by Google

In den bisher erschienenen Serien I—III kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I (1874/1875)

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.
Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.
Osenbrüggen, E., Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.
Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.
Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.
Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.
Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper.

Serie II (1875/1876)

Richter, H. M., Geistesströmungen.
Heyse, Paul, Giuseppe Giusti, Gedichte.
Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.
Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.
Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.
Hoyns, Dr. G., Die alte Welt.
Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo Studien.

Serie III (1876/1877)

Vambéry, H., Sittenbilder aus dem Morgenlande.
Lorm, Hieronymus, Der Naturgenuss, Philosophie der Jahreszeiten.
Büchner, Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.
Lindau, Paul, Alfred de Musset.
Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.
Goldbaum, W., Entlegene Culturen.
Reclam, C., Lebensregeln. Ernstes und Heiteres aus der Gesundheitspflege. (Mit 36 Holzschnitten.)

☞ In der IV. Serie (1877/78) kommen nachstehende Werke zur Ausgabe:

Dingelstedt, Fr., Literarisches Bilderbuch.
Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper. Zweiter Theil.
Lazarus, Dr. M., Prof., Ideale Fragen.
Lenz, Dr. Oscar, Skizzen aus Afrika.
Lessing, Ein Lebensbild nach Sime, bearbeitet von Ad. Strodtmann.
Vogel, Dr. H., Professor, Lichtbilder nach der Natur.
Woltmann, Dr. A., Professor, Studien zur neueren Kunstgeschichte etc.

DAS CURATORIUM:

Dr. R. Gneist
Ord. Prof. an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Prof. an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath und General-Intendant der Königl. Museen zu Berlin.

C. v. Dachröden
Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen
Stadtrath.

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann,** Verlagsbuchhändler in Berlin.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Digitized by Google

PT
2406
S87
1878

G. E. Lessing.

Ein Lebensbild.

Nach James Sime's „Lessing, his life and writings".

Frei bearbeitet

von

Adolf Strodtmann.

„Vormals, im Leben, ehrten wir Dich als einen der Götter;
Nun, da Du todt bist, herrscht über die Geister Dein Geist."
Goethe.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Berlin, 1878.
A. Hofmann & Co.

CAT 4) 4 - 586

Digitized by Google

.3048688
MAIN
Repl. PT 2406
S557
1878

Digitized by Google

PT2406
S557
1878a
MAIN

Vorwort.

Die außerordentlich günstige Beurtheilung, welche Sime's Lessing-Biographie von Seiten der deutschen Kritik erfahren hat, überhebt mich der Nothwendigkeit, den Versuch einer Bearbeitung des englischen Originals für deutsche Leser umständlich zu motiviren. Das Verdienst des Buches liegt, wie mehrfach hervorgehoben worden ist, weniger in der Erschließung neuer Quellen, als in einer überaus glücklichen und vollständigen Verwerthung des seit Danzel's Forschungen zu Tage geschürften Materials. Dabei verräth der Verfasser nicht allein eine, bei einem Ausländer wahrhaft überraschende Kenntniß des deutschen Geisteslebens im achtzehnten Jahrhundert und eine von jeder nationalen Beschränktheit entfernte Unbefangenheit des Urtheils auf literarischem, philosophischem und theologischem Gebiete, sondern er besitzt zugleich eine Gabe anziehender, im besten Sinne populairer Darstellung, welche ihn besonders geeignet macht, das Amt eines Dolmetschers und Erklärers der Lessing'schen Ansichten mit Erfolg zu übernehmen. Es wird gewiß kein sachverständiger Leser der Behauptung widersprechen, daß besonders den dramaturgischen, philosophischen und theologischen Bestrebungen Lessing's niemals eine gründlichere und lichtvollere Besprechung zu Theil ge-

Digitized by Google

worden ist, als in den betreffenden Abschnitten des vorliegenden Werkes.

Obschon die Rücksichtnahme auf ein deutsches Publikum es mir zur Pflicht machte, manche vorwiegend für englische Leser bestimmte Entwicklungen wegzulassen oder zu verkürzen, glaube ich doch versichern zu dürfen, daß weder der Ton noch die Vollständigkeit des Sime'schen Buches durch solche Kondensirung der Form eine merkliche Einbuße erlitten hat. Möge diese Bearbeitung sich in weitesten Kreisen derselben freundlichen Aufnahme erfreuen, welche das Original seit Monaten bei einsichtsvollen Kritikern diesseit und jenseit des Kanales gefunden hat!

A. Strodtmann.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
Vorwort		III
1. Kapitel.	Einleitung	1
2. Kapitel.	Die Knabenzeit	18
3. Kapitel.	Leipzig	28
4. Kapitel.	Berlin	47
5. Kapitel.	Wittenberg	68
6. Kapitel.	Zweiter Aufenthalt in Berlin	77
7. Kapitel.	Zweiter Aufenthalt in Leipzig	96
8. Kapitel.	Dritter Aufenthalt in Berlin	110
9. Kapitel.	Breslau	136
10. Kapitel.	Vierter Aufenthalt in Berlin	144
11. Kapitel.	„Minna von Barnhelm"	149
12. Kapitel.	„Laokoon"	159
13. Kapitel.	Von Berlin nach Hamburg	207
14. Kapitel.	Hamburg	214
15. Kapitel.	„Hamburgische Dramaturgie"	229
16. Kapitel.	Die Fehde mit Klotz	254
17. Kapitel.	Von Hamburg nach Wolfenbüttel	267
18. Kapitel.	Erste Arbeiten in Wolfenbüttel	276
19. Kapitel.	„Emilia Galotti"	286
20. Kapitel.	Lessing und Eva König	292
21. Kapitel.	Die italiänische Reise. — Lessing's Heirath	310
22. Kapitel.	Eva Lessing's Tod	320

Digitized by Google

23. Kapitel. Die „Sturm- und Drang-Zeit . . . . . .
24. Kapitel. Die „Wolfenbütteler Fragmente" . . . . . .
25. Kapitel. Die theologische Fehde . . . . . .
26. Kapitel. „Nathan der Weise" . . . . . .
27. Kapitel. „Die Erziehung des Menschengeschlechts" . . . .
28. Kapitel. „Ernst und Falk" . . . . . .
29. Kapitel. Lessing's Philosophie . . . . . .
30. Kapitel. Lessing's letzte Tage . . . . . .
Sach- und Namen-Register . . . . . .

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Obſchon Leſſing's Werk von dauerndem Werthe iſt, läßt ſich daſſelbe nicht vollſtändig würdigen ohne Bezugnahme auf die Verhältniſſe, unter denen es vollbracht ward. Er war keiner von jenen Schriftſtellern, die ſo viel wie möglich ihrer Zeit den Rücken wenden; ſeine Thätigkeit wurde faſt gänzlich durch die Bedürfniſſe ſeines Zeitalters beſtimmt. Es wird daher angemeſſen ſein, ehe wir uns mit dem Bericht ſeines Lebens befaſſen, einen Blick auf die Zuſtände Deutſchlands zu werfen, unter denen er ſeine Laufbahn begann.

Solches geſchah faſt gerade um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und ſeine Nation befand ſich damals in einer jener Uebergangsperioden, in denen zwei Epochen in Kampf mit einander gerathen. Der Urſprung der langſam abſterbenden Epoche datirt bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges zurück. Kein Krieg hinterließ jemals tiefere Spuren in der Geſchichte eines Volkes, als dieſer furchtbare Kampf ſie in der Geſchichte Deutſchlands hinterlaſſen hat. Es wäre zu viel geſagt, daß derſelbe gar keine erſprießliche Folgen gehabt hätte, denn mindeſtens ſtellte er im größeren Theile des Landes die drei Religionen — Katholicismus, Lutheranismus und Calvinismus — auf gleichen Fuß. Nach dem weſtfäliſchen Frieden konnte Niemand mehr aus einem Staat in den andern gehetzt werden, weil er ſich zum einen oder anderen Glaubensbekenntniſſe hielt. Das war unzweifelhaft ein Gewinn von unſäg-

licher Wichtigkeit, aber er würde schließlich auch auf dem Wege friedlichen Fortschritts erreicht worden sein; und in jeder anderen Hinsicht war dieser Krieg ein durch Nichts gemilderter Fluch. Sein augenfälligstes Resultat war, daß die Fürsten sich jedes Recht, von dessen Erlangung sie jemals geträumt, anzueignen vermochten. Ihre Stimmen auf dem Reichstage wurden fortan entscheidende, nicht bloß berathende; und innerhalb ihrer Territorien schüttelten sie jedes Joch, mit Ausnahme der nominellen Lehnspflicht gegen den Kaiser, ab. So war Deutschland, wie ein zweiter Prometheus, an den Felsen gekettet, und nicht ein Geier, sondern Hunderte von Geiern zehrten an seiner Lebenskraft.

Man kann sich kaum eine zu niedrige Vorstellung von der Sippschaft machen, welche sich solchermaßen ein großes Volk unterwarf. Ludwig XIV. raubte Deutschland einige der schönsten Städte und Provinzen und versäumte keine Gelegenheit, die Ehre desselben zu kränken; aber die Fürsten ließen sich selten bewegen, den Schimpf zu rächen. Viele von ihnen waren seine unterwürfigen Diener, und steckten habgierig die Bestechungsgelder ein, die er ihnen verächtlich zuwarf. Daheim machten sie von ihrer Autorität den nichtsnutzigsten Gebrauch. Es gab natürlich Ausnahmen, wie z. B. den großen Kurfürsten, einen Herrscher, auf den jeder Staat stolz sein dürfte, und von dessen weiser Regierung Preußen heute noch Nutzen zieht. Die Mehrzahl von ihnen hatte jedoch nur Ein Ziel: ihrer Eitelkeit und ihren Gelüsten auf Kosten ihrer Unterthanen zu fröhnen. Die Reichstage, welche ehemals ein Zügel für ihre Ausschreitungen gewesen, wurden entweder abgeschafft oder wagten Nichts weiter zu thun, als die Beschlüsse ihrer Herren zu Protokoll zu nehmen. Vor dem Kriege waren die Fürsten, wiewohl mit einer hohen Autorität bekleidet, doch nicht ganz von dem Volke geschieden; sie waren Deutsche in Denkart, Neigungen, Beschäftigungen und Vergnügungen. Nach demselben hörten sie fast auf, Deutsche zu sein; es wurde ihr höchster Ehrgeiz, für Franzosen zu gelten. Sie führten das Französische als Hofsprache ein, sie lasen fast nur französische Bücher, sie wählten französische Hofmeister und Gouvernanten für ihre Kinder, wurden von französischen Lakaien bedient, und kleideten sich nach französischer Mode. Und sie eiferten nach Kräften dem Könige von Frankreich nach. „L'état c'est moi" war ein Wahlspruch, der

Digitized by Google

ihrer Phantasie durchaus zusagte. Der Pomp, welcher in Paris nicht unangemessen war, schien kaum für die Hauptstadt eines Ländchens zu passen, das wenige Quadratmeilen im Umfange maß, aber die Besitzer solcher Hauptstädte sahen ihre Lage nicht in diesem Lichte an. Sie wollten sich gleichfalls mit einer Glorie halbgöttlicher Majestät umgeben, und sie bewegten sich auf ihrer winzigen Bühne mit dem Schritt von Wesen, die dem Planeten eine Ehre erweisen, indem sie denselben bewohnen. Daß ihre Armeen, Paläste, Bankette und Dienerschaaren Schweiß und Thränen der leidenden Menge bedeuteten, verringerte in keiner Art ihr Vergnügen. Die leidende Menge war für ihre Fürsten da, und es war ihre Pflicht, sich nicht allein für die Höherstehenden zu placken, sondern noch dankbar für eine so große Vergünstigung zu sein.

Die Edelleute stimmten natürlich in den Ton der fürstlichen Sippschaft ein. Wenige von ihnen lebten jetzt auf dem Lande. Ihre Güter waren meist durch den Krieg verwüstet worden, und sie suchten fast alle ihrem Ruin dadurch abzuhelfen, daß sie den verschiedenen Herrschern den Hof machten. Auch sie wurden sklavische Nachahmer der Franzosen, und ermunterten nach Kräften die Fürsten auf ihrer schlechten Bahn. Bei alledem wurden sie nur klägliche Franzosen. Möglichst viel Wein zu vertilgen, war für eine große Zahl von ihnen das höchste Ziel. Sie forderten einander zu Zechturnieren heraus, und der Angesehenste war der, welcher einer neuen Flasche den Garaus machen konnte, während seine Rivalen wie todt unter dem Tische lagen. Die sittliche Verkommenheit der deutschen Adligen in dieser jammervollen Periode war fast unglaublich. Viele von ihnen verkauften um Geldgewinnst oder um ein Amt offen die Ehre ihrer Frauen und Töchter; ja, es fand häufig ein reger Wetteifer in diesem schmählichen Handel zwischen ihnen statt.

Wenden wir uns von den Fürsten und Adligen zu dem Volke, so ist in der ganzen Periode nach dem dreißigjährigen Kriege wenig, worauf das Auge mit Vergnügen ruhen kann, denn der Geist der Nation war völlig gebrochen. Am Ende des Krieges hatte sich die Bevölkerung von siebzehn auf vier bis fünf Millionen verringert. Welch eine Welt von Trauer birgt sich hinter dieser einzigen Thatsache! Selbst in unserem Zeitalter der Kriege und des Blutvergießens

Digitized by Google

vermögen wir uns kaum ein rechtes Bild von den schrecklichen Scenen zu machen, deren Schauplatz Deutschland während eines Menschenalters war. Die Banden, welche einander im Namen Gottes hinwürgten, waren keine disciplinirte Armeen, die doch immer mehr oder minder unter dem Einfluß einer aufgeklärten öffentlichen Meinung stehen; sie bestanden hauptsächlich aus dürftigen Abenteurern, die ihr Schwert demjenigen verkauften, der am meisten dafür bot, und deren einziger Zweck es war, Gelegenheit zu Raub und Plünderung zu finden. Jede Schändlichkeit ward straflos verübt, sengend und mordend zogen die wüsten Horden durch das Land, Industrie und Handel lagen völlig darnieder, und das Volk ward auf eine in der neueren Geschichte beispiellose Weise demoralisirt. Schulen und Kirchen waren in großer Zahl geschlossen worden, so daß eine ganze Generation nicht allein unter Gewaltthat und Leiden, sondern auch ohne jene veredelnden Einflüsse herangewachsen war, die das Ideal eines glücklicheren Looses hätten wach erhalten können. Die freien Reichsstädte, deren fleißige Bewohner sich Jahrhunderte lang ihrer Bürgerrechte erfreut und sich mit vielen Zeichen der Bildung umgeben hatten, büßten entweder ihre Unabhängigkeit ein oder erstarrten zu Oligarchien. Die Unterthanen der Fürsten, weit entfernt, die Ketten, mit denen sie gefesselt waren, zu verabscheuen, nahmen dieselben feige als unvermeidlich hin und schienen selbst Melodie in ihrem Geklirr zu finden. Ein trübseligeres Schauspiel hatte Europa nicht gesehen seit der fernentlegenen Zeit, wo der glänzende Bau des weströmischen Kaiserreichs unter den Streichen barbarischer Horden zusammenbrach. Eine Nation voll strotzenden Lebens war von ihrer Höhe herabgesunken, ihre Kräfte waren zerstört, ihre Erinnerungen befleckt und geschändet, und sie wagte kaum die Last ihrer elenden Gegenwart durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu lindern.

Die Kirchen hatten eine unvergleichliche Gelegenheit, ihre göttliche Sendung zu erweisen, aber sie ließen sich dieselbe durchaus entgehen. Die katholische Reaktion, welche den Krieg über Deutschland herauf beschwor, mag schlechte Ziele durch schlechte Mittel erstrebt haben, aber sie war mindestens eine Wirklichkeit; ihre Vertreter handelten im vollsten Ernste. Das Feuer ihres Eifers war in Blut erstickt worden, und die Thätigkeit der Kirche ward nun zu

Digitized by Google

einer geistlosen Routine. Schon lange vor dem dreißigjährigen Kriege hatte das religiöse Leben der Reformation sich in bittere Kontroversen zwischen Lutheranern und Calvinisten verirrt; jetzt erinnerte fast Nichts Deutschland daran, daß die Reformation jemals mehr als dogmatisches Gezänk bedeutet hatte. Zuweilen ward eine krampfhafte Anstrengung gemacht, die streitenden protestantischen Lager mit einander zu versöhnen, allein diese Versuche steigerten in der Regel schließlich die Wuth theologischen Hasses. Eine einzige Bewegung — der Pietismus — unter Leitung des energischen und hochherzigen Spener (1633—1705) enthielt Spuren von Lebenskraft; aber der Pietismus schied das religiöse Gefühl von der Bildung und artete bald in einen unlieben Glauben aus, dessen Absicht es war, das Dasein jedes Elementes von Reiz und Streben zu entkleiden.

Die Universitäten blieben jeden so weit hinter ihrer wahren Aufgabe zurück, wie die Kirchen. In den Tagen der Renaissance war ein Frühlingshauch aus Italien zu ihnen hinüber geweht, und es schien nicht unglaublich, daß ein Geschlecht von Gelehrten erstehen würde, für die das Studium einen anderen Reiz hätte, als die trockene Erörterung dieser und jener Frage. Leider waren die Vertreter der Renaissance in Deutschland hauptsächlich Theologen, und Gelehrsamkeit ist eine Pflanze von zu vielseitigem und zartem Wachsthum, um in der stürmischen Atmosphäre religiösen Kampfes zu gedeihen. Nach dem dreißigjährigen Kriege war jede reine Hingabe an die klassische Literatur bis auf die Erinnerung erloschen. Professoren wurden ernannt um keines anderen Vorzugs willen, als weil sie Einfluß in den maßgebenden Kreisen hatten, und sie hielten ihre sogenannten Vorlesungen in einer Art von barbarischem Latein, das wenige ihrer Schüler verstanden. Die Studenten beschäftigten sich mit allem Anderen, als mit ernsten Studien. Sie verbrachten ihre Universitätsjahre gewöhnlich in wildem Trubel, und überall hörte man Klagen über ihre Ausschweifungen und ihre Rohheit.

Es ließ sich nicht erwarten, daß der Literatur ein reicheres Wachsthum beschieden sein werde, als den übrigen Elementen des nationalen Lebens. Die Verhältnisse bringen nicht den Genius hervor; aber wenn der Genius erscheint, kann er seine vollen Kräfte nicht in einer unruhigen oder erschlafften Epoche entfalten. Selbst

Digitized by Google

der Adler vermag sich nicht höher empor zu schwingen, als in eine Atmosphäre, die elastisch und stark genug ist, seinen Flügelschlag zu tragen. Die verdienstvollsten schriftstellerischen Leistungen jener Zeit verdanken wir der ersten schlesischen Schule, welche Männer von recht ansehnlicher Begabung umschloß. Opitz, ihr Begründer 1597—1639, protestirte gegen die verderbliche Unsitte der Sprachmengerei, und prägte seinen Zeitgenossen die Thatsache ein, daß in der Poesie die Form nicht minder wichtig als der Inhalt ist, und daß der Dichter, bewußt oder unbewußt, nach bestimmten Gesetzen schaffen muß. Es gebrach ihm jedoch an Feuer und Schwung, und seinen eigenen Versen läßt sich selten Günstigeres nachrühmen, als daß sie „korrekt" sind. Paul Fleming (1609—1640) hätte bei längerem Leben seinem geistlosen, in allen Erwartungen getäuschten Jahrhundert vielleicht den edelsten poetischen Ausdruck gegeben, dessen es fähig war, und selbst in seiner kurzen Laufbahn vollendete er Manches, was den Stempel echten Werthes trägt. Andreas Gryphius (1616—1664) spiegelte in seinen trübsinnigen Liedern nur zu getreu die Finsterniß der Zeit, und seine Schauspiele, obschon sie ein Fortschritt gegen frühere Versuche sind, liefern keinen Beweis, daß er die elementarsten Bedingungen dramatischer Wirkung verstand. Personificirte Abstraktionen spielen eine hervorragende Rolle in denselben, und die Charaktere, welche wirklich sein sollen, sind nirgends fest und konsequent durchgeführt. Wenn wir bedenken, daß zu der Zeit, da Gryphius sein Werk begann, das Shakespeare's seit vielen Jahren beendigt war, so erhalten wir einen genauen Maßstab des zurückgebliebenen Zustandes der deutschen Literatur.

Hinterließ die erste schlesische Schule wenig, was mehr als historischen Werth besitzt, so hinterließ die zweite gar nichts, was der nachsichtigste Kritiker loben könnte. Das geistige Leben war mittlerweile fast ganz erstorben, und der Genius der Nation vermochte nur noch hinkend in den Fußtapfen ausländischer Muster zu schreiten. Hoffmannswaldau (1618—1679), der Koryphäe dieser Schule, lehnte sich an italiänische Muster niedrigsten Ranges, und suchte den völligen Mangel an Ideen unter Wolken hochklingender Phrasen und einer gemeinen Schlüpfrigkeit zu verbergen. Lohenstein (1635—1683) steht sogar noch auf einer tieferen Stufe; seine

Digitized by Google

bombastischen und grotesken Trauerspiele haben kaum mehr Zusammenhang und Vernunft, als die beklemmenden Visionen eines Menschen, der vom Alpdrucke gequält wird.

Einer natürlicheren Sprache mindestens befleißigten sich die sogenannten Hofpoeten, welche sich, gleich ihren Herren, als Schüler der Franzosen bekannten, und dadurch vor den tollen Uebertreibungen Lohenstein's bewahrt blieben. Aber ihre Geburts-, Vermählungs-, Krönungs- und Leichen-Carmina waren meist ein unterthäniges, geistloses Gewinsel. Der erträglichste dieser Poeten war Canitz (1654—1699), ein Beamter des preußischen Hofes, der die Dichtkunst zu seinem Amusement betrieb. Friedrich der Große nannte ihn den „deutschen Pope"; das beweist indeß nur, daß der König eine geringe Kenntniß von der Lebendigkeit, Kraft und Zartheit des Ausdrucks und der satirischen Schärfe des englischen Dichters hatte.

Zuweilen kommt es vor, daß eine Epoche, welche sich unfähig zeigt, die Thatsachen des Lebens in der idealen Welt der Kunst in neuen Formen darzustellen, reich an satirischer Literatur ist. In den verkommensten Perioden giebt es immer noch Einzelne, auf welche die Thorheiten und Leiden ihrer Zeit wie ein schriller Mißklang wirken; und wenn sie ihrem Gedanken Ausdruck zu geben suchen, herrschen ethische Ideen unvermeidlich über alle anderen vor. Obschon die satirische Literatur dieser Zeit nicht sehr hoch steht, hatte sie doch entschieden größere Lebenskraft, als die meisten übrigen Arten der Schriftstellerei. Logau, welcher zu Anfang dieser Periode lebte, ist scharf, glatt und schneidig; an ihrem Ausgange mögen Rentsch und Wernicke als Satiriker genannt werden, welche manchmal wohlgezielte Pfeile wider die Laster und Vorurtheile der zeitgenössischen Gesellschaft richteten.

Von größerer Bedeutung waren die Verfasser geistlicher Lieder, in denen wir den harmonischsten Ausdruck dessen finden, was an edlen Gefühlen noch im Herzen Deutschlands am Leben war. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß sanfte und fromme Gemüther sich mit Trauer von einem Dasein abwandten, aus welchem fast jede Spur von Schönheit und Ordnung verschwunden war, und Trost und Ruhe im Verkehr mit dem Himmel suchten. Und es giebt kaum etwas Erhabeneres in der Literatur, als das wunder-

Digitized by Google

bare Gefühl von der Nähe einer göttlichen Welt, das die Hymnen Paul Gerhardt's und Tersteegen's durchdringt. Diesen Männern war ein persönlicher Gott eine vertrautere Wirklichkeit, als die äußere Welt, die vor ihren Blicken lag und in der sie sich bewegten. das Sehnen nach Rechtschaffenheit ein mächtigerer Beweggrund, als jedes nur physische Verlangen.

Der Zustand geistiger Gesunkenheit, welcher dem dreißigjährigen Kriege folgte, hielt unter den höheren Klassen während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts an. Wohl gab es glänzende Ausnahmen, wie am weimarischen Hofe; aber die Beherrscher der meisten Kleinstaaten trieben es schlimmer und schlimmer, sie schieden sich durch eine immer weitere Kluft von ihren Unterthanen, zertraten mehr und mehr alle Volksrechte, und hatten nur noch Sinn für die Jagd nach neuen Arten der Ausschweifung und Schwelgerei. August der Starke von Sachsen mit seinen 350 Kindern mag als ein extremer Typus dieser Klasse gelten. Während Tausende seiner Unterthanen sich kaum vor dem Hungertode zu retten vermochten, verschwendete er Millionen von Thalern auf ein einziges Fest, und seine zahllosen Maitressen und Günstlinge verschlangen riesige Summen. Sein Nachfolger verbrachte täglich ganze Stunden in seinem Privatkabinette mit Tabakrauchen, und seine höchste geistige Anstrengung bestand in der Frage: „Brühl, habe ich Geld?" Worauf der allmächtige Minister unfehlbar antwortete: „Ja, Majestät." Aber dieser einfältige Tropf war schlau genug, zu wissen, wie er seinen Unterthanen ihre schwer erworbenen Besitzthümer entreißen konnte, mit denen auch er diejenigen bereicherte, welche seinen Leidenschaften fröhnten. Dutzende von Fürsten ließen sich aufzählen, die eben so ungerecht und rücksichtslos handelten. Ungefähr seit der Mitte des Jahrhunderts ward es eine Lieblingsmode, sich durch den Verkauf von Soldaten an fremde Mächte Geld zu verschaffen; und schwache Proteste wider diesen schändlichen Brauch wurden als Kapitalverbrechen behandelt. Nicht Kunstliebe, sondern die Befriedigung gemeiner Eitelkeit führte zur Gründung einer nicht geringen Zahl von Museen und Gemäldegalerien, welche späteren Generationen zum Nutzen gereichten. Als Friedrich der Große auf dem Gipfel seiner Macht stand, übte er auf die Mehrzahl der Fürsten keinen anderen Einfluß aus, als daß er ihnen Geschmack an militärischem

Digitized by Google

Gepränge beibrachte; und zuweilen errichteten seine Nachäffer lieber, als daß sie auf eine Armee verzichtet hätten, ein Kontingent, in welchem die Zahl der Officiere größer als die der Mannschaft war.

In Betreff einer aktiven Theilnahme am politischen Leben machte die Nation im achtzehnten Jahrhundert wenig oder gar keine Fortschritte. Es fiel kaum Jemandem ein, daß das Volk ein Recht darauf hat, bei der Entscheidung über seine eigenen Angelegenheiten gehört zu werden. Fürsten waren da zu dem ausdrücklichen Zweck, zu regieren; das war ihr Beruf, und wenn sie ihn vernachlässigten, hielt man es gewöhnlich nicht für die Pflicht eines Unterthanen, sie daran zu erinnern. In politischem Sinne waren die Deutschen in der That eine Nation von Sklaven, und jedes patriotische Gefühl erstarb.

Andererseits begegnete man im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mancherlei Symptomen wiedererwachenden Lebens. Der Handel begann einen langsamen Aufschwung zu nehmen, so daß der Mittelstand, besonders in den freien Städten, theilweise von den drückendsten Sorgen erlöst ward und Muße fand, neben dem täglichen Broterwerb noch an Anderes zu denken. In Ermangelung politischer Thätigkeit wandte er seine Aufmerksamkeit solchen literarischen Erzeugnissen zu, welche damals an's Licht traten, und ermuthigte Schriftsteller, die seinem Geschmack entsprachen. Da es kein anderes Fahrwasser für die nationalen Kräfte gab, ward der Strom, welcher sich in dieses ergoß, naturgemäß breit und tief. Von dieser Zeit müssen wir jene Hingabe an rein ideale Interessen, gepaart mit einer seltsamen Mißachtung der äußeren Welt, datiren, wegen deren die Deutschen später berühmt oder berüchtigt wurden, und die sie lange zu dem unpraktischsten, unschlüssigsten und gleichzeitig intellektuell regsamsten Volk in Europa machte.

Unter den Schriftstellern, welche in den Gemüthern der Deutschen Unzufriedenheit mit ihrer Lage und Sehnsucht nach besseren Zuständen erwecken halfen, nimmt Thomasius (1655—1728), zuerst Professor in Leipzig, dann in Halle, eine ausgezeichnete Stelle ein. Er hatte allerdings einen Zeitgenossen, Leibnitz, der sich in der europäischen Literatur zu weit höherem Range erhob, und von dessen Ideen später die Rede sein wird. Leibnitz gab in Deutschland den ersten Anstoß zu jener ungeheuren philosophischen

Digitized by Google

Bewegung, welche noch nicht ganz ihren Abschluß erreicht hat, welche in England durch Bacon und Locke, auf dem Kontinente durch Descartes und Spinoza begonnen und fortgeführt worden war; und er suchte mit edlem Enthusiasmus alten Staatsformen neues Leben einzuhauchen und den Hader zwischen den katholischen und protestantischen Gemeinden beizulegen; allein da er vorherrschend französisch und lateinisch schrieb, wandte er sich mehr an die Gelehrten als an das Volk, mehr an Europa als an Deutschland. Thomasius andererseits war ohne Einfluß außerhalb seines Vaterlandes, und wandte sich mit Nachdruck an das Volk. Zu einer Zeit, wo das Leben faul bis zum Kerne geworden war und nur der Schein Etwas galt, legte die Laufbahn dieses Mannes ein Zeugniß dafür ab, daß es noch Etwas gebe, was Glauben und Ehrfurcht verdiene. Er griff die klägliche Pedanterie der gewöhnlichen Gelehrten, die gehässige Unduldsamkeit der gewöhnlichen Theologen auf's heftigste an, und versetzte dem Aberglauben, der sich in den schmählichen Hexenprocessen und Hexenverbrennungen kundgab, durch die lautere Kraft seiner Entrüstung fast den Todesstoß. Ihm folgten die „aufgeklärten" Philosophen, welche der orthodoxen Religion die Lehre der englischen Deisten gegenüber stellten. Sie vertheidigten mit Eifer die sogenannte natürliche Religion und erklärten unermüdlich die positiven Glaubensdogmen für Erfindungen der Priester. Christian Wolf (1679—1754), welcher von der leibnitzischen Philosophie ausging und dieselbe in ein strenges System zu bringen suchte, hielt nominell an der christlichen Lehre fest; aber seine Aussprüche waren vielfacher Deutung fähig, und zu seinen Gönnern gehörten Männer der verschiedensten Schulen. Fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch herrschte seine Philosophie allgemein an den Universitäten und übte beträchtlichen Einfluß auf die Denkrichtung des ganzen gebildeten Deutschlands aus, — ein Einfluß, welcher noch dadurch erhöht wurde, daß er vielfach für seine Ueberzeugungen gelitten hatte.

Eins der ersten Zeichen wachsender Volksintelligenz war das aufkeimende Interesse für literarische Zeitschriften nach englischem Muster, deren erste unter dem Titel: „Discourse der Mahler" unter Redaktion von Bodmer und Breitinger, den nachmals berühmten Häuptern der sogenannten schweizerischen Schule, in Zürich herauskam. Freilich erhob

sich weder diese Zeitschrift, noch der hamburgische „Patriot“ über gemeinplätzliche Tiraden durch unfruchtbares Gezänk; doch wurden immerhin ästhetische Fragen Angesichts eines größeren Publikums zur Diskussion gebracht und die Theilnahme für Dinge geweckt, welche lange Zeit hindurch Niemanden ernstlich beschäftigt hatten.

Die volksthümlichen Dichter in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stehen in günstigem Kontraste zu ihren unmittelbaren Vorgängern und verkünden das allmähliche Ausdämmern eines schöneren Morgenroths. Günther (1695—1723), der, wie Fleming, in frischester Jugendkraft seines Talentes starb, ist durch ein hohes Lob Goethe's geehrt worden, dessen glänzendster Vorgänger er auf dem Felde der lyrischen Dichtung war. In seinen Liedern und Oden ist Nichts von dem hohlen Formalismus der Hofpoeten oder von der phantastischen Willkür der zweiten schlesischen Schule; sie haben jenen unbeschreiblichen Reiz des Lebens, des wirklich empfundenen und doch künstlerisch beherrschten Gefühls. Auf seinem eigenthümlichen Gebiete kommt ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich; indeß giebt es einige, welche mindestens den Versuch machen, ihre Inspiration aus der Natur zu schöpfen. Brockes war einer der Ersten, welche die Deutschen mit der englischen Literatur bekannt machten. Er übersetzte Thomson's „Jahreszeiten“ und verfaßte zahlreiche beschreibende Gedichte in der Art seines englischen Vorbildes. Haller, dessen eigentliches Talent auf naturwissenschaftlichem Felde lag, schlug denselben Ton an, würzte aber seine etwas ermüdenden Schilderungen durch die Einflechtung großer sittlicher Probleme. Ein destruktiver Poet viel höheren Ranges, ein Mann von wahrhaft dichterischem Gefühl war Kleist, dessen „Frühling“ zarte Schönheiten besitzt, die heute noch das deutsche Gemüth ansprechen.

Hagedorn, ein jovialer Weltmann, stand als Dichter von Oden, Liedern und Fabeln in hohem Ansehen. In der Form diente ihm Horaz als Muster, doch ist seine Empfindung in der Regel aufrichtig, munter und froh. Es war sein Ziel, das Leben heiterer und natürlicher zu machen, und manchen verstohlenen Schlag versetzte er halb lachend den dünkelvollen Gespreiztheiten und Nichtigkeiten der Zeit. Der Hagedorn'schen Richtung folgten die hallischen und halberstädtischen Poeten, deren Häupter Lange und Gleim waren. Auch

Digitized by Google

sie ahmten Horaz nach, hielten sich aber noch lieber an Anakreon. Sie schrieben unzählige harmlose Gedichte, in denen sie besonders die Wonne der Freundschaft priesen.

Bedeutsamer als diese Schriftsteller, wenn wir seine Bedeutung nach dem Umfang seines Einflusses auf sein Zeitalter ermessen, war Gottsched, der leipziger Poet und Kritiker (geb. 1700). Man gedenkt jetzt seiner hauptsächlich durch Goethe's scherzhafte Schilderung eines Besuches bei dem hochbetagten Manne, dessen Ruhm längst erblichen war; und in gewisser Hinsicht verdient er, daß sein Name lächerliche Empfindungen errege, denn er war eitel, aufgeblasen und hochtrabend. Aber er hatte ein großes Ziel im Auge, und sein Thun war nicht ganz ohne Nutzen. Das Gefühl, welches ihn zum Schaffen anspornte, war das Bedauern, daß Deutschland keine große Nationalliteratur besaß. In dem Wahne, daß ernste, angemessen geleitete Arbeit das Einzige sei, worauf es ankomme, machte er sich daran, das Fundament zu dem Gebäude zu legen, das er errichtet zu sehen wünschte. Er klärte seine Landsleute über die Geschichte und die Hilfsmittel ihrer Sprache auf, er suchte dieselbe von der Beimischung fremder Elemente zu befreien, und einen bestimmten Dialekt als Organ der Literatur für die Deutschen aller Staaten zur Geltung zu bringen. Er stellte kritische Regeln auf, deren treue Befolgung, wie er zuversichtlich behauptete, jeden gescheiten Menschen in den Stand setzen würde, ein tadelloses Gedicht über jeden Gegenstand, der poetischer Behandlung fähig sei, zu produciren; und er gab zahllose Beispiele der Anwendung seiner Regeln. Vor Allem bemühte er sich, vermittels des Dramas das geistige Leben seiner Landsleute zu wecken. Bis zu dieser Zeit befand sich das deutsche Drama in einem traurigen Zustande. An den Höfen ward allein die Oper und das französische und italiänische Schauspiel begünstigt; die Fürsten träumten nicht davon, daß einer ihrer tölpelhaften Unterthanen im Stande sei, Schauspiele zu schreiben, die ein gebildetes Ohr anhören könne. Daher war die heimische Bühne in den Händen fahrender Komödianten, und diese, die sich an ungebildete Zuhörer wandten, begnügten sich mit Trauerspielen und Lustspielen voll toller Uebertreibung, in denen kein Versuch gemacht wurde, den Thatsachen des Lebens treu zu bleiben, und in denen die plumpen Späße Hanswursts unabänderlich eine

Hauptrolle spielten. Gottsched beschloß, diese Rohheiten durch ein gründlich organisirtes Theater zu ersetzen. Glücklicherweise befand sich in Leipzig eine Schauspielerin, Frau Neuber, von erheblicher Anlage und Bildung; und sie ging, mit einer Gesellschaft, die sie um sich versammelt und ausgebildet hatte, eine Zeit lang eifrig auf die Pläne des Reformators ein. Für sie übersetzten er und seine energische Frau Stücke aus dem Französischen, und er schrieb mehrere Originaldramen, von denen „Der sterbende Cato", eine Nachahmung des Addison'schen „Cato", das anspruchsvollste war. Obschon Gottsched sich herabließ, dem Muster Addison's zu folgen, that er es jedoch nur, weil Addison's Stück im französischen Stile geschrieben war; auf die große Periode des englischen Dramas blickte er mit Abscheu. Corneille, Racine und ihre Nachfolger hatten, nach seiner Ansicht, seit den Tagen der griechischen Tragödie allein in dem echten dramatischen Geiste geschrieben, und die Deutschen konnten nur Erfolg erringen, wenn sie sich denselben Gesetzen wie ihre Nebenbuhler unterwürfen. Das alte heimatliche Drama enthielt keinen Keim von Wahrheit, und Gottsched drückte seine Verachtung desselben dadurch aus, daß er 1737 öffentlich den Hanswurst verbrennen ließ, wie Luther zwei Jahrhunderte zuvor die päpstliche Bulle verbrannt hatte.

Etwa zehn Jahre lang herrschte Gottsched als oberster Regent in der deutschen literarischen Welt. Er gründete Gesellschaften, gab Zeitschriften heraus, und führte eine ausgebreitete Korrespondenz mit enthusiastischen Bewunderern in allen Gegenden Deutschlands. Niemals hatte das Drama so viel Aufmerksamkeit erregt; aber man nahm als selbstverständlich an, da Gottsched es versicherte, daß jedes Schauspiel, das nicht eine Nachahmung des Französischen sei, roh und gemein sein müsse.

Es ist jedoch unmöglich, auf die Dauer das innere Wachsthum einer Epoche zu hemmen, und Gottsched erfuhr zuletzt, daß er gegen unwiderstehliche Mächte kämpfe. Bodmer, der schon erwähnte schweizerische Schriftsteller, übersetzte Milton's „Verlorenes Paradies", und Gottsched, welcher dies als eine Art persönlicher Beleidigung ansah, richtete gegen das ungeheuerliche Gedicht den ganzen Park seiner kritischen Geschütze. Der Uebersetzer blieb die Antwort nicht schuldig, und so begann die berühmteste literarische Fehde der Zeit, an

Digitized by Google

welcher nicht allein die Häupter, sondern auch der ganze Troß der schweizerischen und der sächsischen Schule — Gottsched und seine Anhänger wurden die sächsische Schule genannt — Theil nahmen, während das lesende Publikum mit unglaublichem Eifer den rohen Ausfällen der Kämpfenden folgte. Die Streitfrage bezog sich vor Allem auf den Stoff, welchen der Dichter in künstlerische Form zu bringen hat. Die schweizerische Schule behauptete, das Wunderbare und Befremdende sei die Welt des Poeten, und dieser Grundsatz führte sie zu dem seltsamen Schlusse, daß die Fabel die höchste Gattung der Dichtkunst sei, weil in der Fabel die Ereignisse immer am wenigsten in Einklang mit der täglichen Erfahrung stehen. Gottsched andererseits stellte die Ansicht auf, daß der gesunde Menschenverstand niemals durch die Poesie verletzt werden dürfe, und daß der Dichter, in so fern er die Schranken gewöhnlichen Denkens und gewöhnlicher Leidenschaft überschreite, seinem eigentlichen Beruf untreu werde. Das allgemeine Streben der schweizerischen Schule war, das Schaffen des Genius vom Gesetz zu befreien; das der sächsischen, es einer Reihe strenger und engherziger Regeln zu unterwerfen. Bodmer wollte, daß der Poet sich ohne Rücksicht auf literarisches Herkommen frei entfalte; Gottsched wünschte das Individuum gänzlich durch das in einem dogmatischen und platten Geiste aufgefaßte Herkommen zu beherrschen. Obschon der Streit ohne entsprechendes Verständniß der Konsequenzen, welche er in sich schloß, geführt wurde, war er doch in gewissem Grade eine unreife Antecipation desjenigen, der sich lange Jahre nachher zwischen den Romantikern und Klassikern erhob. Die jungen und feurigen Gemüther standen meistentheils auf Seiten Bodmer's, und wiewohl es schwer zu entscheiden ist, ob er oder sein Gegner weiter von der Wahrheit entfernt war, ist es doch sicher, daß er den belebendsten Einfluß auf das Talent übte und die Autoren auf das wirksamste ermuthigte, ihrer eigenen Natur getreu zu sein.

So kindisch in mancher Beziehung dieser Streit sein mochte, war er doch immer ein Lebenszeichen, und hinterließ Folgen von weit tragender Bedeutung. Ein größerer Theil des Publikums gewann Interesse für die Literatur, und die Schriftsteller begannen tiefer über Ziel und Zweck ihrer Thätigkeit nachzudenken.

Digitized by Google

Der leichte Windhauch, welcher das dumpfe geistige Leben des Mittelstandes berührt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die Universitäten. In Halle hatte Thomasius die herrschende Pedanterie einigermaßen aus dem Schlummer empor gescheucht; und 1737 stellte die Eröffnung der göttinger Universität, welche im Einklang mit den höchsten Ideen der Zeit gegründet ward, eine Aera glänzender Entfaltung in Aussicht. Die leipziger Universität schloß sich durch die Professoren Christ und Ernesti der neuen Bewegung an. — Gelehrte, welche von frischer Begeisterung für die Wiedergeburt der Antike beseelt waren und die Alterthumswissenschaft begründen halfen. Auch die Probleme der Naturwissenschaft begannen merkliches Interesse zu erregen; und die Philosophie bildete, nachdem Wolf sie in ein sorglich ausgearbeitetes System gebracht, den Gegenstand einer ernsten, wenn auch nicht besonders geistvollen und fruchtbaren Debatte.

Es war nur ein schwacher Fortschritt, den Deutschland um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — d. h. hundert Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege — gemacht hatte, denn nicht durch einen raschen Sprung erreicht ein Volk eine jener großen Epochen, in denen es zur Kenntniß seines eigenen Reichthums gelangt und seine Schätze zu Tage schürft: aber zum mindesten herrschte doch nicht mehr völlige Hoffnungslosigkeit und die Stille geistigen Todes. Ein Ton der Erwartung schwirrte durch die Luft: nach den traurigen Jahren in der Wüste hoffte man auf die Nähe eines verheißenen Landes, und die Führer gaben sich der frohen Ahnung hin, sie würden einen Schimmer seiner ölbaumbewaldeten Hügel, seines blauen, friedlichen Himmels erblicken.

Die Erwartung wurde nicht getäuscht. In Goethe, Schiller, Kant und Fichte erhob sich der Genius der Nation und übertraf die höchsten Erwartungen. Es war die Aufgabe Lessing's, der glänzenden Bewegung, welche durch diese Namen bezeichnet wird, den Weg zu bereiten; und in Erfüllung derselben lebte er ein echtes und großes Leben, und schuf Werke, die um ihrer selbst willen mit den herrlichsten seiner Nachfolger auf gleicher Linie stehn.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Knabenzeit.

Gotthold Ephraim Leſſing war am 22. Januar 1729 zu Kamenz, einer kleinen Stadt der Ober-Lauſitz im damaligen Kurfürſtenthum Sachſen, geboren. Hinter der Stadt fließt die Elſter, und in der Nähe derſelben liegt ein Hügel, der Hutberg genannt, auf welchem ſich ein Thurm — der Leſſingthurm — erhebt, von welchem man eine ſchöne Ausſicht über die Umgegend genießt. Kamenz, das während des dreißigjährigen Krieges wiederholt ſchweres Leid zu erdulden hatte, ward 1845 durch eine Feuersbrunſt faſt gänzlich zerſtört, und das einzige noch erhaltene Gebäude, welches zu Leſſing in direkter Beziehung ſtand, iſt die St. Marienkirche, an welcher ſein Vater mehr als fünfzig Jahre lang den Predigerdienſt verſah.

Wir können den Stammbaum der Leſſing'ſchen Familie bis in die letzte Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts zurück verfolgen, wo uns der Name des kurſächſiſchen Pfarrers Clemens Leſſigk auf der Liſte der Unterzeichner der ſogenannten Concordienformel begegnet. Seine Nachkommen lebten während dreier Generationen in dem Städtchen Schkeuditz, wo der Urgroßvater des Dichters, Chriſtian Leſſing, Bürgermeiſter war. Derſelbe verarmte plötzlich durch Brandunglück und konnte ſeinem, 1647 kurz vor dem Ende des dreißigjährigen Krieges geborenen Sohne Theophilus nur zwei Thaler auf die hohe Schule zu Leipzig mitgeben. Theophilus, dem es an Geiſt und Gewandtheit nicht fehlte, ſchlug ſich jedoch als Hofmeiſter

der Söhne eines der beiden Bürgermeister von Leipzig tapfer durch, bis er nach Beendigung seiner philosophischen und juridischen Studien zur Magisterwürde gelangte. Es verdient Erwähnung, daß seine Doktor-Dissertation „De religionum tolerantia" handelte, und daß er in derselben nicht etwa nur die Duldung der drei Hauptreligionen im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, sondern die allgemeine Duldung aller Religionen verfocht. Das war im siebzehnten Jahrhundert ein so kühnes Unterfangen, daß Karl Lessing, der Bruder und Biograph Gotthold's, sich zu der allerdings übertriebenen Bemerkung versteigt, Theophilus hätte der Voltaire Deutschlands werden können. Immerhin ist es nicht ohne Bedeutung, daß der Befreier des deutschen Gedankens vom Joch einer engherzigen Theologie einem freidenkenden Geschlecht entstammte. Theophilus kam später als Rathsherr nach Kamenz, wo er in seinen letzten vierundzwanzig Lebensjahren das Bürgermeisteramt verwaltete. Er starb über achtzig Jahre alt, ein Jahr vor der Geburt des Enkels, dem eine so ruhmvolle Laufbahn beschieden sein sollte.

Als Lessing geboren ward, war sein Vater, Johann Gottfried, lutherischer Diakonus zu Kamenz, wo er einige Jahre nachher zum Pastor primarius oder Hauptprediger aufrückte. Er erhob sich in mancher Beziehung über die Durchschnittsbildung seines Standes. Er hatte in Wittenberg studirt, wo er sich nicht allein der klassischen und orientalischen Sprachen gründlich befliß, sondern auch Französisch und, was zu jener Zeit in Deutschland ziemlich selten war, Englisch mit Eifer erlernte. Ursprünglich schwebte ihm die Laufbahn eines Universitätslehrers vor; als er jedoch mit fünfundzwanzig Jahren — er war 1693 geboren — zu einer Pfarrstelle in seiner Vaterstadt berufen ward, hielt er es für seine Pflicht, diesem Rufe zu folgen. 1725 heirathete er Justine Salome Feller, die Tochter des Pastor primarius, dessen Amtsnachfolger er später ward. Der Ehe entsprangen zwölf Kinder, zehn Söhne und zwei Töchter. Zu jener Zeit ward selbst ein Hauptprediger schlecht besoldet, und das würdige Paar fand es schwer, bei seinen geringen Einkünften eine so zahlreiche Familie standesgemäß zu erziehen. Oft waren sie stark verschuldet, aber Vater Lessing war ein steifer Mann, der sich niemals von widrigen Umständen erdrücken ließ. Sein ganzes

Leben hindurch setzte er die in Wittenberg so eifrig begonnenen Studien fort. Er war der erste Uebersetzer von Tillotson's „Glaubensregel", und schrieb mancherlei Originalarbeiten theologischen Inhalts, deren einfacher und verständlicher Stil wohlthuend gegen die Pedanterie und den Schwulst der meisten geistlichen Schriftsteller damaliger Zeit absticht. Nichts weniger als ein Zelot, war er ein streng orthodoxer Lutheraner, ein entschiedener Gegner der römisch-katholischen Kirche, der sich jedoch eben so wenig zum Pietismus wie zum Skepticismus hinneigte.

Er war ein Mann von sehr energischem Charakter, der aufs eifrigste für dasjenige eintrat, was ihm als Recht erschien. Sein Temperament war aufbrausend, und oft entfuhr ihm ein übereiltes Wort, das er später bereute. Lessing giebt ein ergötzliches Bild von ihm in einem fragmentarischen, anscheinend nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Selbstgespräch. „Nun wohlan," ruft er beim Empfang einer ärgerlichen Nachricht aus, — „nun wohlan, meine liebe, Irascibilität! wo bist du? wo steckst du? du hast freies Feld. Brich nur los! tummle dich brav! . . . knirsch mir die Zähne, schlage mich vor die Stirne, beiß mich in die Unterlippe! Indem thue ich das Letztere wirklich, und zugleich steht er vor mir, wie er lebte und lebte, — mein Vater seliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn Etwas zu wurmen anfing; und so oft ich mir ihn einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. So wie, wenn ich mir ihn auf Veranlassung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß sein kann, daß die Zähne sogleich auf meiner Lippe sitzen. Gut, alter Knabe, gut. Ich verstehe dich. Du warst ein so guter Mann, und zugleich ein so hitziger Mann. Wie oft hast du mir selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne in dem Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitztest, so leicht in der Hitze dich übereiltest. Wie oft sagtest du mir: Gotthold! ich bitte dich, nimm ein Exempel an mir, sei auf deiner Hut! Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigstens gern in dir gebessert haben."

Man liebt den braven Pastor wegen dieser kleinen Aufwallungen zornmüthiger Ungeduld nicht minder, denn es waren Aufwallungen einer im innersten Kerne edlen Natur. Seine Kinder liebten und verehrten ihn, und als er starb, empfand der mehr als vierzig-

Digitized by Google

jährige Lessing auf's herbste seinen Verlust. Trotz seiner Armuth war er stets bereit, seine Habe mit noch Bedürftigeren zu theilen, und um seinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben, entzog er sich Vieles, was damals selbst Handwerkern als ein unerläßliches Lebensbedürfniß erschien.

Es ist eine landläufige Vorstellung, daß alle bedeutende Männer bedeutende Mütter gehabt haben. Das ist ein vielleicht nur aus einzelnen Beispielen abstrahirter Schluß; jedenfalls war Lessing's Mutter durchaus nicht bedeutend. Sie war eine biedere, rechtschaffene Frau, die zu ihrem Gatten mit unbegrenzter Ehrfurcht emporblickte, und den Kindersegen, der ihr in fast allzu reichem Maße beschert wurde, mit sanfter Ergebung ertrug — das ist so ziemlich alles Vortheilhafte, was uns von ihr bekannt ist. Ihre Vorstellungen von dem, was sich schickte, waren beschränkt, wie es sich von der Tochter und Gattin eines Predigers erwarten ließ. Es mißfiel ihr durchaus, ihre Kinder irgendwie von der Bahn des Gewöhnlichen abweichen zu sehen, und sie konnte bitter und halsstarrig werden, wenn eins ihrer Lieben einen selbständigen Lebensweg einschlug.

Das älteste Kind war eine Tochter, Justine Salome; dann folgte Gotthold Ephraim. Nach seinem späteren Charakter zu urtheilen, muß er ein lebhaftes, heiteres, unruhiges Kind gewesen sein, — eine Annahme, welche durch ein Portrait des siebenjährigen Knaben bestätigt wird, das man vor einiger Zeit unter allerlei altem Gerümpel in einer Bodenkammer der St. Marienkirche wieder auffand. Neben ihm sitzt ein jüngerer Bruder, Theophilus, der ein Lämmchen mit Brot füttert. Gotthold hat ein Buch in der Hand, unter und neben dem Stuhle liegen gleichfalls Bücher. „Es ist äußerst merkwürdig," sagt ein Beurtheiler des Bildes, „wie in den Gesichtszügen des Knaben schon die des Mannes Lessing vorgezeichnet erscheinen: hohe Stirn, weite, helle, offene Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein freundliches Lächeln. Es ist kein schöner Knabe, aber ein Knabe voll lecker Lebhaftigkeit." Die „weiten, hellen, offenen Augen" waren dunkelblau, und harmonirten gut mit der reichen Fülle seines hellbraunen Haares.

Die Verhältnisse, unter denen er heranwuchs, waren von der einfachsten Art. Täglich, Morgens und Abends, versammelte der

Pastor seine Familie zum Gebete, und da er der Verfasser eines Katechismus war, versteht es sich von selbst, daß der Unterricht seiner Kinder in den Glaubenslehren der lutherischen Religion nicht vernachlässigt wurde. Die Studien des Vaters übten einigen Einfluß auf Gotthold. Der alte Herr pflegte später zu erzählen, daß sein ältester Sohn von frühester Kindheit an mit Lust und Leichtigkeit lernte und sich am liebsten die Zeit mit Lektüre vertrieb.

Eine Zeitlang genoß Lessing den häuslichen Unterricht eines Vetters, Christlieb Mylius, dessen Bruder uns später begegnen wird. Dann besuchte er die Kamenzer Stadtschule. Da seine Eltern ihn jedoch frühzeitig der geistlichen Laufbahn bestimmten, wurde bald ein anderer, mehr Erfolg versprechender Erziehungsplan zur Ausführung gebracht.

Es gab damals in Sachsen drei berühmte sogenannte Fürstenschulen, welche der Kurfürst Moritz zur Zeit der Reformation aus den Gütern dreier aufgehobenen Klöster gegründet hatte. Sie waren hauptsächlich für die Erziehung von Knaben bestimmt, welche sich dem lutherischen Priesterstande zu widmen gedachten. An einer dieser Schulen, der Fürstenschule zu St. Afra in Meißen, wurde für Lessing eine Freistelle erwirkt, und seine Aufnahme daselbst erfolgte im Sommer 1741.

In dieser Schule herrschte eine überaus strenge, fast klösterliche Zucht. Ein großer Theil der Zeit ward auf die Lektüre und Auslegung der Bibel verwandt, und die Knaben wurden systematisch in der Theologie und Kirchengeschichte unterrichtet; doch wurden auch die alten Sprachen nicht vernachlässigt. Einige Stunden waren der französischen Sprache, der Mathematik, der Geographie und Geschichte gewidmet; in den höheren Klassen ward auch Hebräisch, Logik und Ethik gelehrt. Das Hauptgewicht lag jedoch, neben der Religion, auf dem Studium des Lateinischen und Griechischen, das freilich ziemlich trocken und geistlos betrieben ward, und sich meist auf Einprägung und Anwendung der grammatischen Regeln, besten Falls auf die Anfertigung korrekt gebauter lateinischer Verse beschränkte.

Man findet es zuweilen interessant, wenn bei einem ausgezeichneten Schriftsteller ein glänzendes Mannesalter im Kontrast zu einer trägen Jugendzeit steht; aber bei Lessing findet sich kein solcher

Kontraſt. Er war eine jener Naturen, die bis zu ihrem Ende fortreifen, aber die ſchon frühzeitig blühen. „Er iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß," ſchrieb der Rektor an ſeinen Vater, als Leſſing ſchon über vier Jahre die Schule beſucht hatte; „die Lektiones, die Andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht." Er ſchrieb ſpäter eine ſehr kraftvolle und korrekte lateiniſche Proſa, und ſeine lateiniſchen Epigramme ſind ſo glatt und dem Geiſte Martial's ſo treu, wie irgendwelche damaliger Zeit. Dennoch ſoll er wenig Sorgfalt auf die Stilübungen verwandt haben, mit denen die Mehrzahl der Knaben ſich täglich beſchäftigte. Es war die unmittelbare Berührung mit dem Geiſte der alten Schriftſteller, welche ſeine Sympathie und ſein Intereſſe erweckte.

Auf dieſen Fürſtenſchulen herrſchte der treffliche Brauch, den Schülern der oberen Klaſſen allwöchentlich für eine gewiſſe Zeit die Wahl ihrer Arbeiten freizuſtellen. Man erwartete, daß ſie dieſe Zeit gut anwenden würden, ſchrieb ihnen aber kein beſtimmtes Studium vor. Die Lieblingsſchriftſteller Leſſing's in dieſen Freiſtunden waren Theophraſt, Plautus und Terenz, deren Werke ihm in der klöſterlichen Abgeſchiedenheit ſeines Schulaufenthalts die Bekanntſchaft mit der Außenwelt, mit dem menſchlichen Leben und Treiben vermittelten.

Einen großen Einfluß auf Leſſing übte Herr Klemm, der Lehrer der Mathematik zu St. Afra, ein begabter, vielſeitig gebildeter Mann, der freilich, wie manche Gelehrte, in den Schulſtunden nicht immer die nöthige Disciplin aufrecht zu erhalten wußte. Es war eine ſeiner Lieblingsäußerungen, daß man die Erlernung der Sprachen nicht als Selbſtzweck, ſondern nur als den Schlüſſel betrachten müſſe, der uns die Schätze der Literatur, der Wiſſenſchaft und Philoſophie erſchließe. Dies ſtimmte mit Leſſing's Geiſtesrichtung überein und beſtärkte ihn in derſelben. Der Einfluß des Herrn Klemm veranlaßte ihn, mit Eifer Mathematik zu treiben. Er überſetzte drei Bücher des Euklid, begann die Materialien zu einer Geſchichte der Mathematik zu ſammeln, und ſeine Abſchiedsrede beim Verlaſſen der Schule handelte „De mathematica barbarorum." Als er im Jahre 1758 ſeinen Freund Mendelsſohn bat, ihm ſeine Gedanken über die Schönheitslinie mitzutheilen, fügte er hinzu: „Schreiben Sie mir es aber ſo, daß ich es verſtehe; denn

Digitized by Google

von der Geometrie weiß ich jetzt weniger, als ich jemals gewußt habe. Komme ich aber wieder nach Berlin, ſo ſollen Sie erſtaunen, wie ſehr ich mich darauf legen will." Leſſing's erſtaunliche Gabe einer klaren Beweisführung, ſeine Gewandtheit in der Aufdeckung von Trugſchlüſſen, und ſeine Freude an der Verfolgung von Grundſätzen bis in ihre letzten Konſequenzen verdankte er unzweifelhaft zu einem großen Theil ſeiner Uebung in der Beſchäftigung mit mathematiſchen Problemen. Auch gewann er durch den fortgeſetzten Verkehr mit ſeinem Mathematiklehrer einiges Intereſſe für die Naturwiſſenſchaften, insbeſondere für die Phyſik, das er zeitlebens bewahrte. Denſelben Einfluſſe verdankte er eine umfaſſende Bekanntſchaft mit den beſten Erzeugniſſen der zeitgenöſſiſchen deutſchen Literatur.

Leſſing's ernſtes Studium des Plautus und Terenz hatte nicht allein einen nachhaltigen Nutzen für ſeine allgemeine Bildung; daſſelbe erweckte auch in ihm eine leidenſchaftliche Liebe für die Komödie, worin ihn ſeine franzöſiſche Lektüre noch beſtärkte. Er begann ſogar eigene dramatiſche Pläne zu erſinnen. „Schon in Jahren," erzählt er, „da ich nur die Menſchen aus Büchern kannte — beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt! — beſchäftigten mich die Nachbildungen von Theren, an deren Daſein mir nichts gelegen war." Einen Luſtſpielverſuch — „Damon, oder die wahre Freundſchaft" — führte er aus, und obſchon derſelbe an ſich geringen Werth beſitzt, iſt es doch für einen Knaben eine höchſt anerkennenswerthe Leiſtung, und intereſſant als der erſte Schritt auf einer Laufbahn, in welcher er ſpäter ſo großen Ruhm gewinnen ſollte. Der Zweck des Stückes iſt, einen vollkommenen Typus der Treue und des Edelmuths darzuſtellen. Zwei Freunde, Damon und Leander, lieben eine Wittwe, die ſich eine Zeit lang nicht entſchließen kann, wem von ihnen ſie ihre Hand geben will. Endlich verfällt ihre Magd, Liſette, auf ein Mittel, die beiden Bewerber zu prüfen. Jeder von ihnen hat ein Schiff auf dem Meere, das ſein ganzes Vermögen trägt, und es wird ihnen angekündigt, daß derjenige den Vorzug erhalten werde, deſſen Entrepriſe am glücklichſten ausfalle. Unmittelbar vor dieſem Beſcheide hat Leander erfahren, daß ſein Schiff untergegangen ſei. Er iſt in Verzweiflung, aber Liſette bringt ihn auf die Idee, Damon den Vorſchlag zu

Digitized by Google

machen, daß sie als Beweis ihrer Freundschaft die Schiffe mit einander tauschen sollen, und er ist schlecht genug, diesen Plan mit Gier zu ergreifen. Damon kommt ihm jedoch zuvor; denn dieser will nicht einmal die Möglichkeit dulden, einen Vortheil über seinen Freund zu erringen, und in Unkenntniß des vermeintlichen Unfalls begehrt er, daß sie ihren Gewinnst gleichmäßig mit einander theilen. Mit einer Schaustellung exaltirten Gefühls willigt Leander ein. Schließlich kommt heraus, daß Damon's, nicht Leander's Schiff untergegangen ist; und jetzt vergißt natürlich Leander ihren Vertrag, und begehrt die Hand der Wittwe. Aber diese hat seinen wahren Charakter kennen gelernt, und weist zu Gunsten Damon's nicht nur Leander, sondern auch einen dritten Bewerber zurück, der plötzlich auf der Bühne erscheint und ihr, auf große Reichthümer pochend, einen Antrag macht. Der entlarvte Leander will beschämt abziehen, aber Damon ruft ihn edelmüthig zurück und verzeiht ihm. „Ich weiß," sagt er, „wie schwer es ist, einen Freund zu finden; und will man ihn schon des ersten Fehlers wegen verlassen, so wird man zeitlebens suchen und keinen erhalten." „Damon," erwidert Leander, „urtheilen Sie aus diesen Thränen, ob ich gerührt bin." „Damon, Damon!" ruft die Wittwe aus, „ich befürchte, ich befürchte, ich werde eifersüchtig werden; keines Frauenzimmers wegen zwar nicht, aber doch gewiß Leander's wegen!"

Ein solcher Entwurf beweist, daß der Verfasser weder das Leben noch die Bühne kennt; aber es ist bemerkenswerth, daß er in so jungen Jahren überhaupt Etwas geschrieben hat, was das Aussehen eines Lustspiels trägt, und hie und da wird der Leser durch eine frische Lebendigkeit des Gedankens und Ausdrucks überrascht.

Ein anspruchsvollerer Versuch war Lessing's zweites Stück, „Der junge Gelehrte"; allein da dies nur theilweise auf der Schule entworfen und ausgeführt ward, sei desselben hier nur beiläufig gedacht. Er versuchte sich auch in Originalarbeiten anderer Art. In Haller's Stil begann er ein philosophisches Gedicht, „Ueber die Vielheit der Welten," von dem ihm noch Manches in späteren Jahren „ganz erträglich ausgedrückt" erschien, und in Gleim's Spuren wandelnd, ergötzte er sich damit, den Anakreon zu übersetzen und nachzuahmen.

Digitized by Google

Ein kleiner Aufſatz „Von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern," den er zu Neujahr 1743 als Glückwunſchrede für ſeinen Vater ſchrieb, zeigt in unreifer Form viele der charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeines Proſaſtils. Er ſpielt mit Verachtung auf „die einfältigen, ſchwermüthigen, mißvergnügten und undankbaren Leute" an, welche ſtets darüber klagen, daß die Welt immer ſchlechter werde. Der Zweck dieſes Aufſatzes iſt, ſowohl auf Grund der Vernunft wie der heiligen Schrift nachzuweiſen, daß die heutige Zeit eben ſo gut wie die vergangene ſei, und daß die künftige eben ſo gut wie die heutige ſein werde. Aeußerungen wie: „Die Welt hat in ihrer Art die größte Vollkommenheit," „Alles in der Welt muß mit einander übereinſtimmen," „Gott erhält die Welt durch eine Menge gewiſſer Kräfte, welche er derſelben anerſchaffen hat," „Dieſe Kräfte ſind noch in eben der Menge und Beſchaffenheit vorhanden, als ſie im Anfange der Welt geweſen ſind," beweiſen, daß er ſchon als vierzehnjähriger Knabe — wahrſcheinlich durch die Geſpräche mit Herrn Klemm — etwas von philoſophiſchen Spekulationen verſtand. Der Stil iſt etwas ſteif, aber die Gedanken ſind logiſch geordnet, und ſeine Anſicht tritt in ſeinen Worten mit abſoluter Deutlichkeit hervor.

Während ſeines Aufenthaltes zu St. Afra nahm Leſſing erklärlicher Weiſe Einiges von dem dort herrſchenden pedantiſchen Tone an. Ein Brief an ſeine Schweſter vom Jahre 1743 iſt in einem ergötzlich ſtrengen Tone abgefaßt. Er kanzelt ſie ab, weil ſie ihm nicht geſchrieben, ſei es nun, daß ſie nicht ſchreiben könne oder nicht ſchreiben wolle. Beides iſt in den Augen des jungen Sittenpredigers ſtrafbar. Er vermag nicht zu begreifen, wie man ein vernünftiger Menſch ſein, vernünftig reden könne, und doch nicht im Stande ſein ſollte, einen Brief aufzuſetzen. „Schreibe wie du redeſt, ſo ſchreibſt du ſchön." Sie hatte ſchon mit zwölf Jahren die Schule verlaſſen, weil ſie es für eine Schande hielt, mehr zu lernen: „allein wer weiß, welches die größte Schande iſt, in ſeinem zwölften Jahre noch Etwas zu lernen, als in ſeinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre noch keinen Brief ſchreiben können?" Da er ihr am 30. December ſchreibt, gedenkt er im Vorbeigehen des neuen Jahres: „Faſt Jeder wünſchet zu dieſer Zeit Gutes. Was werde ich dir aber wünſchen? Ich muß wohl was Beſonderes haben. Ich wünſche,

Digitized by Google

daß dir dein ganzer Mammon gestohlen würde! Vielleicht würde es dir mehr nützen, als wenn Jemand zum neuen Jahr deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte.“ Ein fünfzehnjähriger Bursche, der in dieser überlegenen Weise schreibt, macht sich just nicht angenehm; aber man kann nicht umhin, ein freundliches Herz und eine ungewöhnliche Geisteskraft unter dieser harmlosen Protektorniene zu erkennen.

„Ein guter Knabe, nur etwas moquant“, schrieb einer der Inspektoren über diesen willenskräftigen Zögling. Die Thatsache jedoch, daß er ein Lustspiel wie „Der junge Gelehrte“ entwerfen konnte, beweist, daß seine spöttische Laune sich eben so sehr gegen seine eigenen Fehler wie gegen die seiner Kameraden wandte. Für die schlichte Wahrhaftigkeit seines Charakters spricht ein kleiner Vorfall aus der letzten Zeit seiner Schuljahre. Einige der obersten Zöglinge fungirten als Aufseher über ihre jüngeren Mitschüler und wohnten Sonnabends den Lehrer-Konferenzen bei. In einer solchen Konferenz frug der Rektor, warum wohl die Schüler in dieser Woche, in welcher der Konrektor Höre die Oberaufsicht geführt, so spät zum Gebet erschienen seien. „Das weiß ich“, flüsterte Lessing einem Kameraden ins Ohr. Der Rektor, welcher diese Worte gehört hatte, befahl ihm, zu sagen, was er wisse. Lessing schwieg Anfangs, auf wiederholtes Andringen aber gestand er offen: „Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Glockenschlage, daher denkt Jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an“. „Admirabler Lessing!“ rief der erstaunte Lehrer aus, der die Wahrheit des Sachverhalts nicht in Abrede stellen konnte; aber er vergaß ihm nie diesen Tort. Als Lessing's Bruder Theophilus dieselbe Schulanstalt bezog, begrüßte ihn der Konrektor mit der Mahnung: „Sei fleißig, aber nicht so naseweis wie Dein Bruder!“ Der würdige Schulmann mochte noch aus anderen Ursachen Lessing nicht besonders gewogen sein; denn wahrscheinlich durchschaute kein anderer Knabe so klar die schwachen Seiten des Unterrichts und derer, die ihn ertheilten. „Ich habe,“ schrieb er 1750 seinem Vater, „in Meißen schon geglaubt, daß man Vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzo sehe ich es noch viel deutlicher ein.“ Drei Monate später, als der Konrektor in einem lobenden Bericht über Theophilus einige mißliebige Worte über seinen früheren Zög-

Digitized by Google

ling hatte einfließen lassen, schrieb Lessing wieder an den Vater: „Dem guten Herrn Konrektor hat es gefallen, seinen Groll gegen mich auch noch in diesem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kann aber nichtsdestoweniger versichert sein, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, ob es mich gleich gar nicht reuet, daß ich ihm nicht in Allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen machen kann, das ist, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht ob sie nicht Pedanten sind." Es liegt zu Tage, daß Lessing's Achtung vor der Autorität selbst in frühester Jugend nicht sonderlich groß war.

Ein Knabe von unabhängigem Geiste, der seine Lehrer nach einem idealen Maßstabe zu beurtheilen beginnt, sehnt sich naturgemäß nach Befreiung. Das Räderwerk der Schule ist ihm zuwider; er hat alles Gute, was sie ihm geben konnte, von ihr empfangen, und fühlt sein geistiges Leben durch Aufgaben, welche dasselbe einst nährten und bereicherten, jetzt gedrückt und beengt. Lessing befand sich in diesem Falle. Die vorschriftsmäßige Lehrzeit zu St. Afra dauerte sechs Jahre, aber bevor er fünf Jahre dort gewesen war, hatte er die oberste Abtheilung der ersten Klasse erreicht. Er bat daher seinen Vater, ihn aus der Schule zu nehmen. Dem Pastor, welcher pedantisch an der hergebrachten Ordnung hing, mißfiel der Gedanke; endlich jedoch, im Frühling 1746, bat er um die Entlassung seines Sohnes. Das erste Gesuch ward abgelehnt; aber Lessing, den nach Freiheit dürstete, ließ seinem Vater keine Ruhe, bis derselbe einen erneuten Versuch machte, welcher diesmal zum Zweck führte. Am 30. Juni reiste er nach Hause ab, herzlich froh, den unleidlich gewordenen Fesseln entronnen zu sein.

Ein Brief an seinen Vater vom 1. Februar 1746 kontrastirt stark mit dem zwei Jahre vorher an seine Schwester geschriebenen. Er ist einfach und offenherzig, ohne jede Spur krankhafter Selbstüberhebung. Auf Veranlassung seines Vaters hatte er ein Gedicht an den Oberstlieutenant v. Carlowitz — den Gönner, welchem er die Freistelle zu St. Afra verdankte — geschrieben, und der Vater hatte eine verkürzte Umarbeitung des poetischen Sendschreibens gewünscht. Lessing verspricht, sich dieser Arbeit zu unterziehen, fügt aber bezeichnend hinzu, daß er dieselbe als eine unnütze Zersplitterung

Digitized by Google

seiner Zeit betrachte. „Der beste Trost dabei ist, daß es auf Dero Befehl geschehen."

Der Brief bezieht sich im Uebrigen auf ein Ereigniß, das Lessing in rauhe Berührung mit der äußeren Welt brachte und seine Sehnsucht, die Schule zu verlassen, stark erhöhte. Am 15. December 1745 ward in nächster Nähe von Meißen die Schlacht von Kesselsdorf geliefert, in welcher die verbündete Macht der Sachsen und Oesterreicher entscheidend aufs Haupt geschlagen wurde. Ganz Meißen ward jetzt ein großes Lazareth; in den meisten Häusern lagen 30 bis 40 Verwundete, denen sich aus Furcht vor Fieberansteckung Niemand zu nahen wagte. „Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt," schreibt Lessing an seinen Vater, „kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte Alles in ihr, jetzt scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sah, jetzo siehet man einen Haufen Verwundeter hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Coenacul ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleinen Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, eben so wenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter die drei eingezogenen Tische wieder herzustellen." Selbst inmitten einer solchen Umgebung schreibt Lessing ruhig, allein das Gesehene machte einen tiefen Eindruck auf ihn und gab ihm eine Anschauung von den Schrecknissen des Krieges, welche alle sentimentalen Vorstellungen von der wahren Natur desselben verscheuchte.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Leipzig.

1.

Als Leſſing von der Schule nach Hauſe kam, ſtand er in ſeinem achtzehnten Jahre. Da er Wenig von der Welt geſehen hatte, war er ſchüchtern und lintiſch, aber er hatte ſchon Proben eines ſcharfen und raſtloſen Geiſtes abgelegt und träumte von einer Zukunft, welche nicht durch die engen Schranken des Kamenzer Lebens begrenzt war. Da ſeine Eltern ihn für den geiſtlichen Stand beſtimmt hatten, würde er wahrſcheinlich auf die Wittenberger Univerſität geſandt worden ſein, die, als die Heimat der Reformation, ihren Ruf als theologiſche Schule bewahrt hatte; aber für Leipzig hatte der Kamenzer Magiſtrat ein Stipendium zu vergeben, und der Hauptpaſtor, der jetzt eine zahlreiche Familie beſaß, war nicht vermögend genug, ſich dieſe Chance entgehen zu laſſen. So bezog Leſſing im Herbſt 1746 die Leipziger Univerſität.

Leipzig iſt jetzt eine größere und reichere Stadt als damals, aber ſeine geiſtige Bedeutung hat etwas abgenommen. In Goethe's „Wahrheit und Dichtung" finden wir eine anſchauliche Schilderung des dortigen Lebens und Treibens zwanzig Jahre nachher; die Verhältniſſe waren im Weſentlichen dieſelben, als Leſſing daſelbſt ſeine Studien begann.

Die Univerſität war der Mittelpunkt des geſellſchaftlichen und des geiſtigen Lebens der Stadt. Sie war damals, wie heute noch, eine der angeſehenſten deutſchen Univerſitäten. Unter den theo-

Digitized by Google

logischen Professoren vermochte keiner das Interesse eines strebenden und hochfliegenden Geistes zu erregen; das orthodoxe Lutherthum ward in der herkömmlichen trockenen Weise gelehrt. Eben so wenig zeichneten sich die juristische und medicinische Fakultät sonderlich aus. Die philosophische Fakultät jedoch besaß in den schon genannten Professoren Ernesti und Christ die einflußreichsten Vertreter des erwachenden Interesses an den klassischen Studien und der antiken Kunst. Letzterer darf in gewissem Sinne als ein Vorläufer Winckelmann's gelten, auf den er, wie auf Heyne, beträchtlichen Einfluß übte.

Gottsched hatte, obschon sein Ansehen durch den Streit mit Bodmer stark geschädigt worden war, noch Viel von seiner alten Macht bewahrt und ergebene Anhänger um sich versammelt, die es sich zur Aufgabe machten, seine Ansichten zu vertheidigen und zu verbreiten. Eine Anzahl derselben hatte die „Bremer Beiträge" begründet, in welchen sie zuerst blindlings auf die Worte des Meisters schworen, allmählich jedoch eine freiere und natürlichere Richtung annahmen. Manche der angesehensten Schriftsteller, wie Rabener, J. A. Cramer, Zachariae, die Brüder Joh. Elias und Joh. Adolf Schlegel, später auch Gellert, gehörten zu den Mitarbeitern dieser Zeitschrift. Auch Klopstock schloß sich diesem Kreise an. Er war etwas älter als Lessing, war aber gleichfalls noch Student und nur wenige Monate vor ihm nach Leipzig gekommen. Er arbeitete schon am „Messias", dessen erste drei Gesänge zwei Jahre später in den „Bremer Beiträgen" erschienen. Sentimentale Begeisterung, Eitelkeit und Frömmigkeit waren damals schon die hervorstechendsten Elemente seines Charakters.

2.

Eine kurze Zeit fühlte sich Lessing schier überwältigt durch den Gegensatz zwischen dem stillen Leben zu St. Afra und der unaufhörlichen Bewegung einer großen Stadt. In einem Briefe aus Berlin an seine Mutter schreibt er zwei Jahre nachher, daß er die ersten Monate in Leipzig völlig eingezogen gelebt habe: „Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich eben so selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott." Um die Theologie, wie sie von den Professoren gelehrt wurde,

Digitized by Google

kümmerte er sich nicht, sondern wandte seine Aufmerksamkeit vorwiegend der Literatur zu. Die Professoren Christ und Ernesti waren seine Lieblingslehrer, und von ihnen empfing er die mannigfaltigste Anregung.

Ein Jüngling von so großer Energie und einem so warmen Interesse für das Leben konnte nicht lange in klausnerischer Abgeschlossenheit verharren. Er begann um sich zu blicken; er trat in Verkehr mit anderen Studenten, und die erste Folge davon war, daß er Scham über sich empfand. „Ich lernte einsehen," schreibt er in dem erwähnten Briefe an seine Mutter, „die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Anderen gewahr. Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang, verhaßte Mienen, aus welchen Jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir, bei meiner eignen Beurtheilung, übrig blieben." Er übte sich fortan so eifrig im Tanzen, Fechten und Voltigiren, daß sein Körper bald gelenkiger ward, und durch beständigen Verkehr mit Andern erlangte er jene freie und männliche Haltung, die ihn zeitlebens auszeichnete. Angewidert von dem Formalismus und der Pedanterie der Universität, vernachlässigte er selbst die Vorlesungen von Christ und Ernesti, und obschon er Vielerlei las, hielt er bei seiner Lektüre keinen vorgezeichneten Plan inne. Anfangs wohnte er mit einem Studenten von normaleren Gewohnheiten zusammen; allein dieser junge Herr, der ein Mustergelehrter alten Schlages ward, fand es zuletzt nöthig, sich nach mancherlei fruchtlosen Ermahnungen von einem Gefährten zu trennen, der so rücksichtslos allem Herkommen Trotz bot.

Lessing war von äußerst geselliger Natur. In Einer Beziehung war er sein ganzes Leben lang ein einsamer Mann, denn er hatte Ansichten, die selbst bei seinen liebsten Freunden nur ein ungenügendes Verständniß fanden. Aber wo irgend Genossenschaft möglich war, da suchte er sie, und fand in ihr Trost und Erquickung. Das Treiben der Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen" war im Ganzen zu flickenhaft, um ihn anzuziehen. Sym-

Digitized by Google

pathischer war ihm der Umgang mit dem jungen Professor Käſtner, welcher Vorleſungen mathematiſchen und philoſophiſchen Inhalts hielt, aber auch in den Naturwiſſenſchaften bewandert war, und ein reges Intereſſe für die Literatur beſaß. Er hielt Disputirübungen mit ſeinen Studenten, wobei in freiem Meinungsaustauſche bald dies, bald jenes Thema erörtert ward. Man ging von keinem feſtſtehenden Satze aus, ſondern ſuchte im Wechſelkampf der Gedanken die Wahrheit zu ergründen. Dieſe Methode entſprach vollkommen der Natur Leſſing's, der nur auf dialektiſchem Wege zu abſchließenden Urtheilen gelangte. Er liebte es, einer Anſicht ihr Gegentheil gegenüber zu ſtellen, und fand ſeine Luſt am ſtürmiſchen Aufeinanderplatzen der Geiſter. So konnte er im Eifer des Geſprächs manchmal eine Anſicht vertreten, die ihm fernlag; nicht aus eitler Streitſucht, ſondern um ſich zu vergewiſſern, welcherlei Gründe ſich von denen vorbringen ließen, welche wirklich die von ihm verfochtene Anſicht beſäßen. Selbſt in ſeinem inneren Leben pflegte er durch Kampf zu neuen Schlüſſen zu gelangen. Fand er keinen wirklichen Gegner, ſo erdachte er ſich einen ſolchen und rüſtete ihn mit den ſtärkſten und feinſtgeſchliffenen Waffen aus. Es war daher natürlich, daß er ſich zu Käſtner hingezogen fühlte und den von ihm veranſtalteten Disputationen während ſeiner ganzen Studentenzeit regelmäßig beiwohnte.

Einen intimeren, wenngleich nicht heilſameren Verkehr pflog er mit Chriſtlob Mylius, dem Stiefbruder des jungen Mannes, der ihn eine Zeit lang im väterlichen Hauſe unterrichtet hatte. Dieſer Mylius ſtand bei der Leſſing'ſchen Familie von alter Zeit her in ungünſtigſtem Rufe. Als Leſſing die Kamenzer Stadtſchule beſuchte, veröffentlichte der Rektor derſelben, ein junger Mann, der friſch von der Leipziger Univerſität kam und ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Gottſched's war, eine kleine Abhandlung „Ueber die Schaubühne als eine Schule der Beredtſamkeit." Der Umſtand, daß ein Lehrer der Jugend ein Wort zu Gunſten des Theaters einlegte, genügte, die gute Stadt Kamenz in helle Entrüſtung zu verſetzen. Der Magiſtrat ertheilte dem Frevler eine ernſte Vermahnung, und der Hauptpaſtor Leſſing predigte von der Kanzel herab wider ſolche verderbliche Lehren. Als der Rektor

Digitized by Google

einige Jahre darauf Kamenz verließ, wünschte der einundzwanzigjährige Mylius, welcher damals in Leipzig studirte, ihm in einem langen Gedichte Glück dazu, daß er einer so unwissenden Stadt den Rücken kehre, und machte sich über den Magistrat und den Hauptpastor lustig. Für dies Vergehen ward Mylius bei einem Besuche in Kamenz gefänglich eingezogen und zu öffentlicher Abbitte und einer Geld- und Freiheitsstrafe verurtheilt. Als Lessing nach Leipzig kam, hatte sich Mylius dort in den Ruf eines genialen Sonderlings gebracht. Nach Karl Lessing's Bericht sah man ihn oft mit niedergetretenen Schuhen, zerrissenen Strümpfen und zerlumptem Rocke durch die Straßen schlendern. Da er arm war, luden ihn Freunde manchmal ein, ihre Wohnung zu theilen; allein in der Regel hatten sie Ursache, ihre Gutmüthigkeit zu bereuen, denn er vermochte nie zu begreifen, daß er dort doch nicht völlig zu Hause sei, und seine Gewohnheiten gaben einem wählerischen Sinne mancherlei Anstoß. Er galt jedoch allgemein für einen talentvollen Menschen. Selbst der große Gottsched hatte seine Tüchtigkeit anerkannt, und, von dem literarischen Diktator ermuthigt, hatte er mehrere, mit Beifall aufgenommene Lustspiele geschrieben. Er studirte mit Eifer Naturwissenschaft, in welcher er sich durch mehrere treffliche Arbeiten auszeichnete. Ein Jahr lang hatte er ein Wochenblatt, „Der Freigeist", herausgegeben, das wegen seines freien Tones und kräftigen Stiles nicht geringes Aufsehen erregt hatte. Zur Zeit von Lessing's Aufenthalt in Leipzig gab er zwei andere Zeitschriften, „Die Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" und „Der Naturforscher", heraus, für welche Lessing mehrfache Beiträge lieferte. Letzterer fühlte sich durch seine Originalität angezogen, und ihre Bekanntschaft gestaltete sich bald zu einer so lebhaften Freundschaft, wie sie ohne die tiefste Sympathie der Naturen möglich ist.

Ein anderer Freund Lessing's zu dieser Zeit war Naumann, der Mylius bei seinen journalistischen Unternehmungen zur Seite stand und mit Leichtigkeit so viel Prosa und Verse schrieb, wie man irgend von ihm verlangte. Er war ein freundlicher, gutmüthiger Mensch, etwas verschroben, liebte den Spaß, und nahm die Neckereien seiner Freunde niemals übel auf. Er hatte stets eine Menge

Digitized by Google

ungedruckter Gedichte in der Tasche, die er bei der leisesten Aufforderung vorlas, und die er mit Geschicklichkeit gegen jede feindselige Kritik vertheidigte.

Mehr im gleichen Alter mit Lessing und ein sympatischerer Gesellschafter war der junge Student Weiße, welcher ein oder zwei Jahre vor ihm die Universität bezogen hatte. Obschon ohne Genialität, besaß Weiße schriftstellerischen Ehrgeiz, und erlangte später einen nicht unbedeutenden Ruf als Bühnendichter und Kritiker. Lessing und er waren eine Zeitlang fast unzertrennlich; aber Weiße gesteht selbst in seiner Autobiographie, daß er bei diesem Verkehr lediglich der empfangende Theil war, der sich durch Lessing's überlegene Kenntnisse belehren und von seinen blitzartig aufleuchtenden Ideen begeistern ließ.

3.

Wir haben gesehen, daß Lessing schon auf der Schule Komödien und anakreontische Verse schrieb. Es läßt sich denken, daß er inmitten des bunten Lebens in Leipzig, im täglichen Umgang mit Männern, die ihre ganze Kraft der Literatur widmeten, nicht unthätiger war. Er verfaßte jetzt die meisten jener lyrischen Tändeleien, welche er später in einem Bändchen unter dem Titel „Kleinigkeiten" herausgab, und viele derselben erschienen zuerst in der Mylius'schen Zeitschrift. Diese Gedichte werden in der Regel ziemlich abfällig beurtheilt, aber zu ihrer Zeit wurden sie sehr günstig aufgenommen, und verschafften ihm sofort den Ruf eines echten Poeten. Man kann nicht umhin, bei ihrer Lektüre an die lyrischen Gedichte zu denken, welche zwanzig Jahre später der nächstfolgende große schriftstellerische Genius Deutschlands, Goethe, schrieb, und vielleicht gelangen wir am besten zu einer gerechten Würdigung der Lessing'schen Jugendgedichte, wenn wir sie mit denen des jungen Goethe vergleichen.

Die Jugendlieder Goethe's gehören zu seinen vorzüglichsten Schöpfungen. Ihr melodischer Reiz allein würde ihnen die Unsterblichkeit sichern, denn Goethe besaß jene wesentlichste Eigenschaft des lyrischen Dichters: ein vollkommenes Gefühl für die rhythmische Bewegung. Er hätte den vorübergehenden Empfindungen, welche das Lied festhält, kaum einen unmusikalischen Ausdruck

zu geben vermocht, und viele ſeiner Verſe haften in der Erinnerung wie das leiſe Plätſchern mondlichtbeglänzter Wellen an's Ufer. Es athmet in ihnen auch ein tiefes und leidenſchaftliches Naturgefühl. Nicht daß Goethe viele Bilder der Naturſchönheit in ſeine Lieder verwebt, obgleich dieſelben, wo ſie vorkommen, immer treffend und maleriſch ſind; aber durch unaufhörliche Bezüge und Seitenblicke empfinden wir als den Hintergrund ſeiner Gedanken und des ganzen Dramas menſchlichen Lebens die Herrlichkeit der äußeren Welt. Eine Wendung führt uns den Sonnenuntergang vor Augen; eine anſcheinend faſt zufällige Zeile malt die Unendlichkeit des Himmels, die Pracht der Sterne. Und wir ſchauen der Natur ins Angeſicht, nicht nur um ihrer ſelbſt willen, ſondern wegen alles deſſen, was ſie ſymboliſirt. Eine andere bemerkenswerthe Seite von Goethe's Jugendliedern iſt ihre Behandlung der Liebe. So feurig er war, giebt er uns doch keine Schilderungen bloßer Leidenſchaft. Sein Gefühl läutert und verklärt ſich, indem es ſich in Poeſie umſetzt, und iſt, bei aller Wärme, voll zarter und zärtlicher Anmuth.

Wenden wir uns von Goethe's zu Leſſing's lyriſchen Dichtungen, ſo athmen wir eine ganz andre Atmoſphäre. Die Melodie Leſſing's, wiewohl korrekt und lebendig, iſt ohne beſtrickenden Reiz, und in keinem ſeiner Verſe finden wir eine Spur von Goethe's Vorliebe für Naturwirkungen. Er beſaß in der That Nichts von jener Begeiſterung für die Natur, welche ſpäter ſo allgemein ward, und in unſeren Tagen zu ſo viel falſcher Empfindſamkeit führte. Er erſchreckte einſt einen allzu ſchwärmeriſchen Freund durch das Ausſprechen des Wunſches, daß der Frühling ſich zur Abwechſelung einmal in Roth kleiden möchte — das ewige Grün ſei ſo ermüdend! Er gehörte zum Theil noch zu einer Generation, die ſich hauptſächlich mit Verſtandesproblemen beſchäftigte, und deren Poeſie größtentheils nur verſificirte Moral war. Aber auch wenn er in der zweiten ſtatt in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hätte, würde er ſchwerlich einer romantiſchen Naturauffaſſung zugänglich geweſen ſein. In dieſer, wie in mancher anderen Hinſicht näherte ſein Charakter ſich mehr dem antiken als dem modernen Typus.

Was Leſſing's Behandlung der Liebe betrifft, ſo begegnet uns in derſelben Nichts von Goethe's Schwung und Adel des Gefühls.

Digitized by Google

Liebe und Wein sind fast seine einzigen Themata, allein beide ganz von demselben Standpunkte betrachtet. Das heißt, er blickt auf die Liebe nur wie auf einen Zeitvertreib für eine müßige Stunde; keine Andeutung davon, daß sie die allmächtige Leidenschaft eines ganzen Lebens sein könnte!

Es wäre indeß unbillig, diese „Kleinigkeiten" nach einem Maßstabe zu beurtheilen, dem sie nicht zu entsprechen gedachten. Sie wollten nicht allzu ernsthaft genommen sein, und sie haben wenigstens Einen großen Vorzug — sie sind nicht langweilig. Zudem kam der Impuls zu diesen Gedichten mehr von außen, als von innen. Es war damals Mode, solche Verse zu schreiben, und wenn man Lessing wegen jedes muthwilligen Scherzes beim Wort nehmen wollte, müßte man ihn der seltsamsten Ansichten bezichtigen: daß man wohl zu viel, aber niemals genug trinken könne; daß es eben so abgeschmackt für einen Mann sei, niemals betrunken, als für ein Weib, niemals verliebt zu sein; daß man den Türken um seine Freiheit in Betreff der Heirathsgesetze beneiden, aber durch das Verbot des Weintrinkens von dem Wunsche, Türke zu werden, abgeschreckt werden müsse; daß, wenn der Mann eines zänkischen Weibes zu oft ins Weinhaus geht, sie sich naturgemäß auf eine noch unerlaubtere Weise rächt ꝛc. Nichts wäre unrichtiger, als die Annahme, daß Lessing selbst an dergleichen sinnlichen Ausschweifungen Gefallen gefunden hätte. Selbst wenn er dazu geneigt gewesen wäre, würden seine ärmlichen Mittel ihm nichts Dergleichen gestattet haben. Es waren eben lediglich Spiele des Witzes und der Phantasie. Als seinem Vater, der wenig von solchen poetischen Tändeleien hielt, einige derselben in die Hand fielen, machte er dem Sohne die derbsten Vorwürfe. Lessing antwortete: „Ich glaube nicht, daß mir sie der strengste Sittenrichter zur Last legen kann. Vita verecunda est, Musa jocosa mihi. So entschuldigte sich Martial in gleichem Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringsten damit harmonire. Sie verdienen auch Nichts weniger als den Titel, den Sie ihnen als allzu strenger Theologe geben. Sonst würden die Oden und Lieder des größten Dichters unsrer Zeiten, des Herrn von Hagedorn, noch eine viel ärgre Benennung werth sein. In der That ist Nichts als meine Neigung, mich in

allen Arten der Poesie zu versuchen, die Ursache ihres Daseins. Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukömmt, so wagt man sich oftmals in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kann, da man sich in einer andern vielleicht zu einer wunderswürdigen Höhe hätte schwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieser Arbeit abgebrochen habe, und es müde geworden bin, mich in solchen Kleinigkeiten zu üben."

Bei Alledem würde Lessing derartige Versuche nicht in so großer Zahl angefertigt haben, wenn er nicht ein lebhaftes Vergnügen daran gefunden hätte. Ohne uns allzu streng an die von ihm ausgesprochenen Empfindungen zu halten, können wir uns daher aus seinen Versen immerhin ein allgemeines Bild seines Lebens in Leipzig machen; und das Bild, welches wir so gewinnen, ist das eines geistvollen, lebhaften, leichtherzigen Jünglings, der die ernsteren Aufgaben des Daseins nicht gerade vernachlässigt, der aber das Vergnügen erhascht, wo es sich eben bietet, der sich des Umgangs mit gleichgestimmten Geistern erfreut, oft und herzlich lacht, und manchen launigen Witz über die Schwächen und den falschen Schein der Gesellschaft hervorsprudelt. Er ist so fern wie möglich von jeder Pedanterie, er streift selbst die Sitten und Manieren eines regelrechten Studenten nach Kräften ab, und affektirt die eines sorglosen und feingebildeten Mannes von Welt.

4.

So wichtig der Verkehr mit anderen Geistern und seine ersten schriftstellerischen Versuche waren, den Haupteinfluß während seines Leipziger Aufenthalts empfing Lessing vom Theater. Die Gesellschaft, mit welcher Gottsched seinen Plan, eine Nationalbühne zu schaffen, auszuführen versucht hatte, war vor einiger Zeit zu Grunde gegangen; aber Frau Neuber hatte eine andre zusammengebracht, welche mehrere ausgezeichnete Schauspieler enthielt, darunter Koch, der später einer der vorzüglichsten Bühnendarsteller seiner Zeit wurde. Man gab immer noch Stücke im Gottsched'schen Stil, aber sein Geschmack war nicht mehr das ausschließliche Muster der Vortrefflichkeit, und gelegentlich wagte Frau Neuber, die Versuche junger Autoren zur Aufführung zu bringen. Auf ihrer Bühne ge-

wann Lessing den ersten Einblick in das Wesen der Schauspielkunst.

Eine neue Welt ging ihm dort auf, deren Zauber ihn mehr und mehr gefangen nahm. Allabendlich besuchte er das Theater mit seinem Freund Weiße. Durch Mylius' Einführung ward ihm der Zugang hinter die Koulissen gestattet, und bald ward er ein täglicher Gefährte der Schauspieler, deren offenes Wesen und Freiheit von allem conventionellen Zwang ihn entzückte. Für eine schöne junge Schauspielerin, Fräulein Lorenz, deren Leistungen er in späterer Zeit nicht sonderlich bewunderte, empfand er zudem ein weit herzlicheres Gefühl, als bloße Achtung. Kurz, das Theater ward ihm, was nach dem Wunsche seiner Eltern die Hörsäle ehrsamer Theologen hätten sein sollen, und zuweilen dachte er sogar ernstlich daran, selbst Schauspieler zu werden.

Es war unter solchen Umständen natürlich, daß er bald für die Bühne zu schreiben begann. Zuerst übersetzte er in Gemeinschaft mit Weiße zwei Stücke aus dem Französischen, Marivaux's „Hannibal" und „Der Spieler" von Regnard. Lessing's Antheil an der ersteingenannten Arbeit hat sich erhalten. Er hat das Stück in gereimten Alexandrinern übersetzt, denen es nicht an Kraft und Würde mangelt. Seine erste bedeutendere dramatische Leistung war indeß das Lustspiel „Der junge Gelehrte", in welchem Plan und Charaktere ganz von seiner eignen Erfindung sind. Er hatte eines Tages ein mit großem Beifall aufgenommenes Stück der Gottsched'schen Richtung scharf beurtheilt. Als seine Freunde ihm antworteten, Tadeln sei leichter als Bessermachen, nahm er die Herausforderung an, und beschloß, den auf der Schule verfaßten Entwurf des „Jungen Gelehrten" auszuführen. Bald darauf zeigte er das fertige Stück Kästner'n, der sich sehr günstig darüber aussprach. Dann reichte er es der Frau Neuber ein, die mit sicherem Scharfblick das Werk eines auftauchenden Genius darin erkannte, und es sofort annahm. Binnen Kurzem ward es einstudirt und im Januar 1748 zur Aufführung gebracht. „Wenn," schrieb er später, „nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hätte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keins von den schlechtesten zu halten."

Nach diesem ersten Erfolg auf dramatischem Felde beschäftigte

Digitized by Google

Lessing sich eine Zeit lang vorherrschend damit, Stücke zu entwerfen und auszuführen. Junge Bühnenschriftsteller fühlen sich in der Regel mehr zur Tragödie als zur Komödie hingezogen, weil es leichter ist, durch Pathos als durch Witz eine gewisse Wirkung zu erzielen, und starke Geister in der Frische ihrer Jugendkraft häufig durch tragische Konflikte am tiefsten gefesselt werden. Lessing aber fühlte sich noch mehr durch die heiteren als durch die trüben Erscheinungen des Lebens berührt, und stellte daher zunächst die ersteren dar.

In diesen Jugendwerken war sein Hauptvorbild unzweifelhaft Molière, für den, trotz seines nachmaligen Kampfes gegen die französischen Bühnenschriftsteller, seine Bewunderung niemals in's Schwanken gerieth. In seinen größeren Werken ist Molière's Methode im Wesentlichen die folgende: er nimmt einen Charakter, in welchem eine besondere Eigenschaft der menschlichen Natur, ein Laster oder eine Schwäche, zu ungewöhnlicher Stärke herangewachsen ist. Er studirt die Aeußerungen derselben, und sucht zu zeigen, wie diese Absonderlichkeit alles ihr Widerstrebende zurückstößt und jedes Element, das ihr Nahrung giebt, anzieht, wie sie die heiligsten Gefühle verkümmert und das ganze Wesen beherrscht. Molière's Gestaltungskraft erschöpft sich jedoch nicht in den Hauptfiguren seiner Lustspiele. Die Welt, in der sich Tartuffe bewegt, ist eben so lebenswahr wie Tartuffe selber, und das Gleiche gilt von den Umgebungen jedes Helden seiner Meisterwerke. Figuren, die in den Händen Anderer zu Marionetten herabsinken würden, gewinnen Leben durch seine Berührung, wenn sie sich auch selbstverständlich immer dem Zweck des Ganzen unterordnen.

Lessing hielt genau die Methode Molière's inne. In all' seinen Jugendlustspielen, ausgenommen „Die Juden", bei denen er einen besonderen Zweck verfolgte und die nach einem anderen Plane geschrieben sind, wendet sich das Hauptinteresse einem Helden oder einer Heldin zu, bei denen ein Hauptmotiv alle andern verschlingt. Wir begegnen z. B. einem Pedanten, einem Weiberhasser, einem Freigeiste, die, wie sie uns vorgeführt werden, Nichts sind, als Repräsentanten der besonderen Eigenschaft, die ihnen ihren Namen giebt. Und um diesen charakteristischen Typus einer Klasse sind, wie bei Molière, Figuren gruppirt, die als Folie für seine Excentricität dienen. Freilich zeigt sich hier ein bedenklicher Unterschied.

Digitized by Google

Während wir bei Molière's Gestalten unter der Hoftracht Ludwig's XIV. stets die Elemente erkennen, welche in verschiedenen Formen zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen wieder erscheinen, sind Lessing's Uebertreibungen in der Regel allzu weit von den Thatsachen entfernt, die wir im täglichen Leben zu beobachten Gelegenheit haben, und das Lustspiel sinkt zur Farce herab. Wenden wir uns von den Hauptfigmren zu den untergeordneten Charakteren, so verlieren wir an diesen gar alles Interesse. Mit geringen Ausnahmen sind sie nur Namen, hinter denen sich keine Individualität erkennen läßt; günstigsten Falls sind die Mehrzahl derselben gewöhnliche Männer und Frauen, welche den Knoten durch herkömmliche Handlungen lösen helfen. Ein Charakter — der des schalkischen, intriguanten Kammermädchens — kehrt mit ermüdender Regelmäßigkeit in jedem Lustspiele wieder, sogar stets unter demselben Namen, Lisette. Dennoch stoßen wir hie und da auf Charakterzüge und feine satirische Bemerkungen, die einen scharfen Beobachter verrathen. Vor Allem ist zu bewundern, daß ein junger Schriftsteller überhaupt noch so viel in einem Lande zu leisten vermochte, wo es nicht allein an jedem höheren dramatischen Muster gebrach, sondern wo auch alle Bedingungen fehlten, die zur Hervorbringung eines wahren Lustspiels erforderlich sind. Molière sprach zu einem Publikum, das ein feines Verständniß desjenigen, was sich im gesellschaftlichen Verkehr geziemt, besaß und lebhaft das komische Element zu würdigen wußte, das in einer Verletzung der Moralgesetze und des gesunden Menschenverstandes lag. In dieser Beziehung waren die Deutschen in Vergleich zu Frankreich fast noch Barbaren.

Obschon Lessing Molière's Methode einschlug, richtete er sich im Einzelnen mehr nach späteren französischen Schriftstellern, vor Allem nach de l'Isle und Marivaux; Letzterem entlehnte er z. B. den Charakter der Lisette. Der Bau all' dieser Lustspiele ist durchaus französisch. Die drei Einheiten werden streng beobachtet, die Charaktere sorgfältig gegen einander abgewogen, und der Verfasser sucht Alles auszuschließen, was die systematische Entwicklung der Handlung stören könnte. Einen Vortheil hatte diese strikte Befolgung der französischen Normen. Die dramatische Literatur der Franzosen hat sich nie von der Bühne entfernt. Den Einfluß

dieser Thatsache wird man selbst in Lessing's unbedeutendsten Jugendstücken erkennen. Sie sind alle im Hinblick auf Bühnenwirkung geschrieben, und das gilt eben so wohl von seinen späteren Dramen.

„Der junge Gelehrte" ist bei Weitem das beste Stück, welches Lessing in Leipzig verfaßt oder ersonnen hat. Der Grund liegt darin, daß es eine Lebenssphäre behandelt, mit der Lessing vertraut war, die er selbst durchgemacht hatte, und die ihm in der ersten deutschen Universitätsstadt sicherlich überall vor Augen trat. Der Held, Damis, kann trotz seines höchst undeutschen Namens, als ein zwar roher, aber im Ganzen nicht unwahrer Typus des deutschen Pedanten jener Zeit gelten. Eitelkeit ist der Grundzug seines Charakters; er nimmt die maßloseste Schmeichelei als ihm gebührenden Zoll entgegen, und prahlt ohne alles Schamgefühl mit seiner Gelehrsamkeit. Wir werden seiner einförmigen Albernheit bald überdrüssig, aber allerlei witzige Einfälle stacheln unser Interesse wieder auf und stimmen uns zur Heiterkeit.

Ein anderes Lustspiel, das er um diese Zeit verfaßte, „Die alte Jungfer", schloß Lessing später, wie „Damon, oder die wahre Freundschaft", von der Aufnahme in seine Werke aus. Dasselbe trägt weit mehr, als „Der junge Gelehrte", das unsichere Gepräge eines Schriftstellers, der sich langsam über seinen wirklichen Beruf klar zu werden sucht. Es ist die bekannte Geschichte eines schon bejahrten Frauenzimmers, das sich ein jugendliches Ansehen giebt und begierig nach der ersten Heirathschance greift. Ob nun Lessing der Aufgabe nicht gewachsen, oder ob er zu gutmüthig war, mit einem Mißlingen, das schließlich so gut seine traurige wie seine komische Seite hat, streng ins Gericht zu gehen, es glückte ihm nicht, einen konsequenten Charakter zu zeichnen. Wir sollen offenbar über die alte Jungfer lachen, und können sie in Wirklichkeit nur bedauern. Weit höher steht, sowohl der Anlage wie der Ausführung nach, „Der Misogyn", welcher jedoch später mehrfach gefeilt und verbessert ward. Der Misogyn will weder von der Heirath seines Sohnes noch von der seiner Tochter Etwas hören. Ersterer jedoch beredet seine Braut, Mannskleider anzuziehen und sich für ihren Bruder auszugeben, und sie gewinnt die Zustimmung des Alten, indem sie seinen Vorurtheilen schmeichelt. Die Heirath der Tochter wird dadurch zu Stande gebracht, daß sie ihren Vater

Digitized by Google

glauben machte, wenn er sie ihrem Bewerber gebe, mit dem er einen Proceß führt, werde er seinem Gegner eine wahre Pandorabüchse schenken. Das Stück ist weder sehr originell, noch sehr geistreich, aber der Dialog ist recht lebendig, und der Verfasser legt eine gewisse Geschicklichkeit an den Tag, eine unliebenswürdige Schwäche heiter zu behandeln.

Neben den ausgeführten Stücken hinterließ Lessing mehr als fünfzig dramatische Skizzen und Fragmente. Wie in der Lyrik, experimentirte er geflissentlich auch im Drama, indem er seine Kraft an den verschiedenartigsten Stoffen versuchte. In einzelnen Fällen traf er so ersichtlich den rechten Weg, daß er demselben mit Lust bis zum Ende folgte; in anderen sah er ein, daß nur ein mäßiger Erfolg zu erreichen sei, und wandte sich ruhig aussichtsvolleren Gebieten zu.

Nicht unwichtig ist unter diesen Fragmenten aus der Leipziger Zeit der Anfang eines Trauerspieles in reimlosen Alexandrinern: „Giangir, oder der verschmähte Thron." So kurz das Bruchstück ist, sehen wir doch, das dasselbe eben so sehr unter dem Einflusse französischer Muster entstanden ist, wie Lessing's Komödien.

Aber auch das englische Drama war dem jungen Poeten schon damals nicht unbekannt. Von Shakespeare schien er freilich noch Nichts gelesen, wohl aber fleißig die Dramatiker der Restaurationszeit studirt zu haben. Die Idee zu der Lustspielskizze „Der Leichtgläubige" ist dem „Country wife" von Wycherley entnommen; in dem Plane zu „Der gute Mann" verweist Lessing selbst auf den „Double Dealer" des Congreve. Aber obschon die Idee zu beiden Lustspielen aus dem Englischen stammt, behandelt Lessing die Stoffe durchaus in französischem Geiste. Er stimmt ihre Derbheit herab, beseitigt überflüssige Charaktere und Ereignisse, und sucht der Entwicklung der Handlung größere Einfachheit und Folgerichtigkeit zu geben.

5.

Während „Der junge Gelehrte" einstudirt ward, gegen Ende des Jahres 1747, trat Lessing eines Tages zornerröthet in Weiße's Zimmer und warf einen Brief auf den Tisch, den er ihn zu lesen bat. Derselbe war vom Pastor primarius, und Weiße sah sofort,

Digitized by Google

daß es sich um eine ernste Angelegenheit handle. Dunkle Gerüchte waren seit einiger Zeit nach Kamenz gelangt, daß der feurige junge Student nicht auf die regelrechte Art seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen obliege. Man hatte dem Pastor sogar erzählt, daß sein Sohn Tag für Tag das Theater besuche, daß er mit Schauspielern und dem Freigeiste Mylius verkehre, und ein Stück zur Aufführung geschrieben habe. Wir wissen von früher her, welchen Abscheu der gute Mann gegen das Theater hegte, das er geradezu als eine Schule des Lasters ansah. Sein erster Gedanke war daher Gotthold nach Hause zu rufen, um ihn vor solchem Verderben zu retten. Er beschloß jedoch, erst die Kraft eindringlicher schriftlicher Ermahnungen zu erproben. Der Brief war in sehr strengem Tone geschrieben. Derselbe enthielt besonders bittere Anspielungen auf Mylius, dem man seine satirischen Verse niemals verziehn hatte, und auf die Schauspieler; auch scheint darin angedeutet worden zu sein, daß, wenn nicht günstigere Berichte einliefen, der Kamenzer Magistrat das Stipendium zurücknehmen werde, welches ihm nur zum Zweck theologischer Studien verliehen worden sei. Lessing fühlte sein Selbstgefühl durch diese Drohung verletzt und erklärte leidenschaftlich seinem Freunde, er werde, statt sich vom Theater zurückzuziehen, seinen vollen Namen als Verfasser des „Jungen Gelehrten" auf den Theaterzettel setzen und jedem Mitgliede des Kamenzer Magistrates ein Exemplar davon zusenden. Dann möchten sie thun, was sie wollten! Weiße sprach ihm beschwichtigend zu, und hielt ihn von übereilten Provokationen zurück.

Indeß trat bald eine Krisis ein. Trotz der entsetzlichen Berichte über die Lebensweise ihres Sohnes, hatte die Frau Pastorin ihm durch einen gerade nach Leipzig reisenden Freund einen Weihnachtskuchen geschickt. Lessing theilte denselben bei einer Flasche Wein mit den Schauspielern, und der Freund unterließ nicht, den Frevel daheim zu berichten. So rasch also hatte Gotthold alle christlichen Lehren der Eltern vergessen! Seine Mutter weinte bitterlich, und sein Vater, der ihn um jeden Preis vor schlimmerem Unheil bewahren wollte, schrieb ihm nur folgende Worte: „Setze Dich nach Empfang Dieses sogleich auf die Post und komm zu uns. Deine Mutter ist todtkrank, und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen." Lessing ahnte den wahren Charakter der

gefährlichen Krankheit, aber er war ein zu gehorsamer Sohn, um einem solchen Befehl nicht nachzukommen. Er reiste sofort nach Hause ab.

Karl Lessing hat uns eine lebendige, unzweifelhaft getreue Schilderung dieses Vorfalls gegeben. Kurz nach Absendung des Rückberufungsschreibens tritt ein starker Frost ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht, sie macht sich die bittersten Vorwürfe; wäre er doch lieber mit Freigeistern und Komödianten fernerhin umgegangen, statt auf dem Postwagen zu erfrieren! „Er wird nicht kommen", ruft sie sich ein Mal über das andere tröstend zu; „Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft!" Aber er kommt, und tritt halb erfroren in die Stube. „Warum bist Du auch bei der Kälte gekommen?" fragt die bekümmerte Mutter, und vergißt ganz, daß er erwarten mußte, sie auf dem Todbette zu finden. „Sie wollten es ja", antwortet er harmlos und zittert dabei an Händen und Füßen; „es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber."

So günstig waren die Eindrücke der ersten Tage, daß Lessing's Eltern ihm den entschiedensten Beweis ihrer Verzeihung gaben: sie bezahlten seine Schulden. Denn er war nicht im Stande gewesen, eine brillante Rolle hinter den Koulissen zu spielen, ohne dabei den Etat seines dürftigen Budgets erheblich zu überschreiten. Die Entdeckung wird dem geistlichen Herrn einen gelinden Schreck eingejagt haben, allein er sah bald, daß das Unheil nicht sehr groß war. Obschon Lessing sich in eine Welt hinein gewagt hatte, mit der seine Eltern keine Sympathie haben und von der sie sich kaum eine Vorstellung machen konnten, war doch sein sittlicher Kern ungeschädigt geblieben, und er unterschied sich von seinem Vater nicht dadurch, daß er keine Verantwortlichkeit für seine Handlungen anerkannte, sondern nur in der Ansicht über die Art dieser Verantwortlichkeit. Der Pastor fand zu seiner Freude, daß er, weit entfernt, seine Studien zu vernachlässigen, seine geistige Ausbildung vertieft und erweitert hatte, und selbst für Theologie und Kirchengeschichte Interesse bewies. Um seine Mutter zu überzeugen, „daß er alle Tage ein Prediger werden könne", arbeitete er eine vollständige Predigt aus; aber, ach! sie konnte nicht verlangen, daß er auf der Kanzel seine Zuhörer erbaue, nachdem er von der Bühne herab ein anderes Auditorium belustigt hatte.

Digitized by Google

Lessing hatte sich zu entschieden seinen Lebensberuf gewählt, um sich durch äußere Einflüsse von demselben abspenstig machen zu lassen. Während seines kurzen Aufenthaltes im elterlichen Hause setzte er daher seine Lieblingsbeschäftigung fort, indem er an seinen Lustspielen arbeitete und gelegentlich anakreontische Verse schrieb. Eine Anzahl der letzteren fiel seiner älteren Schwester in die Hände. Da ihr Moralitätsgefühl sich durch die Gedichte verletzt fand, warf sie dieselben erzürnt ins Feuer. Die jüngeren Brüder berichteten es ihm, und seine ganze Rache bestand darin, daß er der tugendhaften jungen Dame eine Hand voll Schnee in den Busen warf, um ihren frommen Eifer abzukühlen.

So vollständig gelang es ihm, die Besorgnisse seiner Eltern zu zerstreuen, daß sie ihm gegen Ostern 1748 die Rückkehr nach Leipzig gestatteten. Sie sahen mit Schmerzen ein, daß er nicht Geistlicher werden könne; ein bestimmter Beruf mußte aber doch gewählt werden. So entschied er sich denn für das Studium der Medicin und der Philologie, — eine damals nicht ungewöhnliche Verbindung, — in der Hoffnung, auf die eine oder andere Art später als Universitätslehrer sein Brot zu finden.

Nach Leipzig zurückgekehrt, hörte er wirklich medicinische Vorlesungen, und führte noch mehrere Jahre lang den Namen eines medicinischen Studenten; doch betrieb er im Ganzen das Studium der Medicin nicht eifriger, als das der Theologie. In dem einzigen seiner Gedichte, das wahrhaft volksthümlich geworden ist, „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?", macht er sich über den Stand der Aerzte lustig. Die mehrmonatliche Entfernung hatte ihm den Genuß am Theater nur noch erhöht. Er lebte jetzt ganz für dasselbe. „Man sah ihn," erzählt sein Bruder, „früh bei den Proben und Abends bei den Vorstellungen, und er studirte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl derselben für ihn in Leipzig errichtet werden sollte." Er entwarf u. A. ein Schauspiel, in welchem der genannte Koch die Hauptrolle spielen sollte; da aber dieser Schauspieler plötzlich nach Wien abging, blieb die begonnene Arbeit unvollendet liegen.

Um dieselbe Zeit ging sein Freund Mylius nach Berlin. Derselbe hatte dort Aufmerksamkeit durch eine, der Akademie der Wissenschaften eingereichte Preisschrift erregt, welche werth befunden ward,

Digitized by Google

Digitized by Google

neben Arbeiten von d'Alembert und Bernouilli abgedruckt zu werden. Durch die Freunde, welche dieser Erfolg ihm erworben hatte, ermuthigt, reiste er nach der preußischen Hauptstadt, wo er eine Zeitlang in Gemeinschaft mit den ersten Autoritäten der Wissenschaft astronomische Beobachtungen anstellte. Lessing hätte den Verlust des Freundes, der ihn zu mancher literarischen Thätigkeit anregte, zur Noth ertragen, wenn nicht gleich darauf auch das Theaterunternehmen der Frau Neuber gescheitert und die Gesellschaft in alle vier Winde zerstreut worden wäre.

Mit der Auflösung des Theaters ward ihm sein Hauptinteresse entzogen und der Aufenthalt in Leipzig gänzlich verleidet. In seiner Gutmüthigkeit hatte er sich obendrein für einige Schauspieler verbürgt, die ihn bei der Abreise mit der Zahlung in Stich ließen. Auch hatte er, trotz aller guten Vorsätze bei der Rückkehr von Kamenz, selbst wieder einige Schulden gemacht, und wurde von seinen Gläubigern hart bedrängt. Er beschloß, nach Berlin zu gehen, wo Mylius ihm ohne Zweifel behilflich sein würde, und wo er eher, als in dem pedantischen Leipzig, durch Arbeiten seiner Feder Ruhm und Geld zu gewinnen hoffte.

Sein Plan wurde sorgfältig vor Allen, selbst vor seinem Freund Weiße, geheim gehalten. Er verließ Leipzig im Juli 1748, und gedachte bei einem Vetter, der in Wittenberg studirte und ihn kürzlich in Leipzig besucht hatte, einige Tage auf der Durchreise nach Berlin zu verbringen. In Wittenberg erkrankte er jedoch, und mußte eine Zeitlang das Bett hüten. Als er genas, hörte er, daß Mylius inzwischen von Berlin enttäuscht nach Leipzig zurückgekehrt sei. Ohne Mittel und Empfehlungen wagte Lessing nicht nach Berlin zu gehen. Es blieb ihm daher Nichts übrig, als an seinen Vater zu schreiben und ihn um Erlaubniß zu bitten, seine Studien einstweilen in Wittenberg fortsetzen zu dürfen. Der Pastor erschrak zwar über diesen neuen Beweis von der Unbeständigkeit seines Sohnes, war aber froh, ihn in einer Stadt zu wissen, deren nüchterner und ehrbarer Ton ihn vor den Versuchungen des allzu vergnügungssüchtigen Leipzig beschützen werde.

In dem wiederholt angezogenen Briefe an seine Mutter sagt Lessing, daß er sich niemals unglücklicher gefühlt habe, als in Wittenberg. Aller Anregungen beraubt, die ihm das Leben ange-

Digitized by Google

nehm gemacht, hatte er seine Zukunftspläne grausam zerstört gesehen, und sollte den Weg einer dumpfen und widerwärtigen Pflicht wandeln. Zudem verfolgten ihn seine Leipziger Gläubiger auch in Wittenberg. Seine Lage ward unerträglich, und als er endlich im November des Jahres erfuhr, daß Mylius wieder in Berlin sei, wo demselben die Redaktion der Rüdiger'schen, nachmals Vossischen Zeitung übertragen worden war, beschloß er, alle Bedenken beiseit zu setzen und sich selbst seinen Lebensweg zu bahnen. Der Brief an seine Mutter ist aus Berlin vom 20. Januar 1749 datirt, und da demselben schon mehrere Briefe an seine Eltern vorher gegangen waren, muß er seit Ende November oder Anfang December des vorhergehenden Jahres dort gewesen sein. So frühzeitig — kaum zwei und zwanzig Jahre alt — begann Lessing, nachdem er sich von den Traditionen seiner Erziehung losgesagt hatte, den Kampf um die Existenz, um auf eigenen Wegen eigene Ziele zu verfolgen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Berlin.

1.

Berlin war zu der Zeit, wo Leſſing dort eintraf, ein viel angenehmerer Aufenthaltsort, als zehn Jahre vorher. Damals ſaß der barſche und beſchränkte, wiewohl redliche Friedrich Wilhelm I. auf dem preußiſchen Throne, und er vernichtete auf das wirkſamſte in ſeiner Hauptſtadt jede Spur geiſtigen Lebens. Allerdings war dieſelbe niemals ein Mittelpunkt des Denkens und der Gelehrſamkeit geweſen. Sein Vorgänger hatte die Akademie der Wiſſenſchaften gegründet; aber eine Akademie vermag nur dann einen geſunden und dauernden Einfluß zu üben, wenn ſie von der Sympathie einer gebildeten Klaſſe getragen wird, und eine ſolche Klaſſe gab es weder in Berlin, noch irgendwo ſonſt im Königreiche. Und ſelbſt dieſer kleine Stern ward unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. durch unheilvolle Nebel verdunkelt. Dieſer Monarch verachtete auf's tiefſte die Bildung. Ein gut gedrillter Soldat ging ihm über Alles; weit geringer ſtand ihm der gewöhnliche Spießbürger, der ſich überaus glücklich ſchätzen mußte, wenn er zur beſtimmten Zeit ſeine lutheriſche Predigt hören, ſeine Pfeife Tabak ſchmauchen und ein entſprechendes Quantum Bier trinken konnte. Das Leben in Berlin muß damals höchſt trübſelig geweſen ſein, und es ward noch mehr verkümmert durch ein politiſches Syſtem, das in den Unterthanen jeden Keim von Würde und Selbſtachtung erſtickte. In dem politiſchen Syſtem ließ auch Friedrich II. keine Aende-

Digitized by Google

rung eintreten. Er war ein ſo abſoluter König, wie je einer geherrſcht hat, und würde ſich jeder Bewegung zu Gunſten der Volksrechte auf's äußerſte widerſetzt haben. Aber er war kein bloßer Soldat. Obſchon er hin und wieder der brutalen Handlungsweiſe ſeines Vaters nichts nachgab, glaubte er doch an den Reiz und die Annehmlichkeiten des Lebens ſo gut wie an deſſen ſtrenge Pflichten, und hätte gebildete und männliche Unterthanen rohen und ſklaviſchen Duckmäuſern vorgezogen. Er ſtellte die Akademie der Wiſſenſchaften wieder her, bereicherte Berlin mit Werken der Kunſt, patroniſirte die Oper und das franzöſiſche Schauſpiel, und legte den Grund zu dem Schulſyſteme, das Preußen ſeitdem einen ſo hohen Rang unter den civiliſirten Völkern der Erde verſchafft hat. Selbſt abgeſehen von dieſen beſtimmten Handlungen mußte ſchon ſein perſönliches Beiſpiel den Charakter Berlin's gründlich verändern. Die Einwohner waren ſtolz auf ihn als einen der größten Heerführer Europa's, und ſeine raſtloſe Thätigkeit, ſeine Hingabe an die höchſten Intereſſen des Reiches ſandte durch die Wüſten, deren natürliche Unfruchtbarkeit ſein Vater noch verſchlimmert hatte, einen Strom friſcher und belebender Einflüſſe.

Die Richtung, welche er den literariſchen Beſtrebungen zu geben ſuchte, war durchaus franzöſiſch. Das Deutſche galt ihm kaum als Bildungsſprache, und er verachtete ſo gänzlich die Literatur ſeines Landes, daß er kein deutſches Buch in ſeiner Bibliothek duldete. Im Reden wie im Schreiben bediente er ſich für gewöhnlich des Franzöſiſchen. Er war mit der franzöſiſchen Philoſophie und Poeſie vertraut, und ſtand mit den berühmteſten Schriftſtellern Frankreichs in freundſchaftlichem Verkehr. Eine Anzahl derſelben — darunter den geckenhaft eitlen, aber verdienſtvollen Maupertuis — hatte er an ſeinen Hof gezogen, und keine zwei Jahre nach Leſſing's Ankunft in Berlin traf Voltaire dort ein, um dem philoſophiſchen König, mit welchem ſich der Umgang in nächſter Nähe freilich nicht ſehr erſprießlich geſtalten ſollte, ſeinen bekannten Beſuch zu machen. Berlin war ſolchermaßen eine Art Trabant von Paris, deſſen Glanz es ſchwach zurückſpiegelte. Und nicht in der Literatur allein, auch in der Religion herrſchte ein franzöſiſcher Geiſt. Die tonangebenden und gebildeten Zirkel der preußiſchen Reſidenz wurden vom Skepticismus der Franzoſen angeſteckt; es ward Mode, ſich über die

Digitized by Google

Pfaffen luſtig zu machen und das Chriſtenthum als einen veralteten Aberglauben zu verſpotten. Der König dachte ſo, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß die aufgeklärten ſeiner Unterthanen nicht hinter ihrem Monarchen zurückbleiben wollten.

Trotz des Vorherrſchens der franzöſiſchen Einflüſſe gab es in Berlin einen kleinen Kreis deutſcher Schriftſteller, die allmählich mehr und mehr Bedeutung erlangten. Der Theologe Spalding hatte ſich als Ueberſetzer Shaftesbury's bekannt gemacht, und Sulzer war ein wirkſamer Vertreter der Ideen der ſchweizeriſchen Schule. Ramler, ſeit 1748 in Berlin als Profeſſor an der Kriegsſchule angeſtellt, gewann als Odendichter einen anſehnlichen Ruf, und ward ſchließlich berühmt als der Hauptapoſtel der Batteux'ſchen Kunſtlehren in Deutſchland. Kleiſt, der Dichter des „Frühling", ſtand in Potsdam bei ſeinem Regimente, und korreſpondirte von dort aus mit Gleim, der auch gelegentlich von Halberſtadt nach Berlin kam. Sie Alle waren leidenſchaftliche Bewunderer des großen Friedrich, obſchon ſie zugeben mußten, daß er die vaterländiſche Literatur allzu ſehr vernachläſſige.

2.

Leſſing blieb diesmal faſt drei Jahre lang in Berlin, und wohnte während der ganzen Zeit bei Mylius, der ſich ſeiner nach Kräften annahm. Anfangs litt der junge Abenteurer unter allen Nöthen, welche denjenigen zu betreffen pflegen, der ſo kühn iſt, die Bahn gewöhnlicher Sterblichen zu verlaſſen. Außer Mylius hatte er in der erſten Zeit keinen Freund in Berlin, und als er dort eintraf, war er ſo ärmlich gekleidet, daß er ſich denen nicht vorſtellen konnte, welche ihm zu ſeinem Fortkommen hätten behilflich ſein können. Er verlor indeß nicht den Muth, und nahm zunächſt auf Empfehlung ſeines Stubengenoſſen den Auftrag an, die große Bibliothek des Herrn Rüdiger, deſſen Zeitung Mylius redigirte, zu ordnen, wofür er freien Tiſch und eine kleine Geldentſchädigung erhielt.

Durch einen ſonderbaren Zufall trat er bald in eine, wenn auch oberflächliche, Beziehung zu Voltaire. Unter Anderen hatte er nämlich die Bekanntſchaft eines jungen Franzoſen, Richier de Louvain, gemacht, deſſen Umgang ihn in ſeinen franzöſiſchen Studien förderte,

und den Voltaire zu seinem Geheimsecretair annahm. Während des berüchtigten Rechtshandels mit dem Juden Abraham Hirsch suchte Voltaire einen Uebersetzer für einige von ihm selbst verfaßte Eingaben, und Richier schlug seinen jungen Freund vor, welcher alsbald zu dem großen Manne in dessen Wohnung im königlichen Schlosse berufen ward. Wie alle Welt, verehrte Lessing damals tief den berühmtesten Schriftsteller des Zeitalters, und freute sich ohne Zweifel, mit demselben in eine, wenn auch nicht besonders intime Berührung zu kommen.

Einige Vortheile verschaffte ihm auch die Bekanntschaft mit einem Herrn von der Golz, bei dem er die Stelle eines Sekretairs oder Hauslehrers bekleidete, und den er zeitweilig auf seine Güter in Polen begleitet zu haben scheint.

Die lohnendste Arbeit für einen unbekannten Schriftsteller, welche ihm einen raschen Verdienst in Aussicht stellte, war das Anfertigen von Uebersetzungen berühmter literarischer Erscheinungen. Um diese Zeit hatten zwei Briefe des Königs über Crebillon's „Catilina" großes Aufsehen gemacht, und Lessing glaubte, eine Verdeutschung des Stückes — mit einer angehängten Uebersetzung der kritischen Bemerkungen des Königs und einer Antwort des Verfassers — werde dem Publikum willkommen sein. Er begann daher das Stück zu verdeutschen und wollte an Crebillon schreiben, gab aber aus unbekannten Gründen das Unternehmen wieder auf. Dagegen vollendete er die Uebersetzung zweier Bände von Rollin's römischer Geschichte, und lernte auch Spanisch und Italiänisch, um seine Sprachkenntniß und seine Uebersetzersphäre zu erweitern. Er begann eine Verdeutschung von den Novellen des Cervantes und von Calderon's „Das Leben ein Traum", ließ aber auch diese Arbeiten bald wieder liegen, um sich selbständigen Versuchen zuzuwenden.

Ehe wir uns mit diesen beschäftigen, müssen wir füglich einen Blick auf das Verhältniß werfen, in welchem er um diese Zeit zu seinen Eltern stand. War es ihnen schon nicht Recht, daß er Leipzig verlassen hatte, so waren sie vollends empört, als sie erfuhren, daß er sich von Wittenberg entfernt hatte, um sich in das große Meer der Welt zu stürzen. Schlimm genug, daß er ihre Hoffnungen in Betreff der geistlichen Laufbahn getäuscht hatte; aber daß er nach Berlin, einer Stadt voll Gefahr für seine theologischen Grundsätze

Digitized by Google

und seine sittliche Aufführung, gegangen und daß sein erkorener Freund an dieser Stätte des Unglaubens wiederum der Freigeist Mylius war, das erfüllte sie mit Entrüstung und Angst. Sie weigerten sich in ihrem ersten Zorne nicht allein, ihm zu helfen, sondern befahlen ihm peremptorisch, nach Hause zu kommen. Die Frau Pastorin fand nicht Worte genug, ihren Abscheu vor dem unseligen Mylius auszusprechen, dessen böser Einfluß ihren Sohn seit Jahren zu allem Schlechten verleckt habe. Der Pastor behauptete, Lessing habe ihm in Kamenz versprochen, keine Komödie mehr zu lesen, noch zu schreiben, und rückte ihm bitter vor, daß er sein Wort gebrochen und sich so viel mit Schauspielern eingelassen habe. Er nannte ihn spöttisch „einen deutschen Molière", bemerkte aber zugleich, daß die zurückgelassenen Manuskripte einen unbeständigen Sinn verriethen, der viele Pläne machen, aber wenige ausführen werde. Als das Alles wirkungslos blieb, schrieb sein Vater an einige Bekannte in Berlin, die er bat, ihn zu überwachen und über seine Aufführung zu berichten.

Lessing antwortete auf die Vorwürfe seiner Eltern mit bewundernswerther Ruhe und Würde. In den Briefen, welche uns erhalten sind, räumt er nirgends ein, daß er schlecht gehandelt habe; er nimmt stillschweigends an, daß er berechtigt gewesen sei, selbst über sein Geschick zu entscheiden, und daß er im besten Einklang mit seinen Anlagen und Neigungen darüber entschieden habe. Aber seine Sprache ist voll Achtung und kindlicher Liebe, und er beschwert sich nur, wenn er gröblich mißverstanden wird. Um den Eltern halbwegs entgegen zu kommen, erklärte er sich bereit, Berlin zu verlassen, und als der Versuch gemacht ward, ihm in Göttingen, wo der bekannte Kirchenhistoriker Mosheim mit seinem Vater in brieflichem Verkehr stand, einen Freitisch und andere Vortheile zu erwirken, ging Lessing Anfangs mit Eifer darauf ein. In dem mehrfach erwähnten Schreiben an seine Mutter vom 20. Januar 1749 nimmt er seinen Freund Mylius eindringlich gegen alle Gehässigkeiten der Frau Pastorin in Schutz, und spricht seine Absicht aus, nach Wien, Hamburg oder Hannover zu gehen. „Ich werde," schreibt er, „doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich." Der nächste Brief an seinen Vater (vom 11. April) sucht die Vorwürfe desselben in Betreff seines

Digitized by Google

Verkehrs mit Schauspielern zu widerlegen, dessen Natur er durchaus verkenne: „Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geschrieben, welches der Direktor von allen Theatern im Oesterreichischen ist, ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist und mir noch Zeit genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben; und ich glaube, es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch an mehreren Orten als in Kamenz kennt. Werfen Sie mir nicht dargegen ein, es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich nothwendig auch Alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen sehn. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel aus Kopenhagen, weisen, die nicht von Komödianten geschrieben sind, zum Zeugnisse, daß mein Briefwechsel nicht bloß die Schauspiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihn alle Tage zu erweitern."

Am 28. April beantwortet er einen etwas freundlicher gehaltenen Brief seines Vaters, und bemerkt über den spöttischen Vergleich mit Molière: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. Die Wahrheit zu gestehen, so habe ich zwar sehr große Lust, ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwei Stücke, die auch die größte Lust ersticken können. Seneca giebt den Rath: **omnem operam impende, ut te aliqua dote notabilem facias.** Aber es ist sehr schwer, sich in einer Wissenschaft notabel zu machen, worin schon allzu Viele excellirt haben. Habe ich also sehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugendarbeiten Etwas gewählt habe, worin noch sehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte versucht haben? Und wäre es nicht thöricht, eher aufzuhören, als bis man Meisterstücke von mir gelesen hat? Den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Hrn. Theologen lesen, sondern auch loben sollen? halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freigeister und auf die Verächter Ihres

Standes machte? Ich weiß gewiß. Sie würden Vieles von Ihrer Schärfe fahren lassen."

Die feste und doch so respektvolle Haltung des Sohnes verfehlte nicht, Eindruck auf den Vater zu machen. Dieser sandte ihm neun Thaler und die in Kamenz zurückgelassenen Manuskripte, wiederholte aber im Uebrigen manche seiner harten Vorwürfe und grundlosen Befürchtungen. Lessing antwortete unterm 30. Mai mit schmerzlicher Trauer über die geringe Meinung der Eltern von der Moralität seines Charakters: „Die Zeit soll Richter sein. Die Zeit soll lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll es lehren, ob Der ein besser Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mitmacht weil sie gewöhnlich sind; oder Der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch darzu zu gelangen bestrebet. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll. Die Meisten erben sie zwar von ihnen, eben so wie ihr Vermögen, aber sie zeugen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob Diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben."

In diesem Briefe protestirt er in einigen lateinisch geschriebenen Sätzen abermals gegen die ungerechten Vorstellungen, welche man daheim über Mylius hege. Er schreibt diese Vorstellungen hauptsächlich dem Einflusse der Mutter zu, und bittet den Vater, sich nicht allzu sehr von letzterem bestimmen zu lassen: „Cave, ne de muliebri odio nimium participes."

Der nächste Brief Lessing's ist erst vom 2. Nov. 1750 datirt. Es geht aus denselben hervor, daß die Eltern, wenn sie auch noch nicht völlig versöhnt sind, doch aufgehört haben, den Sohn mit verletzenden Anschuldigungen und Vorwürfen zu quälen. Man sieht, daß es dem jungen Manne noch immer nicht auf's beste ergeht, aber er tröstet sich heitren Muthes über manche Entbehrungen. „Ich habe meine Sachen so eingerichtet," schreibt er, „daß ich diesen

Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein Anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. . . . Der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Gr. 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun."

Der letzte Brief aus dieser Zeit (vom 8. Febr. 1751) weiß den vorerwähnten Plan einer Uebersiedlung nach Göttingen, an welchem der Vater mit Zähigkeit festhielt, als unpraktisch zurück: „Ich glaube, daß es von mir eben nicht allzu klug gehandelt sein würde, wenn ich einen großen Ort mit einem andern vertauschte, wo ich als Unbekannter eine Menge Hindernisse von Neuem übersteigen müßte, die ich hier zum Theil schon überstiegen habe. Das Wenige, was ich in Göttingen zu hoffen hätte, kann in keine Betrachtung kommen, weil ich hier in Berlin das Jahr über wenigstens auf noch einmal so Viel gewisse Rechnung machen kann. . . . Sie haben Recht, Gottes Vorsorge muß bei meinem Glück das Beste thun, allein diese kann hier eben so Viel als anderwärts für mich thun. Ich habe überzeugende Beweise davon, für die ich dem Himmel insbesondere danken würde, wenn ich glaubte, daß man ihm nur für das Gute danken müßte."

3.

Es gab kein deutsches Theater in Berlin, das Lessing's Kräfte hätte anstacheln können. Da jedoch sein Verlangen, sich als Bühnenschriftsteller auszuzeichnen, ein tiefer Herzenswunsch war, bedurfte er keines äußeren Spornes, um ihn zum weiteren Anbau des dramatischen Feldes zu veranlassen. Er begann viele Stücke, und vollendete 1749 zwei der bedeutendsten seiner Jugendarbeiten, „Die Juden" und „Der Freigeist".

Das erste derselben ist, wie man heute sagen würde, ein Tendenzstück. Das Vorurtheil gegen die Juden ist selbst in unserer Zeit nicht ganz ausgestorben; allein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schlich es in Deutschland fast noch so unheimlich wie in den finsteren Tagen des Mittelalters umher. In den großen Städten auf ihre abgesperrten Quartiere beschränkt, wurden sie als Ausgestoßene behandelt, denen man kaum die allgemeinsten Menschenrechte zugestand. Selbst Friedrich II., der philosophischste aller Fürsten, vergaß ihnen gegenüber alle Grundsätze seiner Philosophie.

In Berlin mußte jeder Jude, welcher das Brandenburger Thor passirte, einen Leibzoll entrichten, und der nichtswürdigste Schurke, welcher sich Christ nannte, dünkte sich berechtigt, jeden Insult wider die verachtete Race zu üben. Lessing war durchaus frei von solchem schmählichen Vorurtheil. Wie wir bald sehen werden, war sein vertrautester Freund ein Jude, und einen Juden wählte er sich zum Helden seines wirkungsvollsten Dramas, „Nathan der Weise". Schon in dieser frühen Lebensperiode hatte er den Entschluß gefaßt, nach Kräften der herkömmlichen gehässigen Meinung zu opponiren, und er that das zuerst in dem Lustspiele „Die Juden".

Man hätte glauben sollen, er werde sich, entsprechend der Methode in seinen früheren Lustspielen, einen besonders abgeschmackten Vertreter des zu bekämpfenden Vorurtheils wählen und diesen mit der Schmach der Lächerlichkeit bedecken. Aber das war durchaus nicht der Fall. Der einzige irgendwie bedeutende christliche Charakter des Stückes ist ein Baron, der nur die gewöhnliche Abneigung gegen die Juden hat, und übrigens ein ganz ehrenwerther Mann ist. Der Held, ein reicher Jude, ist mit fast jeder Tugend ausstaffirt, deren die menschliche Natur fähig ist. Er rettet dem Baron und seiner Tochter das Leben, und der Baron wünscht, ihn in überschwänglicher Dankbarkeit zu seinem Schwiegersohne zu machen. Als seine Nationalität enthüllt wird, erscheint das als unmöglich, und die beiden Männer trennen sich mit Ausdrücken gegenseitiger Hochachtung. Die Fabel ist allzu einfach, und der Charakter des Juden schwebt zu sehr in der Luft, um unsere lebhafte Sympathie zu gewinnen. Doch ist das Stück als Vorläufer des „Nathan" und wegen der Gesinnungen, die es ausspricht, nicht ohne Interesse.

„Der Freigeist" ward im Einklange mit der brieflichen Andeutung Lessing's an seinen Vater verfaßt, daß sich vielleicht eine Komödie schreiben ließe, die sogar seinen Beifall fände. Der Held, Adrast, ist ein Skeptiker von einer Art, wie Lessing sie häufig in Berlin getroffen haben muß. Wahrscheinlich lieferte in der That Mylius einige Striche zu dem Gemälde. Er ist ohne ernstlichen Glauben, durchaus selbstzufrieden, und überzeugt, daß alle officiellen Vertreter der Religion heuchlerische Schurken sind. Theophan, ein junger Geistlicher, männlich, würdevoll und edel, bemüht sich, dies thörichte Vorurtheil zu zerstören, aber je freundlicher er ihm ent-

Digitized by Google

gegenkommt, desto brüsker wird er zurückgewiesen. Mit der Zeit bietet sich ihm eine Gelegenheit nach der andern, seinem Gegner zu dienen, und er unterläßt niemals, dieselben auf das opferwilligste zu ergreifen. Zuletzt wird Adraft's Widerstand überwunden, und er erkennt nicht allein an, daß Theophan uneigennützig und hochherzig ist, sondern bittet ihn thatsächlich um seine Freundschaft. Bei Beginn des Stückes sind sie mit zwei Schwestern verlobt, Theophan mit Juliane, Adraft mit Henriette. Letztere ist lebhaft und munter, Erstere nachdenklich und ernst; nichtsdestoweniger entdeckt Juliane, daß es der skeptische Weltmann ist, den sie wahrhaft liebt; Henriette, daß ihr Herz für den Theologen schlägt. Die beiden Männer erkennen gleichfalls, daß sie sich in ihrer Neigung getäuscht haben, und am Schlusse der Handlung wird der Liebe ihr Recht zu Theil. Theophan und Adraft haben Jeder einen Diener, der eine platte Kopie der Grundsätze und Ansichten seines Herrn ist; und Lisette, die Kammerjungfer der beiden jungen Damen, spielt die gewohnte Rolle, indem sie die Intrigue leitet, welche zu dem Endresultate führt.

Die Idee der Handlung ist theilweise einem Stücke de l'Isle's entnommen; und in der Beobachtung der Einheiten wie in der künstlichen Gegenüberstellung der Charaktere herrscht noch immer die französische Methode. Auch ist keine Gestalt so kräftig gezeichnet, wie der pedantische Damis. Trotzdem zeigt das Lustspiel einen entschiedenen Fortschritt gegen die früheren, denn der Stoff ist reicher, und die Fülle der Details ist besser beherrscht. Gebricht es den Figuren an Originalität, so treten dafür die Hauptzüge der Handlung klarer hervor, und die Entwicklung der letzteren wird durch einfachere und natürlichere Mittel gefördert.

„Der Schatz", welcher die Jahreszahl 1750 trägt, muß sehr eilig ersonnen und ausgeführt worden sein, denn er läßt sich an Werth mit dem „Freigeist" nicht messen. Um so höher steht das Fragment „Henzi", welches die ersten anderthalb Akte eines Trauerspieles in gereimten Alexandrinern umfaßt. Der Held ist ein Bürger von Bern, welcher vor Kurzem unter der falschen Anschuldigung des Hochverraths von der aristokratischen Kantonsbehörde zum Tode durch Enthauptung verurtheilt worden war. Trotz der schleppenden Alexandriner, ist das Fragment merkwürdig

durch die Kühnheit der Behandlung eines historischen Stoffes aus der unmittelbaren Gegenwart und durch den Einfluß Shakespeare's, welcher sich hier deutlich verräth. Der Charakter Henzi's hat unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Charakter des Brutus in Shakespeare's „Julius Cäsar", der kurz zuvor von dem früheren preußischen Gesandten in England, einem Herrn v. Borck, übersetzt worden war. Noch sichtlichere Spuren der Lektüre des „Julius Cäsar" finden sich in der Skizze „Das befreite Rom", wo Lessing Volksscenen nach Art derjenigen in Shakespeare's historischen Dramen einzuführen gedachte, für welche ihm die gesammte französische Tragödien-Literatur kein Muster geboten haben würde.

Das vielversprechende Fragment „Weiber sind Weiber" ist eine freie Nachahmung des „Stichus" von Plautus. Er zeichnet einen alten Murrkopf von Vater, der sich über seine beiden Töchter beschwert, weil sie ihre Männer, von denen sie verlassen worden sind, nicht aufgeben und die ihnen von ihm zugedachten Bewerber nicht heirathen wollen. Der frühere Abscheu der Töchter gegen ihre Eheherrn bildet einen humoristischen Kontrast zu ihrer jetzigen Treue, und es macht einen drolligen Effekt, daß der Vater sein zorniges Schelten für sanfte Vorstellungen hält. „Tarantula" giebt die Eröffnungsscene einer tollen Posse, die sich über einen beliebten Operntextverfasser lustig macht. Der derbe Spaß würde dem Stück einigen Erfolg gesichert haben, allein Lessing ließ eine Aufgabe fallen, die ihm vermuthlich seiner nicht recht würdig erschien. In „Palaion" hatte er die Kühnheit, ein Lustspiel in französischer Sprache schreiben zu wollen. Sein Bruder sieht darin eine bloße Stilübung; aber schon der Umstand, daß er das Fragment später in's Deutsche übertrug und es in dieser Sprache zu vollenden beabsichtigte, spricht gegen eine solche Annahme. Auch wäre es nicht eben verwunderlich, wenn Lessing sich in der französirten Stadt zeitweilig mit dem Gedanken getragen hätte, ein französisches Stück zu verfassen.

4.

So früh bereits hatte Lessing sich einen hohen Begriff von der Aufgabe des Dramas in einem starken und vielseitigen nationalen Leben gebildet. Dies veranlaßte ihn, schon im ersten Jahre seines

Berliner Aufenthalts im Verein mit Mylius ein wahrhaft großartiges Unternehmen zu beginnen, nämlich die Herausgabe einer Vierteljahrsschrift unter dem Titel: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters." Die programmartige Vorrede, welche unzweifelhaft von Lessing geschrieben ist, spricht sich mit deutlichen Worten über den Zweck der neuen Zeitschrift aus: den Sinn des Publikums für die dramatische Literatur zu fördern, seinen Geschmack zu heben und die Bühnenschriftsteller zu ermuntern. Zu dem Ende sollen theoretische Abhandlungen über das Wesen der dramatischen Dichtkunst mitgetheilt und die aufgestellten Regeln in der Beurtheilung der neuesten Theaterstücke angewandt werden. Gleichzeitig wird die Uebersetzung und kritische Erläuterung von Musterdramen aus den alten wie den neueren Literaturen versprochen, unter beständiger Hindeutung auf die Vorzüge der Alten vor den Neuern oder, in gewissen Stücken, Dieser vor Jenen. Es ist bemerkenswerth, daß Lessing hier schon eine Ansicht äußert, von der er später immer mehr durchdrungen ward, und die, zumal in Berlin, unerhört neu war. „Das ist gewiß," sagt er, „wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsre Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen." Auch die gelegentliche Mittheilung von Originalstücken und die Erörterung der Gesetze der dramatischen Darstellungskunst, der angemessenen Deklamation und der dekorativen Ausstattung wird in Aussicht gestellt. Und mit Alledem nicht genug, soll die Zeitschrift das Material zu einer möglichst vollständigen Geschichte des Theaters bei allen gesitteten Völkern sammeln, sowie alles Dasjenige, was, von den Kirchenvätern an bis auf die gegenwärtige Zeit, für oder wider die Schaubühne geschrieben worden ist.

Die Ausführung dieses umfassenden Programms blieb freilich um ein Erkleckliches hinter der vielverheißenden Ankündigung zurück. Nur vier Hefte erschienen, meist von Lessing geschrieben, dessen Abhandlungen über Plautus allein den weitaus größten Theil des Raumes einnahmen. Das Unternehmen scheiterte nicht so sehr an der Theilnahmlosigkeit des Publikums, als an principiellen Differenzen der Herausgeber. Mylius schwor noch durchaus zu Gottsched's Fahne; daher erschien ihm das alte französische Drama als unabänderliche Richtschnur in Sachen der Schauspielkunst. Lessing

Digitized by Google

hatte sich noch keineswegs vom französischen Einflusse befreit; aber ihm mißfiel höchlich Gottsched's abergläubisches Festhalten an engherzigen Regeln, seine Formalität und Kälte, und er hatte, wie wir sahen, schon erkannt, daß England eine dramatische Literatur besäße, welche dem deutschen Genius verwandter, als die französische, sei. Als nun Mylius vollends die thörichte Behauptung drucken ließ, daß die italiänische Literatur kein einziges gutes Drama hervorgebracht habe, hielt Lessing die Zeitschrift durch diesen Beweis der Unwissenheit seines Mitredakteurs für so kompromittirt, daß er sich von dem ganzen Unternehmen lossagte, das auch sofort einging, da er die Seele desselben gewesen war.

Die Abhandlungen über Plautus, mit dessen Studium er sich bereits auf der Schule zu St. Afra eingehend beschäftigt hatte, zeigen, wie tief er schon in den Geist der alten Schriftsteller eingedrungen war. Die erste Nummer der Zeitschrift enthält eine bloße Angabe der Lebensumstände des Dichters, nebst einem Verzeichniß seiner Werke und der verschiedenen Ausgaben des Plautus. Die zweite bringt eine Uebersetzung der „Gefangenen", und die dritte stellt in der Form eines brieflichen Angriffs eines Gegners aus der Gottsched'schen Schule alle Einwendungen gegen seine Arbeit und gegen Plautus zusammen, um diese theils in schlagfertigen Anmerkungen unter dem Texte, theils in einer Antikritik, deren Schluß in der vierten Nummer der Zeitschrift erfolgte, zu widerlegen. Was zunächst die, nach heutigen Begriffen oftmals laxe Moral des Plautus betreffe, so sei es unbillig, einen Schriftsteller nach einem anderen Sittengesetz, als dem seiner eigenen Zeit, zu beurtheilen. Auch habe die moderne Literatur mit ihren verdeckten Schlüpfrigkeiten wenig Ursache, sich ihrer größeren Sittsamkeit zu rühmen. Sodann tadle man die häufigen seichten Scherze des Plautus, welche meistens auf bloße Wortspiele hinaus liefen. Aber diese würden in der Regel Sklaven und possenhaften Schmarotzern in den Mund gelegt, und dienten eben deshalb zur lebenswahren Charakteristik der betreffenden Personen. Die Einheit der Handlung und der Zeit endlich werde zwar von Plautus in dem angeführten Lustspiele verletzt, aber das sei mindestens zu entschuldigen, da es größerer und wesentlicherer Wirkungen halber geschehe.

Digitized by Google

5.

Gegen Ende des Jahres 1750 überwarf sich Mylius mit Herrn Rüdiger, und legte seine Stelle als Redakteur der „Berlinischen Zeitung" nieder. Rüdiger bot Lessing diesen Posten an; da aber bei der strengen Censur privilegirte Zeitungen sich alles politischen Raisonnements enthalten mußten, wollte Lessing, wie er seinem Vater schrieb, seine Zeit nicht mit einer so unnützen Arbeit verderben. Bald darauf starb Rüdiger, und die Zeitung ging auf seinen Schwiegersohn, den Buchhändler Voß, über, dessen Namen sie hinfort neben ihrem Haupttitel annahm. Voß stand seit längerer Zeit auf freundschaftlichem Fuße mit Lessing, und bat ihn jetzt, wenigstens das literarische Feuilleton des Blattes zu übernehmen. Dies sagte ihm zu, und er begann seine Thätigkeit im Februar 1751. Gleichzeitig rief er ein monatliches Beiblatt der Zeitung ins Leben, welches unter dem Titel „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" eine allgemeine Uebersicht über die hervorragenden Novitäten der europäischen Literatur gewähren sollte. Dies Beiblatt erschien regelmäßig vom April bis December 1751, und obschon Lessing nicht alle Aufsätze schrieb, welche dort oder im Literaturfeuilleton der Zeitung gedruckt wurden, entstammten doch alle werthvolleren Artikel seiner Feder.

Er bespricht eine große Anzahl von Büchern der verschiedensten Art: historische, theologische, kritische und belletristische; und fast über alle hat er irgend eine Bemerkung zu machen, die sich noch heute des Lesens verlohnt. So kurz die meisten dieser Literaturkritiken sind, tragen sie doch alle das Gepräge eines durchaus originellen Geistes, und sind das Resultat gewissenhafter Arbeit. Lessing las augenscheinlich jedes Buch, das ihm zuging, und begnügte sich dann nicht mit der üblichen bequemen Manier, die Spalten seines Blattes mit Auszügen zu füllen. Andrerseits gab er sich eben so wenig der irrthümlichen Vorstellung hin, als könnte er in einer kurzen Anzeige den Inhalt einer sorgfältigen Arbeit resumiren und ein endgültiges Urtheil darüber fällen. Gewöhnlich hebt er Einen Punkt hervor, stellt denselben ins hellste Licht, und fügt, wo möglich, zum richtigen Verständnisse desselben ein paar eigene Bemerkungen hinzu. Diese kurz gedrängten Erörterungen verrathen nicht allein eine umfassende Lektüre, sondern auch eine überraschend frühzeitige Reife des Denkens. Dabei finden wir schon die ganze Angemessen-

Digitized by Google

heit der Sprache, die ganze Schärfe des Ausdrucks, die unerwartet witzigen Wendungen, welche der Lessing'schen Prosa eigenthümlich sind. Nicht minder jene Sicherheit des Tones, die seine späteren Arbeiten kennzeichnet, und die gleich weit von der Selbstgefälligkeit eines bloßen Vielwissers wie von der Uebertreibung entfernt ist, durch welche ein schüchterner Mensch zuweilen seinem Muthe nachzuhelfen sucht. Es ist die feste Zeichnung eines Künstlers, der eine klare Vorstellung von seiner Aufgabe hat und genau weiß, wie er sie in ihren Grundzügen darstellen soll.

Eine andere und wesentliche Eigenschaft des Lessing'schen Stiles, die uns schon in diesen Literaturberichten auffiößt, ist seine Vorliebe für Bilder und Gleichnisse. Es ist unwahrscheinlich, daß Lessing's Denken ursprünglich so konkret war, wie dasselbe in seinen Werken erscheint; denn, wiewohl Dichter, war er doch nicht hinlänglich Dichter, war er zu sehr reiner Denker, um mittels origineller Bilder von Urtheil zu Urtheil überzugehen. Aber er fühlte, daß der Gedanke, in abstrakten Formeln ausgedrückt, für den gewöhnlichen Verstand wirkungslos, für den gebildeten ohne Reiz ist. Daher kleidete er seine Ideen geflissentlich in sichtbare und handgreifliche Gestalt. Wir begegnen dieser Vorliebe für den bildlichen Ausdruck in all' seinen Schriften, den dramatischen wie den kritischen, den theologischen wie den ästhetischen. Er ward zuletzt Meister im Gebrauch desselben, und darin liegt unzweifelhaft ein starker Grund der Anziehungskraft, die er heute noch ausübt.

Die heftige Fehde zwischen Bodmer und Gottsched und ihren Anhangern, welche eine Zeitlang etwas geruht hatte, erhielt 1749 einen neuen Anstoß durch die Veröffentlichung der drei ersten Gesänge von Klopstock's „Messias". Ohne die Schönheit einzelner Stellen dieses berühmten Gedichts zu bestreiten, finden die meisten Leser dasselbe heut zu Tag ohne menschliches Interesse, den Stil gedehnt, das Gefühl unwahr. Zur Zeit ihrer Veröffentlichung jedoch erregten die ersten Gesänge ein unglaubliches Aufsehn. Der Verfasser ward als ein Milton ebenbürtiger, wo nicht gar ihm überlegener Dichter begrüßt, und die Deutschen richteten ihre Häupter stolz empor, denn jetzt endlich hatten sie in ihrer Literatur ein Werk aufzuweisen, das nach ihrer Ansicht selbst die französischen Dichter nicht übertreffen konnten. Bodmer und seine Freunde

Digitized by Google

waren besonders enthusiastisch gestimmt; denn sie hatten gelehrt, daß ein Werk um so größer sein müsse, je wunderbarer der Gegenstand sei, den es behandle; und was konnte wunderbarer sein, als die Erzählung von der Fleischwerdung Gottes? Klopstock ward nach Zürich eingeladen, und empfing die Huldigungen des Hauptes der schweizerischen Schule, welcher sofort ein Epos im Stile seines gefeierten Zöglings begann. Aber so geräuschvoll die Schweizer in die Lobposaune stießen, eben so heftig ward Klopstock von ihrem Gegner Gottsched angegriffen, und der alte Streit entbrannte mit um so tödlicherer Bitterkeit, als er sich, statt, wie früher, auf eine Differenz über abstrakte Grundsätze beschränkt zu sein, jetzt auf ein bestimmtes Werk koncentrirte, durch welches diese Grundsätze definitiv zur Entscheidung gebracht werden sollten.

Lessing stimmte in der Werthschätzung Gottsched's völlig mit der schweizerischen Schule überein. Von den Impulsen eines tiefen, nach immer weiterer Ausdehnung trachtenden Lebens bewegt, mit den Meisterwerken des Genius in vielen Sprachen vertraut, mußte er Widerwillen gegen einen Mann empfinden, der es zu seinem Geschäft machte, die Geisteskräfte jeglicher Art in eine engherzige Form zu zwängen, und dessen persönlicher Charakter wenig geeignet war, die Opposition gegen seine literarischen Ansichten zu mildern. In einer herben Kritik einer Sammlung Gottsched'scher Gedichte kommt Lessing auch auf das abfällige Urtheil des Leipziger Professors über den „Messias" zu sprechen. „Wir wollen dasselbe," bemerkt er, „immer in einem Buche lassen, in welchem es nur bei Denen einen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses große Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt, es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann." Die Recension schließt mit der sarkastischen Wendung: „Diese Gedichte kosten 2 Thaler 4 Groschen. Mit 2 Thalern bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Groschen ungefähr das Nützliche."

Allein während Lessing Gottsched angriff, machte er doch nicht gemeinschaftliche Sache mit den Schweizern. Er sah, daß sie eben so einseitig wie ihr Gegner waren, und nahm daher eine unabhängige Stellung außerhalb beider Parteien. Die eben citirten

Digitized by Google

Sätze zeigen, daß der „Messias" einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, und ein andermal sagte er, daß er, indem er Klopstock kritisire, so wie die Strategen verfahre, die Hannibal tadelten, weil er Rom nicht belagert habe. Einem minder großen Feldherrn würde man aus dieser Unterlassungssünde keinen Vorwurf machen, und schlechten oder mittelmäßigen Dichtern würde man Fehler verzeihen, die bei einem Klopstock den Leser ernstlich verletzen. Gleichzeitig erklärte er es für unmöglich, schon jetzt, wo nur fünf Gesänge vorlägen, ein Urtheil über die Kunst des Verfassers zu fällen, da letztere sich erst aus dem Ganzen werde erkennen lassen. Indeß zeigt er doch in einer scharfsinnigen Zergliederung der Eingangsverse des „Messias", daß dieselben auf keinen sorgsam überdachten Plan schließen lassen und nicht frei von Unklarheiten und Tautologien sind. Auch die seraphische Ueberschwänglichkeit mancher Klopstock'schen Oden findet strengen Tadel, und die Anführung einiger Strophen, in welchen der Dichter Gott in allzu schwülstigen Ausdrücken ansieht, ihm die Geliebte zu geben, begleitet Lessing mit dem schalkhaften Ausruf: „Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!"

Wenn der Recensent, bei aller Offenherzigkeit des Urtheils, Klopstock gegenüber den einem großen Genie schuldigen Respekt niemals aus den Augen setzt, behandelt er die seichten Nachahmer desselben, unter denen sich auch Bodmer befand, mit desto erbarmungsloserer Härte. Selbst Gottsched, sagt er, würde seiner herzlichen Zustimmung sicher gewesen sein, wenn er, „statt den ‚Messias' zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen hätte, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen." „Es giebt nur allzu Viele," fügt er hinzu, „welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reimes wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher sein, als wenn hier Einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein

Andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herren ihre Bewunderer; und sie haben, große Dichter zu heißen, Nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in Allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst: mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter."

Aber auch eine beträchtliche Anzahl von Büchern der ausländischen, besonders der französischen Literatur wird in diesen Blättern recensirt. Bei manchen derselben beklagt Lessing sich über die leichtfertige Moral der Verfasser. „Durch welches Verhängniß," fragt er, „geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieser Seite einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht Etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron haben alle ihren Witz beschimpft."

Bei Weitem das wichtigste französische Werk, welches er zu besprechen hatte, war die berühmte Preisschrift, in der Rousseau die paradoxe Behauptung verfocht, daß die Civilisation ein Unglück für die Menschheit sei. Lessing spricht mit der größten Hochachtung von dem beredten Vertheidiger des Naturzustandes, und giebt zunächst den Gedankengang der Rousseau'schen Schrift auf's sorgfältigste und vollständigste wieder, um sodann die Trugschlüsse derselben durch ein paar scharfe Bemerkungen aufzudecken und zu widerlegen. Er giebt zu, daß der Verfall der Sitten und Staaten oft die höchste Entwicklung von Kunst und Wissenschaft begleitet habe, allein ohne deshalb im Verhältniß von Ursache und Wirkung zu stehen. „Alles in der Welt hat seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er alsc,

Digitized by Google

so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil Nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zieraten, oder ohne Kunst und Zieraten gebauet sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin, aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet?" Dann fragt er, die Sache von einer andern Seite erfassend: ob, wenn Künste und Wissenschaften wirklich den kriegerischen Sinn untergrüben, das ein so großes Unglück sei? „Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch Diejenigen, welche sie mißbrauchen."

Keinen französischen Schriftsteller damaliger Zeit schätzte Lessing höher als Diderot; und eine kurze Stelle zeigt uns, wie gut er schon die Natur des Einflusses verstand, den dieser rasche und scharfsinnige Denker auf seine Zeitgenossen übte. Nach einer ausführlichen Inhaltsangabe des Diderot'schen Briefes über die Tauben und Stummen bemerkt er: „Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns ‚in Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit' (v. Kleist), wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr Diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen."

Es ist beachtenswerth, daß Lessing in keiner dieser Recensionen ein unehrerbietiges Wort gegen das Christenthum äußert. Im Gegentheil lobt er ausdrücklich Klopstock, weil er es auf einer Seite

schildere, wo man gern seine Unbegreiflichkeiten vergesse und sich in der Bewunderung verliere. „Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte; gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei." Immer jedoch kommt er auf den Grundsatz zurück, daß die Werke, nicht der Glaube, das Wesentliche seien, und daß die bloße dogmatische Lehre Nichts nütze, wenn sie nicht zu guten Handlungen führe. „Es ist ein Glück," sagt er, „daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das Praktische des Christenthums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbare Streitigkeiten verlieren, bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen, bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben, bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zusammen flicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in Eine Hütte sperret? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht."

6.

Lessing's Recensionen waren zu neu und originell, als daß sie nicht die Aufmerksamkeit der Berliner literarischen Welt hätten erregen sollen. „Es ist hier ein neuer Kritikus aufgestanden," schrieb Professor Sulzer am 15. Oktober 1751 an Bodmer in Zürich, „von dessen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Messias werden urtheilen können. Er scheint nur ein wenig zu jung." Und etwas später schrieb der Theologe Spalding an Gleim: „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Messias in der Berlinischen Zeitung?" Lessing hatte guten Grund, zu hoffen, daß er sich bald zu einer allgemein geachteten Stellung empor schwingen würde. Trotzdem beschloß er gegen Ende des Jahres 1751, Berlin wenigstens für einige Zeit zu verlassen. Seine Ziele waren hoch,

Digitized by Google

und er war sich bewußt, daß seine geistige Ausbildung noch nicht tief genug sei, um ihm die Erreichung derselben zu ermöglichen. Eine Periode ruhigen Studiums, wie er sie sich im geräuschvollen und zerstreuenden Treiben der preußischen Hauptstadt nicht wohl verschaffen konnte, war dazu erforderlich; außerdem wünschte er den Titel eines Studenten der Medicin mit dem Grad eines Magisters der freien Künste zu vertauschen. In den letzten Tagen des Jahres 1751 machte er sich daher auf den Weg nach Wittenberg, wo sein Bruder Theophilus Theologie studirte.

Wir haben gesehen, daß Lessing durch einen seltsamen Zufall in flüchtige Beziehung zu Voltaire gekommen war. Noch seltsamer geriethen die Beiden gleich nach Lessing's Abreise von Berlin in einen ernstlichen Konflikt. Nach Erledigung des Processes mit dem Juden Hirsch ging Voltaire nach Potsdam, um sein Werk über das Zeitalter Ludwig's XIV. zu vollenden, und vor der Abreise Lessing's war dasselbe nahezu zur Ausgabe fertig. Als Letzterer seinen Freund Richier de Louvain besuchte, fand er ihn damit beschäftigt, aus einer Anzahl von Exemplaren zwei Dutzend der besten zur Ueberreichung an die königliche Familie auszuwählen. Gegen das Versprechen, Niemandem das Buch zu zeigen, lieh Voltaire's Sekretair ihm den ersten Theil auf einige Tage, da Lessing natürlich sehr gespannt auf die Bekanntschaft mit einem Werke war, das man lange erwartet hatte, und das erst nach einer Weile dem großen Publikum in die Hände kommen sollte. Unglücklicherweise entführte ein anderer Freund ihm das Buch, und eine Dame, die es bei demselben sah, erstattete Voltaire darüber Bericht. Dieser gerieth in hellen Zorn, überschüttete seinen Sekretair mit Schmähungen und befahl ihm, den Band auf der Stelle zurück zu schaffen. Inzwischen war Lessing nach Wittenberg abgereist und hatte das Buch aus Versehen, oder weil er darin kein besonderes Arg sah, mitgenommen. Als Voltaire dies erfuhr, ließ er sich zu dem heftigsten Leidenschaftsausbruche hinreißen. Es sei augenscheinlich eine Verschwörung, tobte er, eine Nachdrucksausgabe zu veröffentlichen oder ihm durch Veranstaltung einer unberechtigten Uebersetzung zuvor zu kommen. Er diktirte Richier einen Brief an Lessing, worin er die sofortige Rücklieferung des entwendeten Eigenthums forderte, ließ ihn denselben unterzeichnen, und jagte dann den unglücklichen jungen

Digitized by Google

Mann aus seinem Dienste. Lessing war erstaunt, einen so beleidigenden Brief zu erhalten, ahnte aber sogleich den Zusammenhang. Er schrieb eine Antwort in französischer Sprache, die an Richier de Louvain adressirt, aber für Voltaire bestimmt war, worin er sich gegen die Unterstellung jeder bösen Absicht verwahrte, und den Erzürnten durch ein paar fein angebrachte Komplimente zu besänftigen suchte. Da diese Antwort nicht am ersten Posttage in Berlin eintraf, sah Voltaire darin eine Bestätigung seines Verdachtes, und schrieb ihm eigenhändig in dem aufgebrachtesten Tone. Lessing sandte ihm eine Erwiderung in lateinischer Sprache, und äußerte später gegen Richier, „Voltaire werde dieselbe schwerlich an das Fenster gesteckt haben."

Dieser Vorfall, aus welchem Voltaire kein Hehl machte, erregte viel Aufsehen in Berlin. In späterer Zeit war Lessing der furchtbarste literarische Gegner Voltaire's, und machte seinem Ekel an dessen persönlichem Charakter zuweilen in ziemlich heftigen Ausdrücken Luft. Man hat diese Opposition auf das oben erzählte kleinliche Begegniß zurückführen wollen, allein Nichts kann ungerechter gegen Lessing sein. Er war von zu großem Gepräge, als daß eine solche Unannehmlichkeit, selbst wenn er sich schwer durch dieselbe gekränkt fühlte, dauernden Einfluß auf sein Urtheil zu üben vermocht hätte. Er bekämpfte Voltaire einzig, weil er Vieles in dessen literarischer Thätigkeit mißbilligte; und wenn er eine persönliche Abneigung wider den geistvollen Schriftsteller empfand, so kam das daher, weil Voltaire der Welt Charakterseiten zeigte, die naturgemäß für seine Zeitgenossen verletzender, als für uns, sein mußten, und sie eben so naturgemäß oftmals sein warmes Herz und seine edlen Absichten übersehen ließen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Wittenberg.

1.

Wie der gelehrte englische Kritiker Dr. Johnson, liebte Lessing es besonders, in Bibliotheken herum zu stöbern. Büchersammlungen, zumal wenn sie alte und seltene Ausgaben enthielten, hatten für ihn einen unaussprechlichen Reiz. Schon als Knabe wollte er „mit einem großen Haufen Bücher" gemalt werden, und als er die Bibliothek des Herrn Rüdiger ordnete, machte er sich mit dem Inhalt ihrer Hauptwerke bekannt. In Wittenberg fand er vollauf Gelegenheit, dieser Liebhaberei zu fröhnen. Ein alter Schulkamerad war an der Universitätsbibliothek angestellt, und erleichterte ihm die Benutzung ihrer Schätze. Lessing pflegte später wohl zu sagen, daß diese Sammlung kein einziges Buch enthalte, das er nicht in Händen gehabt habe.

Die Quelle dieser Leidenschaft lag zum Theil in seiner tiefen Sehnsucht nach Kenntnissen um ihrer selbst willen. Heut zu Tag ist das Gebiet der Wissenschaft in so viele Fächer und Unterfächer zertheilt, daß so leicht Niemand mehr als ein einzelnes Feld derselben zu beherrschen vermag. Aber im vorigen Jahrhundert war es noch möglich, das ganze Bereich des Wissens zu umfassen, und demgemäß finden wir bei fast allen großen Geistern jener Zeit ein Streben nach annähernd universeller Belehrung. Lessing theilte aufs höchste diesen Drang seiner Epoche. Er fragte wenig danach, welchen praktischen Nutzen ihm die Bereicherung seiner Kenntnisse

in der Folgezeit bringen werde; genug, wenn er nur etwas Neues lernte. Dennoch hatte er nicht des bloßen Gelehrten abergläubischen Respekt vor Büchern; sie besaßen nur Werth für ihn als Behikel zur Erweckung selbständigen Denkens, und rein äußerliches Wissen erschien ihm als ein Uebel, wenn es die freie Thätigkeit des Geistes hemme. „Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung," sagt er in einem seiner fragmentarischen Einfälle, „heißt Gelehrsamkeit. Eigne Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth, als Millionen von jener."

Wie fast alle großen Schriftsteller und alle großen Gelehrten, besaß Lessing ein vorzügliches Gedächtniß; seine Kenntnisse wurden daher staunenswerth. Besonders bewundert war er in der Literaturgeschichte. Bei den unerwartetsten Anlässen entfaltet er eine überraschende Bekanntschaft mit obskuren Schriftstellern obskurer Perioden, und es gab wenige Ansichten in den höheren Regionen des Denkens, die ihm nicht in ihren Grundzügen vertraut gewesen wären. Er wußte daher stets, wenn ein neuer Gegenstand aufs Tapet kam, wo er weitere Belehrung darüber fände; und wenn er sich ein Gebiet zu eigen gemacht hatte, entging ihm selten ein Fehler, der auf demselben gemacht wurde. Die Wirkung von Lessing's ausgebreiteter Lektüre auf seinen Stil ist sehr deutlich erkennbar. Sie verleiht nicht allein seinen Schlüssen Sicherheit, sondern erfüllt seine Schriften mit Anspielungen, denen nur die gelehrtesten seiner Leser zu folgen vermögen; und sie verlockt ihn beständig, Nebenpfade einzuschlagen und über beiläufige Fragen einen Strom neuen Lichts zu verbreiten. Sein künstlerisches Proportionsgefühl verhindert ihn jedoch, dieser Verlockung allzu bedenklich nachzugeben.

2.

Unter den Büchern, die Lessing in Berlin recensirt hatte, befand sich der dritte Theil des Jöcher'schen Gelehrtenlexikons. Er hatte dem Verfasser einige Irrthümer nachgewiesen, fand aber jetzt bei erneutem Studium des Werkes deren eine so große Zahl, daß er sich zur Herausgabe einer selbständigen Kritik in Buchform entschloß. Drei Bogen davon waren schon gedruckt, und er sandte dieselben mit einem, wie es scheint, etwas übermüthigen Briefe, an den Verleger des Jöcher'schen Lexikons, — vermuthlich um ihn

Digitized by Google

bei Zeiten auf die zahlreichen Mängel desselben aufmerksam zu machen. Der Buchhändler nahm jedoch an, daß es von Seiten Lessing's auf eine Gelderpressung abgesehen sei, und beantwortete weder seinen Brief, noch setzte er den Verfasser des Gelehrtenlexikons von der Affaire in Kenntniß. Erst durch einen Brief Weiße's erfuhr Lessing, eine wie gehässige Deutung seinem Verfahren gegeben worden sei. Kurz darauf hörte Jöcher selbst von der Sache und ließ sich nun von seinem Verleger die betreffenden Druckbogen mittheilen. Er schrieb sehr höflich an Leising, sprach sein Bedauern darüber aus, daß derselbe sich nicht sofort an ihn gewandt habe, und erbot sich, ihm die gehabten Druckkosten so wie das noch vorräthige weitere Manuskript zu vergüten, dessen Benutzung für einen Supplementband ihm höchst erwünscht sei. Lessing's Antwort muß ebenfalls sehr höflich ausgefallen sein, denn in einem zweiten Briefe nennt der seiner Zeit berühmte Gelehrte den jungen Mann „seinen wertheſten Gönner", sagt, er habe, wie ihm Jener erlaubt, was ihm auf den drei Bogen bedenklich erschienen, unterstrichen, und lehnt Lessing's Anerbieten, ihm die ferneren Bogen vorher zur Ansicht zu schicken, ab, da er überzeugt sei, derselbe werde Alles so einrichten, wie es der Anstand zwischen Gelehrten und Schriftstellern erfordere. Lessing gab jetzt den ganzen Plan auf: er stellte Jöcher seine Ergänzungen zur Verfügung, und ließ später nur in einer Sammlung von „Briefen" mit einer kurzen Erklärung die paar Bogen wieder abdrucken, welche so viel müßiges Gerede veranlaßt hatten.

Wer mit Bayle vertraut ist, kann bei der Lektüre dieser Artikel nicht übersehen, wie Viel Lessing demselben verdankt. Er citirt ihn häufig, und der Ton des Ganzen ist eben der, welcher dem Werk des französischen Schriftstellers ein so bestimmtes Gepräge verleiht. Lessing hatte Bayle seit langer Zeit fleißig studirt, und hörte niemals auf, ihn zu lesen und zu Rathe zu ziehen. Bayle resumirte die Resultate der umfassenden und rastlosen Forschungen des siebzehnten Jahrhunderts, und bis zum Erscheinen der „Encyklopädie" entlehnten die Gegner der herrschenden Glaubenslehren und Staatseinrichtungen im achtzehnten seinem „Dictionnaire" ihre schärfsten Waffen. Aber der fesselnde Reiz dieses Werkes lag nicht in der bloßen Gelehrsamkeit des Verfassers, sondern in seiner dialektischen

Digitized by Google

Methode. Nachdem er sich von der Tradition frei gemacht hatte, legte Bayle an jede Ansicht und jedes Herkommen den einzigen Prüfstein der Vernunft. Ueberall wendet er das Verfahren selbständiger Forschung an, sucht durch Zweifel Gewißheit zu erlangen, stellt eine Ansicht der andern gegenüber, analysirt, distinguirt, müht sich, zum letzten Grund der Principien vorzudringen und ihre äußersten Konsequenzen zu ziehen. Hierin liegt die Erklärung seines gewaltigen Einflusses auf Lessing. Letzterer sah weiter, als Ersterer, zum Theil weil er später kam, zum Theil weil er eine größere und feinere Natur war: aber beide Männer stimmten in ihrem tiefsten geistigen Streben durchaus überein.

3.

Für die Universität Luther's hatte das Zeitalter der Reformation einen unverwelklichen Reiz. Es war der Hauptgegenstand aller Forschung und Spekulation, und die Bibliothek enthielt natürlich einen reichen Schatz von Werken über diese Periode. Lessing, der für dieselbe von Jugend auf ein lebhaftes Interesse besaß, beschäftigte sich daher während seines Aufenthaltes in Wittenberg eingehend mit der Literatur dieses Zeitraums. Die erste Frucht seiner Studien war eine Anzahl kurzer Aufsätze, welche er „Rettungen" benannte, und deren Hauptverdienst in der geistvollen Behandlung des an sich nicht immer bedeutenden Stoffes besteht.

Der Zweck dieser Abhandlungen ist, gewisse Schriftsteller des Reformationszeitalters gegen die Verunglimpfungen späterer Kritiker in Schutz zu nehmen. Wie bei seinen Berichtigungen Jöcher's, ist hier der Einfluß Bayle's überall ersichtlich. Einen dieser Aufsätze — den über Cardanus — bezeichnet er ausdrücklich als eine Ergänzung des Bayle'schen Artikels über denselben Gegenstand. Ja, die Idee selbst, sich zum Ritter geschmähter Autoren zu machen, entstammte wahrscheinlich dem „Dictionnaire", denn Bayle gefiel sich besonders in dieser Rolle.

Die werthvollste Abhandlung ist unzweifelhaft die ebengenannte. Cardanus gehörte zu jener Schar italiänischer Denker, welche, wie Giordano Bruno, im sechzehnten Jahrhundert den anbrechenden Tag der modernen wissenschaftlichen Bewegung verkündigten. In seinem wichtigsten Traktat, „De Subtilitate", wagte er, die vier

Digitized by Google

Hauptreligionen der Welt: die christliche, jüdische, mohammedanische und heidnische, mit einander zu vergleichen. Er bezeichnete den Grund, auf welchem nach seiner Meinung jede beruhe, und schloß mit einer Behauptung, welche man dahin auslegte, er wolle dem Zufall überlassen, auf welche Seite sich der Sieg wenden werde. Selbstverständlich erhob man bald gegen ihn die Beschuldigung des Atheismus, obschon Cardanus die besonders angefochtenen Worte schon in der zweiten Auflage seines Buches geändert hatte, und man weiß, was eine solche Anklage in damaliger Zeit bedeutete.

In seiner Rettung des Cardanus weist Lessing nach, daß die fragliche Stelle in ihrem Zusammenhang mit den vorhergehenden Sätzen einen ganz anderen, als den ihr untergeschobenen Sinn habe. Sodann fragt er, ob es überhaupt ein Verbrechen sei, das Christenthum mit anderen Religionen zu vergleichen, und zeigt, daß Cardanus mit ungewöhnlichem Nachdruck alle wesentlichen Argumente für die göttliche Autorität desselben beibringe, ja daß er höchst ungerecht gegen die anderen Religionen verfahre. Die Art, wie Lessing erst einen Juden und nachher einen Mohammedaner die Trugschlüsse und falschen Darstellungen des Cardanus widerlegen läßt, ist eben so dramatisch wie treffend, und man liest leicht zwischen den Zeilen, daß viele der hier vorgebrachten Bemerkungen seiner eigenen tiefsten Ueberzeugung entsprechen. So wenn er den Mohammedaner sagen läßt: „Das, was der Heide, der Jude und der Christ seine Religion nennt, ist ein Wirrwarr von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich Alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwiesen ist. Durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen, Wahrheiten sein können. Sie erkennen es selbst, und nennen sie daher Geheimnisse; ein Wort, das seine Widerlegung gleich bei sich führt. Ich will sie dir nicht nennen, sondern ich will nur sagen, daß eben sie es sind, welche die allergröbsten und sinnlichsten Begriffe von Allem, was göttlich ist, erzeugen, daß sie es sind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, sich seinen Schöpfer auf eine anständige Art zu denken; daß sie es sind, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr

den Glauben nennet. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwaigen Begleiterin desselben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngespenster macht bei euch ohne Gerechtigkeit selig; aber nicht diese ohne jene. Welche Verblendung!". Lessing hatte bereits erkannt, daß es mehr auf die Werke als auf den Glauben ankomme, und daß keine einzige Religion behaupten dürfe, im alleinigen Besitz der Wahrheit zu sein. Wir werden später sehen, welche Konsequenzen er aus diesen Grundsätzen zog.

Von den übrigen „Rettungen" ist die unwichtigste die, in welcher er nachweist, daß eine obskure Schrift des siebzehnten Jahrhunderts, der „Ineptus Religiosus", worin alle möglichen Gotteslästerungen enthalten sein sollten, nur eine Satire zu Gunsten des orthodoxen Glaubens sei. Weit interessanter ist die Abhandlung über Cochläus, einen katholischen Zeitgenossen und Gegner Luther's, welcher zuerst das Reformationswerk desselben auf die bloße Triebfeder mönchischen Neides zurückgeführt haben sollte. Lessing zeigt, daß diese Anschuldigung bereits in den Jahren 1520 und 21 von einem gewissen Alphonsus Valdesius in seinen Briefen an den italiänischen Gelehrten Petrus Martyr erhoben ward. Die mitgetheilten Briefe sind an sich nicht ohne historischen Werth; von größerer Bedeutung jedoch ist die angehängte Frage Lessing's: was die Katholiken dabei gewinnen würden, wenn die gedachte Anschuldigung wahr wäre? „Genug," antwortet Lessing, „daß durch die Reformation unendlich viel Gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genusse ihrer Früchte sitzen; genug, daß wir diese der Vorsehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation, was Lessing übrigens in den vorhergehenden Entwicklungen für Nichts weniger als wahr erklärt, Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben so glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todtschlag, und, man mag sagen, was man will, durch einen strafbaren Todtschlag veranlaßt; ist

Digitized by Google

er aber deswegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?"

Eine Abhandlung über Simon Lemnius, die um dieselbe Zeit geschrieben und in den „Briefen" veröffentlicht wurde, ist so durchaus im Geiste der „Rettungen" verfaßt, daß sie füglich diesen hätte angereiht werden mögen. Lemnius war gleichfalls ein Zeitgenosse Luther's, und griff den Reformator in so zahlreichen Versen an, daß die Lutheraner ihn in Folge dessen meist als einen ruchlosen Gesellen betrachteten. Ohne seine schmutzigen Sticheleien zu billigen, zeigt Lessing, daß Luther ihn sich selbst durch höchst ungerechte Verfolgungssucht zum Feinde gemacht habe. Lemnius hatte als Wittenberger Student eine Sammlung lateinischer Epigramme veröffentlicht, worin er u. A. den Kurfürsten von Mainz, einen Gegner der Reformation, nicht wegen seiner religiösen Ansichten, sondern als einen guten Regenten und Beschützer der Wissenschaften und Künste pries. Luther nahm daran Anstoß und donnerte so heftig wider den armen Poeten, daß sich derselbe durch die Flucht weiteren Mißhelligkeiten entzog. Darauf ließ der Reformator in seiner blinden Hitze eine Schrift an die Kirchthüren anschlagen, in welcher er behauptete, „der flüchtige Bube" würde, „wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren haben." Indem er dies intolerante Verfahren Luther's aufdeckte, war Lessing jedoch von jeder feindseligen Gesinnung wider den großen Mann weit entfernt. Er erklärt im Gegentheil bezeichnend genug: „Lutherus stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, Alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendsten seiner Vollkommenheiten. Sie sind mir sogar lehrreicher, als alle diese zusammen genommen, und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen."

4.

Obschon Lessing sich frei in allen Literaturgebieten erging, war es doch die klassische Literatur, welche während des größten Theils seines Lebens den Mittelpunkt seiner Studien bildete. So eifrig las er die großen lateinischen und griechischen Autoren, daß sie ihm

Digitized by Google

in gewissem Sinn näher traten, als die Schriftsteller seiner eigenen Zeit. Hierin liegt das Geheimniß seiner Leidenschaft für Reinheit und Adel des Stils; und wenn er schließlich mit seltener Zuversicht die Gesetze schriftstellerischen Ausdrucks erörterte, so geschah das, weil er seine Grundsätze hauptsächlich auf jene makellosen Leistungen stützte, in welchen das menschliche Streben ein für alle Mal fast sein Ideal erreicht hat.

Noch hatte er den lateinischen Autoren mehr Aufmerksamkeit als den griechischen geschenkt, und während seines Aufenthaltes in Wittenberg las er von jenen besonders Horaz und Martial, in deren kühler Weltlichkeit er einen erfrischenden Kontrast gegen die erhitzte und dumpfe Atmosphäre theologischer Bigotterie fand, welche ihn umgab. Seine Lektüre des Martial verlockte ihn, manche Mußestunde auf die Abfassung von Epigrammen zu verwenden. Einige derselben sind in lateinischer, die Mehrzahl aber in deutscher Sprache geschrieben. Viele der letzteren sind Uebersetzungen oder Nachbildungen des Martial und anderer Epigrammatisten; und sowohl diese wie die eigenen Erfindungen sind durchaus im Stile Martial's gehalten. Das heißt, die Neugier wird erregt, und dann durch eine, oft unerwartete, Schlußpointe befriedigt; und der Gedanke ist so kurz, wie möglich, zusammen gedrängt, kein überflüssiges Wort selbst des Reimes wegen eingeschaltet. Sein ganzes Leben lang schrieb Lessing gelegentlich Epigramme; allein wenige derselben haben großen literarischen Werth, und manche nähern sich so sehr der Fadheit, wie es bei einem so glänzenden Schriftsteller denkbar ist. Zuweilen tragen sie auch unerfreuliche Spuren der Derbheit der Zeit, in welcher sie verfaßt sind. In fast allen schlägt er den Ton beißender Satire an. Besonders schlecht ist er auf die Frauen zu sprechen, von deren Tugenden und Einfluß auf die Gesellschaft seiner Zeit er keine hohe Meinung gehabt haben muß. Er schilderte die Welt, nicht wie sie sein sollte, sondern wie er sie fand, und seine scharfe Erkenntniß ihrer Mängel führte ihn nicht im geringsten dahin, die Wärme seines menschlichen Mitgefühls erkalten zu lassen.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Zweiter Aufenthalt in Berlin.

Gegen Ende 1752, in seinem vierundzwanzigsten Jahre, kehrte Lessing nach Berlin zurück. Er war seit April Magister der freien Künste, und kam diesmal mit ganz anderen Empfindungen, als das erste Mal, nach der preußischen Hauptstadt. Seine Aussichten waren nicht mehr unbestimmt; er wußte genau, welcherlei Leben er führen wollte, und fühlte die Kraft in sich, seine Pläne zu verwirklichen. Auch kam er nicht als Fremdling, dem nur ein einziger Freund als Berather und Helfer zur Seite stand. Jede Straße Berlin's war ihm vertraut, und er hatte viele Bekannte, von denen Einer, der Buchhändler Voß, einem jungen und strebsamen Schriftsteller von wesentlichem Nutzen sein konnte.

Die drei Jahre seines diesmaligen Aufenthaltes in Berlin gehörten zu den thätigsten seines Lebens, allein die Arbeit ward ihm leichter und erfreulicher, als zuvor, durch die wachsende Anerkennung, welche er fand, und durch so viel geselligen Verkehr, wie er wünschen mochte. Alle hervorragenden schriftstellerischen Persönlichkeiten der Stadt, einschließlich Sulzer und Ramler, zählten bald zu seinen Freunden. Mit Ersterem, welcher sich gern zum Gönner jüngerer Leute aufwarf, gelangte er niemals in ein herzliches Verhältniß, aber auf den Umgang mit Letzterem legte er hohen Werth. Mit diesen und vielen Anderen kam er oftmals zusammen, nicht allein in Gesellschaft, sondern auch in dem kürzlich gestifteten Montagsklub, zu dessen eifrigsten Mitgliedern er bald gehörte.

Digitized by Google

Indeß beschränkte er sich keineswegs auf den Umgang mit schriftstellerisch gebildeten Leuten, sondern verkehrte gern auch in anderen Kreisen.

Mylius war noch immer in Berlin, sollte dem Freunde aber bald für ewig Lebewohl sagen. Dieser excentrische Kopf hatte eine Zeitlang geschwankt, ob er sich der schönen Literatur oder der strengen Wissenschaft widmen solle. Endlich entschied er sich für Letzteres, und begann die Herausgabe einer physikalischen Zeitschrift. Sein unstäter Sinn verleidete ihm jedoch bald diese regelmäßige Arbeit, und er trat, auf Haller's Empfehlung reichlich mit Geldmitteln unterstützt, eine naturwissenschaftliche Forschungsreise nach den englischen Kolonien in Nordamerika an. Allein ehe er noch Europa verlassen hatte, ereilte ihn am 6. März 1854 in London der Tod.

Auch ein anderer Leipziger Freund Lessing's, Naumann, dessen Heldengedicht „Nimrod" er in dem monatlichen Beiblatte der „Berlinischen Zeitung" auf's ergötzlichste recensirt hatte, verweilte jetzt in Berlin, und wohnte eine Zeitlang mit ihm zusammen. Lessing schätzte ihn wegen seiner Gutmüthigkeit und seines heitern Temperamentes, scheint aber den geistig unbedeutenden Menschen oftmals zum Stichblatt seiner Witze gemacht zu haben. Naumann ließ damals eine Schrift „Ueber Verstand und Glück" drucken. So bald Lessing den Titel sah, rief er ihm zu: „Mensch, wie kannst Du über zwei Dinge schreiben, die Du nie gehabt hast!"

Während seines diesmaligen Aufenthaltes in Berlin erwarb sich Lessing zwei Freunde von weit tüchtigerer Art, deren Namen bald mit dem seinigen dauernd verknüpft werden sollten. Es waren Friedrich Nicolai und Moses Mendelssohn. Letzterer, ein Jude, ward einer der hervorragendsten volksthümlichen Philosophen seiner Zeit, und Lessing blieb bis an sein Lebensende mit ihm in der freundschaftlichsten Verbindung. Er stand in gleichem Alter mit diesem, und war als junger Mensch in den dürftigsten Umständen nach Berlin gekommen. Er war jetzt Faktor in einer Seidenfabrik, und war zu bescheiden und schüchtern, um sich geltend zu machen. Dabei besaß er jedoch die vortrefflichsten Anlagen. Von feinstem Zartgefühl, frei von aller weltlichen Gesinnung in seinen Neigungen und Bestrebungen, äußerst duldsam und mitempfindend, und der

innigsten und tiefsten Anhänglichkeit fähig, war er zugleich ein Mann von scharfem Verstande und ein leidenschaftlicher Verehrer der Wahrheit. In seinen Mußestunden hatte er durch Selbststudium Latein, Französisch und Englisch erlernt, er war ein vorzüglicher Mathematiker, und studirte nicht allein Leibnitz und Wolf, sondern auch die Werke Locke's mit Eifer. Er wurde Lessing als ein brillanter Schachspieler vorgestellt, und dieser erkannte sogleich unter der unscheinbaren Hülle Zeichen eines reichen inneren Lebens. Bald wurden sie intime Freunde. Allmorgendlich zwischen sieben und neun Uhr pflegte Mendelssohn, ehe er ins Geschäft ging, Lessing zu besuchen und jene Fragen mit ihm durchzusprechen, welche auf die letzten Gründe des Denkens zurückführen, und, je unlösbarer sie erscheinen, einen um so fesselnderen Reiz für starke und tiefe Geister besitzen. Auf Lessing's Veranlassung schlug Mendelssohn die Laufbahn ein, in welcher er sich seinen Ruf erwarb. Lessing hatte ihm eine Abhandlung von Shaftesbury geliehen, und frug, als er sie zurück brachte, wie sie ihm gefallen habe. „Recht gut," sagte Mendelssohn; „aber so Etwas könnte ich auch schreiben." „Ei, so thun Sie es doch!" lautete die Antwort. Nicht lange darauf brachte ihm Mendelssohn ein Manuskript zum Durchlesen, und als der Verfasser sich nach geraumer Weile sein Urtheil darüber erbat, überreichte ihm Lessing ein Exemplar der gedruckten Schrift.

Nicolai, der einige Jahre jünger war, hatte das Unglück, sich in späterer Zeit in Gegensatz zu den wachsenden Einflüssen der neuen Aera zu stellen. Er beschwor dadurch den Spott Goethe's und Schiller's und den Zorn Fichte's auf sich herab. In seiner Jugend indeß war er voll frischen Strebens. Als Sohn eines Berliner Buchhändlers hatte er das Geschäft seines Vaters in Frankfurt an der Oder erlernt. Dort las er alle erdenklichen Bücher, die ihm in die Hand fielen, und benutzte nach Kräften die Bildungsgelegenheit, welche der Umgang mit den Studenten der Universität ihm bot. Dann kam er nach Berlin als Gehilfe seines Vaters, dessen Geschäft er später erbte und beständig erweiterte. Dasselbe ward in seinen Händen einer der erheblichsten Faktoren der Entwicklung des literarischen Geschmacks jener Zeit. Sein Lieblingsstudium war die englische Literatur, und 1751 begann er seine schriftstellerische Thätigkeit durch anonyme Herausgabe einer

Digitized by Google

kleinen Schrift über Milton, die bei den Anhängern der schweizerischen Schule große Anerkennung fand. Das Material zu dieser ersten Arbeit war englischen Quellen entlehnt, aber die Darstellung war klar und lebendig, und seine Angriffe auf die engherzigen Ansichten Gottsched's und seiner Schildknappen bewiesen, daß er über wichtige Gegenstände selbständig zu denken vermochte. Einige Jahre nachher schrieb er eine Reihe von „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland," in denen er Bodmer und Gottsched gleichmäßig verspottete, und sich dahin aussprach, daß ihre langwierige Fehde nachgerade jeden tieferen Sinn verloren habe. Da diese Briefe bei Voß erschienen, sah Lessing sie noch während des Druckes, und interessirte sich um so mehr für den Verfasser, als dieser sich augenscheinlich bis auf den Stil herab an seinen eigenen Schriften gebildet hatte. Durch Lessing wurde dann Nicolai auch mit Mendelssohn bekannt, und alle drei blieben bis an ihren Tod innig befreundet, obschon der Verkehr Lessing's mit dem oberflächlicheren Nicolai in späteren Jahren etwas an Wärme und Einfluß verlor.

2.

Wie in früherer Zeit, mußte Lessing auch jetzt wieder einen Theil seines Unterhalts durch Uebersetzungen erwerben. Er verdeutschte u. A. ein englisches Pamphlet über die Beziehungen Englands zu Preußen, einige französische Schriften Friedrich's II., den ersten Theil von Marigny's „Geschichte der Araber", und ein spanisches Werk aus dem sechzehnten Jahrhundert von Huarte über „die Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften", worin die späteren Theorien der Phrenologen schon andeutungsweise auftauchen. Diese Uebersetzungen waren ohne Vergleich besser, als Alles, was in solcher Art bisher in Deutschland geleistet worden war.

Er nahm auch seine kritische Thätigkeit für das Feuilleton der „Berlinischen Zeitung" in der früheren Weise wieder auf. Eins der ersten Bücher, die er nach seiner Rückkehr zu recensiren hatte, war Voltaire's Trauerspiel „Amalie, oder Der Herzog von Foix", und es ist interessant zu sehen, wie überschwänglich er hier den großen Schriftsteller lobt, der ihn vor Kurzem so herb verletzt hatte, und den er später so scharf angriff. Auch Rousseau's Abhandlung

„Ueber den Ursprung und die Begründung der Ungleichheit unter den Menschen" wird mit derselben Hochachtung besprochen, welche Lessing in seiner Recension der paradoxen Schrift über den Einfluß der Civilisation keinen Augenblick außer Acht gelassen hatte. „Sein Herz hat an allen seinen spekulativischen Betrachtungen Antheil genommen, und er spricht folglich aus einem ganz anderen Tone, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weltweisheit gemacht haben."

Zwei kurze Anzeigen der Mylius'schen Uebersetzung von Hogarth's „Zergliederung der Schönheit" verdienen Beachtung, denn sie beweisen, daß Lessing schon die Principien der Kunst zum Gegenstande eines ernsten Studiums gemacht hatte. Er findet das Hauptverdienst des großen Malers darin, „daß er in alle seine Gemälde eine Art satirischer Moral zu bringen gewußt, die das Herz an dem Vergnügen der Augen theilzunehmen nöthiget," und mißt der Hogarth'schen Theorie von der Verbindung der wellenförmigen mit der Schlangenlinie die höchste Wichtigkeit bei.

Ein anderer bemerkenswerther Aufsatz aus dieser Zeit handelt von einer deutschen Uebersetzung der „Poetik" des Aristoteles. Lessing erkennt schon die unsterbliche Größe dieses Werkes, das später einen so gewaltigen Einfluß auf seine kritischen Urtheile ausüben sollte. Aristoteles, sagt er, hatte kaum seine Herrschaft im Reiche der Weltweisheit verloren, als man in ihm den tiefsten Kunstrichter entdeckte. „Seit der Zeit herrscht er in dem Reiche des Geschmacks unter den Dichtern und Rednern eben so unumschränkt, als ehemals unter seinen Peripatetikern. Seine ‚Dichtkunst', oder vielmehr das Fragment derselben, ist der Quell, aus welchem alle Horaze, alle Boileaus, alle Hedelins, alle Bodmers, sogar bis auf die Gottschede, ihre Fluren bewässert haben."

Die Angriffe auf Gottsched wurden mit gesteigerter Heftigkeit erneuert. Von Schönaich, der Verfasser des Heldengedichts „Hermann", das von Lessing ungünstig kritisirt worden war, und der als Schildknappe Gottsched's alle Gegner seiner Partei mit Schmähungen überhäufte, wird, wo möglich, noch verächtlicher, als sein Meister behandelt. Die Schweizer freuten sich der Hiebe, welche von unerwarteter Seite ihren Feinden versetzt wurden, und scheinen eine Zeitlang gehofft zu haben, den glänzenden jungen

Digitized by Google

Journalisten zu einem ihrer Führer zu gewinnen. 1754 zog Bodmer bei Sulzer Erkundigungen nach ihm ein, und im folgenden Jahre schrieb Wieland, der sich damals in Zürich aufhielt, und durchaus zu Bodmer's Fahne schwor, an Gleim: „Es wäre, meines Erachtens, nicht übel, wenn man diesen Mann, der seine guten Partes hat, für die gute Sache gewinnen könnte, denn er hat alle Qualitäten für einen Champion." Lessing hatte bewiesen, daß er zu keiner von beiden Parteien gehörte; da ihm jedoch die Anhänger Gottsched's am meisten zuwider waren, zeigte er sich nicht abgeneigt, die Schweizer in der so lange von ihnen geführten Fehde zu unterstützen. Er überredete Voß, den Verlag zweier polemischen Piecen zu übernehmen, die größtentheils von Wieland herrührten, und von denen die eine — „Ankündigung einer Duncias für die Deutschen" — den Leipziger Poeten den Gnadenstoß versetzen sollte. Zugleich entwarf er mit Nicolai den Plan eines burlesken Heldengedichtes, nach Art des „Hudibras", worin Gottsched als fahrender Ritter dargestellt werden sollte, der mit seinem treuen Knappen Schönaich Deutschland durchzöge, um die zahllosen Seraphim zu erschlagen, welche durch Klopstock und seine Anhänger in die Welt gekommen. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so würde es an Seitenhieben auf beide Richtungen nicht gefehlt haben.

3.

Während seines ersten Aufenthalts in Berlin hatte Lessing ein Bändchen lyrischer Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten" veröffentlicht. Unmittelbar nach seiner Rückkehr von Wittenberg begann er all seine bisherigen Schriften, auf die er einigen Werth legte, in einer Reihe von Bänden zu sammeln. 1753 erschienen die beiden ersten Theile. Sie enthielten seine lyrischen Gedichte, seine Epigramme und die „Briefe", von welchen mehrfach die Rede war. Ihnen folgten 1754 zwei fernere Theile, welche die „Rettungen", den „Jungen Gelehrten", und „Die Juden" umfaßten. Der fünfte und sechste Theil, welche den Beschluß machten, kamen 1755 heraus, und bestanden lediglich aus Theaterstücken. Obschon Lessing nachmals geringes Gewicht auf diese Jugendarbeiten legte, und dieselben in der That seinen reiferen Werken an Werth nicht gleichkommen, verschafften sie ihm doch große Anerkennung, nicht

Digitized by Google

nur als Kritiker und Gelehrter, sondern auch als Dramatiker wie als lyrischer und epigrammatischer Dichter. Der bekannte Theologe und Orientalist Michaelis, welcher gelegentlich auch Recensionen über neue Erscheinungen der allgemeinen Literatur schrieb, begrüßte Lessing in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" sofort als einen Schriftsteller, auf den Deutschland stolz sein dürfe, und die übrigen Besprechungen lauteten kaum minder günstig.

Die Veröffentlichung der ersten Bände seiner Schriften hatte noch eine besonders wichtige Folge für Lessing's literarische Stellung und Thätigkeit. Neun Jahre lang hatte der Pastor Lange zu Laublingen, das Haupt der hallischen Dichterschule, an einer poetischen Horaz-Uebersetzung gearbeitet. Da seine Oden für die trefflichsten deutschen Dichtungen im horazischen Geiste galten, und er zudem im Rufe eines vorzüglichen Gelehrten stand, sah man dem lange angekündigten Werke mit den größten Erwartungen entgegen. Endlich erschien dasselbe, während Lessing sich in Wittenberg aufhielt, und da es Friedrich II. gewidmet und von demselben gnädig aufgenommen worden war, wurde es von den Freunden des Uebersetzers auf's pomphafteste gelobt. Lessing, welcher sich damals ernstlich in das Studium des Horaz vertieft hatte und über Lange's eigene Dichtungen ungewöhnlich günstig urtheilte, war erstaunt, in dieser Uebersetzung auf den ersten Blick eine Reihe der gröbsten Schnitzer zu finden. Er schrieb sofort einen kleinen Aufsatz, in welchem er auf einige der unverzeihlichsten Mißverständnisse hinwies. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des Professors Nicolai in Halle, eines Bruders seines nachmaligen Freundes, der auf einer Reise durch Wittenberg kam. Bald darauf sprach Lessing in einem Briefe an Nicolai von seiner Absicht, das Publikum in einer Anzeige der Lange'schen Horazübersetzung über den wahren Charakter derselben aufzuklären. Nicolai, der mit Lange befreundet war, wünschte von diesem die Demüthigung abzuwenden, und bat Lessing, seinen Aufsatz dem Dichter mitzutheilen, der ihm denselben ohne Zweifel eben so freigebig wie irgend ein Buchhändler honoriren würde. Lessing antwortete, er habe Nichts dawider, Lange auf einige seiner Verstöße aufmerksam zu machen, fand es aber seiner unwürdig, auf die Anspielung einer Bezahlung auch nur mit einer Silbe zu erwidern. Dies Schweigen falsch

Digitized by Google

auslegend, gab Nicolai Lange den Rath, dem begabten jungen Schriftsteller seine Kritik abzukaufen, und die Winke desselben für eine künftige Ausgabe seines Buches zu benutzen. Lange wollte Nichts davon hören, und damit schien die Sache erledigt zu sein.

Lessing nahm den Aufsatz über Lange in seine „Briefe" auf, und da derselbe beißend war und zu einer jener literarischen Fehden zu führen schien, an denen ein großer Theil des Publikums so viel Gefallen zu finden pflegt, druckte der „Hamburger Correspondent" den ganzen Artikel ab. Lange richtete ein langes und erbittertes Schreiben an das Journal, worin er nicht allein Lessing als einen Schriftsteller höhnte, dessen ganze Gelehrsamkeit aus Bayle hergeholt sei, und seine „Schriften" wegen ihres kleinen Formats als eine Art von „Vade mecum" verspottete, sondern auch den sittlichen Charakter seines Gegners verdächtigte. Er stellte ihn als einen literarischen Freibeuter dar, welcher gedroht habe, ihn anzugreifen, wenn man nicht sein Schweigen erkaufe, und welcher die scharfe Kritik nur veröffentlicht habe, weil sein schmähliches Anerbieten nicht angenommen worden sei.

Schon zweimal — bei den Konflikten mit Voltaire und Jöcher — hatte man Lessing's Ehre in ähnlicher Art anzutasten gesucht. Lessing beschloß, ein für alle Mal solchen Verdächtigungen ein Ende zu machen und ein Exempel zu statuiren, das seinen Gegnern zur ernstlichen Warnung dienen sollte. Er ließ eine kurze Erklärung in die „Berlinische Zeitung" einrücken, worin er die Lange'sche Anschuldigung zurückwies, und rüstete sich dann zu einer ausführlichen Entgegnung. Diese erschien Anfangs 1754, und führte, mit Anspielung auf die Witzelei des Pastors, den Titel: „Ein Vade mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange." Eine zermalmendere Kritik ist selten geschrieben worden. Sie besteht aus zwei Theilen; der erste thut Lange's Unwissenheit als Gelehrter dar, der zweite fertigt seine Verleumdungen des Lessing'schen Charakters ab. Der erste Theil zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, von denen der eine Lange's Vertheidigung der früher von Lessing getadelten Stellen in ihrer ganzen Blöße aufdeckt, der andere ihm eine Anzahl fernerer haarsträubender Schnitzer nachweist.

Die Wirkung dieser vernichtenden Kritik war durchschlagend. Die ganze gelehrte Welt Deutschland's las dieselbe, und erkannte

ihre Berechtigung an. Der unselige Lange erholte sich nie von dem Strafgericht, das er auf sich herab beschworen hatte, und er erlebte noch die Zeit, wo man ihn nur noch als den Gegner kannte, über den Lessing seinen ersten Sieg errungen hatte.

In seinen späteren kritischen Werken begnügt Lessing sich niemals mit blos negativen Resultaten; er benutzt die Fehler und Irrthümer, welche er aufdeckt, als Gelegenheiten zur Entwicklung eines positiven kritischen Lehrgebäudes. Nichts der Art ist im „Vade mecum" der Fall. Trotzdem ist es noch immer werthvoll, denn es ist weit mehr, als eine bloße Aufdeckung von Fehlern der Ignoranz: es ist voll echter dramatischer Kraft. Pastor Lange lebt in diesen Blättern nicht bloß als der Mann, welcher seinen Angreifer beleidigt hatte, sondern als der Typus von Schwerfälligkeit, Ungenauigkeit und dem hochfahrenden Charakter eines anmaßlichen Pedanten. Diese Eigenschaften sind auf keine besondere Zeit beschränkt; sie kommen in jedem Zeitalter vor, und sie sind von allen Eigenschaften die widerwärtigsten für den schriftstellerischen Geist. Unter diesem allgemeinen Gesichtspunkte wird das streitbare Büchlein stets seine Frische bewahren.

4.

Trotz der geistvollen Lebensphilosophie des Horaz, war es eine Zeitlang Mode, mit Verachtung von seinem persönlichen Charakter zu reden. Nicht genug, daß er für einen leichtfertigen Epikuräer galt, schilderte man ihn auch aus inneren und äußeren Gründen als einen rohen Wüstling, ein Leckermaul und einen gottlosen Menschen. Da Lessing sich in Wittenberg und während seiner Abfertigung Lange's viel mit dem Studium des Horaz beschäftigt hatte, unternahm er es 1754, das herrschende Vorurtheil zu widerlegen, und fügte die Abhandlung, in welcher er seine Ansichten entwickelte, den „Rettungen" bei. Es ist der einzige dieser Aufsätze, welcher ein klassisches Thema hat, und im Ganzen ist es der beste der Sammlung. Horaz wird in demselben wie ein Freund behandelt, den man gegen unwissende und boshafte Verleumder in Schutz nehmen muß. Zuerst werden die äußeren Beweisgründe erörtert und als unhaltbar erwiesen; dann wendet sich Lessing zu den Werken des Horaz selber, und protestirt gegen den Einfall, die Ekstase

Digitized by Google

eines Dichters allzu wörtlich zu nehmen. Der Dichter, sagt er, bewegt sich in einer idealen Welt, er kleidet alle Gegenstände in die reichen Farben der Phantasie, und es ist ganz falsch, jene ideale Welt mit seinem wirklichen Leben zu verwechseln. „Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädchen geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier, wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken von Gott und Tugend vortragen: man wird sich wohl hüten, sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen sein, dessen das Herz voll ist." Die verschiedenen Stellen, auf welche sich das ungünstige Urtheil über die Neigungen und Ansichten des Horaz gründet, werden durchgenommen, und Lessing zeigt, daß Horaz zwar kein Tugendspiegel war, aber doch im Allgemeinen sichtlich über dem moralischen Durchschnittsniveau seiner Zeit stand.

In demselben Jahr hatte Lessing eine schwierige Aufgabe von sehr verschiedener Art zu erfüllen. Er sollte die vermischten Schriften von Christlob Mylius herausgeben, und sie mit einer kritischen Würdigung seiner literarischen Thätigkeit begleiten. Lessing hätte sich gern dieser Pflicht entzogen, aber Mylius' Freunde waren der Ansicht, daß Keiner ihn so genau kenne und daher so geeignet sei, ihn dem Publikum zu schildern. Es fragte sich nun: sollte er sich mit ein paar wohlfeilen Lobeserhebungen begnügen, oder den Versuch einer wahrhaften Charakteristik unternehmen? Eben weil er sein Freund gewesen war, machte sich Lessing ein Gewissen daraus, „denjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher ihn nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hatte." Er sprach also in seiner Beurtheilung der Mylius'schen Schriften unverblümt die herbe Wahrheit aus, daß in dem Verfasser ein großes Talent an flüchtiger und charakterloser Vielschreiberei zu Grunde gegangen sei. Lessing war sich recht wohl des seltsamen Eindrucks bewußt, den eine so unparteiische Kritik machen würde. „Etrange monument," schrieb er an Kästner, der mit ihm und Mylius in Leipzig so freundlich verkehrt hatte, „disez vous peut-être, et j'en conviens. Pourquoi me l'a-t-on extorqué? On voulut absolument un recueil de ses pièces fugitives et surtout de ses poésies; le voilà donc.

Sans ma préface il ne manqueroit pas de charmer M. Gottsched. Mais jugez vous même, si je n'ai pas bien fait de sauver les Manes de Mylius de la honte d'être loué par cet opprobre des gens d'esprit." Nimmt man hinzu, daß Lessing es für nöthig hielt, sich von dem sittenlosen fahrenden Literatenthume, das Mylius vertrat, ein für alle Mal vor den Augen des Publikums scharf und bestimmt abzusondern, so kann man es ihm nicht allzu stark verdenken, daß er sich bei Herausgabe der Mylius'schen Schriften entschieden gegen jede Uebereinstimmung mit dem Ton und Charakter derselben verwahrte.

Die Freundschaft zwischen Lessing und Mendelssohn war so schnell herangereift, daß Beide 1755 die Ausführung einer gemeinschaftlichen kritischen Arbeit unternahmen. Die Berliner Akademie der Wissenschaften hatte eine Untersuchung über das philosophische System Pope's, welches in dem Satze „Alles ist gut", enthalten sei, zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht; und zwar sollten die Bewerber erstlich den wahren Sinn dieses Satzes nach Pope's Auffassung bestimmen, zweitens ihn mit dem System des Leibnitzschen Optimismus vergleichen, und drittens die Gründe anführen, warum dies Pope'sche System zu behaupten oder zu verwerfen sei. Die Wahl dieses Themas war muthmaßlich Maupertuis, dem Präsidenten der Akademie, zu verdanken, welcher die Leibnitzsche Philosophie haßte, und sie solchergestalt bei den Lesern zu diskreditiren hoffte. Lessing und Mendelssohn waren der Ansicht, daß die ganze Frage logischer Weise niemals so hätte gestellt werden sollen, und um Dies zu beweisen, schrieben sie die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker!"

Dieselbe beginnt mit der Behauptung, daß ein Dichter als solcher niemals ein philosophisches System entwickeln könne. Der Metaphysiker müsse nach einer exakten, streng wissenschaftlichen Methode verfahren, welche das schnurgerade Gegentheil von der freien Bewegung des Dichters sei. Pope könne daher als Dichter kein Metaphysiker sein, selbst wenn er es gewollt hätte. Aber auch angenommen, das Pope'sche Gedicht, der „Versuch über den Menschen", enthielte ein System, so entspräche doch dasselbe keineswegs der Leibnitzischen Lehre. Er habe vielmehr seine Gedanken aus Shaftesbury, noch mehr aber aus dem 1702 erschienenen Buche des Erz-

Digitized by Google

bischofs King „Ueber den Ursprung des Uebels" entlehnt. Pope sage nicht einmal: „Alles ist gut", sondern nur „All is right (gesetzmäßig)", was nicht dasselbe sei: folglich werde die Prüfung seiner Sätze etwas ganz Anderes, als die Bestreitung des Leibnitzischen Systems von der besten Welt, sein.

Die in dieser Abhandlung entwickelte Grundidee wird heut zu Tag nirgends auf einen Widerspruch stoßen: es wird Keinem einfallen, in dem „Versuch über den Menschen" ein zusammenhängendes philosophisches System zu suchen. Aber in einem anderen Punkte ist die Kritik mangelhaft. Die Verfasser der Abhandlung scheinen durchweg anzunehmen, daß, wiewohl Pope auf den Titel eines Metaphysikers keinen Anspruch habe, seine Behandlung des Gegenstandes eine poetisch angemessene sei. Das können wir, seit Goethe, Wordsworth, Shelley und Victor Hugo, nicht mehr zugeben. Die Poesie des bloßen gesunden Menschenverstandes kann die Ansprüche des religiösen Gemüths nicht befriedigen, und Pope erhebt sich selten über das Niveau dürrer Verständigkeit. Der Werth seines Gedichtes besteht weniger in den Gedanken, als in der Korrektheit und Zierlichkeit des Ausdrucks.

Wir wissen nicht bestimmt, in welcher Weise die beiden Verfasser des Aufsatzes sich in die Arbeit theilten. Der Grundgedanke gehört indeß ohne Zweifel Lessing an, dessen Stil auch durchweg deutlich erkennbar ist. Mendelssohn mag zum Theil den philosophischen Apparat beigesteuert haben.

Die kleine Schrift hatte buchhändlerisch geringen Erfolg. „Will man von dem Philosophen Pope noch Nichts wissen?" fragt Lessing ein volles Jahr nach ihrem Erscheinen bei Mendelssohn an. Die Akademie fühlte jedoch den Stich sehr wohl, wie u. A. ein Brief de Beaufobre's an Gottsched beweist, worin er Lessing einen „écrivain mordant" nennt, dem man „einige Lehren" ertheilen müsse.

5.

In Wittenberg scheint Lessing dem Theater weniger Aufmerksamkeit, als früher, geschenkt zu haben: bei seiner Rückkehr nach Berlin nahm er jedoch seine dramatischen Studien wieder auf. Dieselben führten zur Herausgabe einer Zeitschrift, die er als

Digitized by Google

Fortsetzung des vor einigen Jahren mit Mylius begonnenen Unternehmens betrachtet wissen wollte. Der Titel wurde in „Theatralische Bibliothek" verändert und das Programm erheblich beschränkt. Lessing versprach nicht mehr, die zeitgenössischen deutschen Dramen zu recensiren, oder einen allgemeinen Ueberblick über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Bühne zu geben, und entschloß sich, nur solche Dichter und Kritiker in den Bereich seiner Besprechung zu ziehen, deren positive Vorzüge der Untersuchung verlohnten. Zwei Bände erschienen 1754, ein dritter 1755, der vierte und letzte 1758 während seines dritten Aufenthalts in Berlin. Sie bestehen hauptsächlich aus Uebersetzungen und theoretischen Abhandlungen, und sind heut zu Tag von geringem Interesse, obschon sie von Werth in einer Zeit waren, wo das Theater noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hatte und es keine Nationaldrama gab. Einer der wichtigsten Beiträge ist der erste Aufsatz des ersten Bandes, in welchem er zwei Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele übersetzt, die eine aus dem Lateinischen Gellert's, die andere aus dem Französischen eines Herrn M. D. C. Zu einem kurzen Vorbericht bezeichnet Lessing die letztgenannte Arbeit ziemlich wegwerfend als einen Ausfluß französischer Eitelkeit. Den Franzosen, sagt er, ward es verdrießlich, sich im Lustspiel immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen, und sie wünschten sich aus einem edleren Gesichtspunkte zu zeigen. Daher suchten ihre Komödienschreiber vielmehr Thränen zu entlocken, als Gelächter zu erregen, — ein Gedanke, welcher den Thatsachen nicht entsprach, und welchen Lessing später fallen ließ.

In einigen Bemerkungen zu der Uebersetzung eines französischen Werkes über die Schauspielkunst stellt er einen Grundsatz von großer Wichtigkeit auf, nämlich den, daß es für den Schauspieler nicht hinreiche, die Gefühle, welche er darstellen soll, zu empfinden; er müsse zugleich Meister ihres Ausdrucks sein. Es gebe gewisse universelle Ausdrucksweisen des Gefühls, und diese müsse der Schauspieler in ihrer allgemeinsten Art erlernen. Habe er das nicht gethan, so werde all sein Gefühl ihn nicht in den Stand setzen, Eindruck auf die Zuschauer zu machen, während er entgegengesetzten Falls eine Wirkung hervorbringen könne, ohne die Gefühle, welche er durch seine Aktion äußerlich zur Schau stellt, zu empfinden.

Digitized by Google

Nach Aufstellung dieses Grundsatzes kündigt Lessing seinen Verlag an, nächstens eine erschöpfende Abhandlung über den Gegenstand zu veröffentlichen. Er hat diese Absicht nie ausgeführt, aber einige Bruchstücke der beabsichtigten Arbeit sind erhalten, und es geht aus ihnen hervor, daß er die Schauspielkunst lange Zeit zum Gegenstande ernsten und systematischen Studiums gemacht hatte.

Da es weder in Wittenberg noch in Berlin ein stehendes Theater gab, das seine Kräfte hätte anspornen können, gab Lessing es einige Jahre lang auf, dramatische Pläne zu entwerfen; 1755 ward jedoch der Schaffenstrieb wieder in ihm rege, und er verbrachte im Anfang dieses Jahres einige Wochen in Potsdam, um demselben freien Lauf zu gönnen. Dort lebte er in so völliger Zurückgezogenheit, daß Kleist, welcher immer noch in Potsdam stationirt war, an Gleim schrieb: „Unser Lessing ist sieben Wochen hier in Potsdam gewesen, allein Niemand hat ihn gesehen. Er soll hier, verschlossen in ein Gartenhaus, eine Komödie gemacht haben. Er hätte vielleicht eine bessere gemacht, wenn er sich nicht verschlossen hätte, denn es giebt hier auch gar viele Narren zu belachen." Während dieser sieben Wochen vollendete er „Miß Sara Sampson", ein fünfaktiges Trauerspiel in Prosa, das er in Berlin entworfen und theilweise ausgeführt hatte.

Es war eine Tradition des griechischen Dramas, daß nur Personen von einer hohen gesellschaftlichen Stellung die geeigneten Helden für eine Tragödie seien. Auch die klassische Bühne Frankreichs hatte diese Tradition bewahrt, und in England herrschte sie bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts. Der sonst nicht sehr bedeutende Lillo hat das Verdienst, mit dieser Tradition in seinem „George Barnwell" gebrochen zu haben, und er fand viele Nachahmer, unter welchen Moore, der Verfasser des „Spielers", der hervorragendste war. Durch Richardson erhielt die Bewegung eine tiefere Bedeutung, denn in seinem Roman „Clarissa Harlowe" wurden die Leiden des bürgerlichen Lebens mit einer Kunst und und Einsicht geschildert, welche die Aufmerksamkeit der Welt erregten.

In den vorerwähnten Bemerkungen über „das weinerliche Lustspiel" spricht Lessing auch von dem bürgerlichen Trauerspiele, und wie jenes auf die Eitelkeit der Franzosen, führt er dieses auf den Stolz der Engländer zurück: „Der Franzose ist ein Geschöpf,

Digitized by Google

das immer größer scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anderes, welches alles Große zu sich hernieder ziehen will." Wie es Jenem verdrießlich war, im Lustspiele immer verlacht zu werden, „war es Diesem ärgerlich, gekrönten Häuptern allzu Viel voraus zu lassen; er glaubte bei sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabene Gedanken nicht mehr für sie, als für Einen aus seinen Mitteln wären."

Mochte diese Ansicht von der Sache nun richtig sein oder nicht, Lessing sympathisirte durchaus mit der englischen Richtung, und in „Miß Sara Sampson" folgte er der Bahn Lillo's und Richardson's. Ausdrücklich als eine Tragödie aus dem bürgerlichen Leben ward das Stück von seinen Zeitgenossen als ein Werk von hoher Bedeutung begrüßt.

Wir sahen, daß Lessing in all' seinen früheren Versuchen durchaus französisch in seinen Idealen und seiner Methode war. Er ist noch nicht ganz selbständig, aber in „Miß Sara Sampson" sieht er nicht mehr unter französischem, sondern unter englischem Einflusse. Die Veränderung zeigt sich nicht allein in der Natur seines Gegenstandes, sondern auch in den Charakteren, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den damals beliebtesten Gestalten der englischen Literatur haben. Selbst der Schauplatz ist nach England verlegt, und das Stück hat eine Raschheit der Bewegung und eine Freiheit der Handlung und des Ausdrucks, welche bei einer Nachahmung der Stelzenschritte französischer Dramatiker unmöglich gewesen wären. Indem er sich von englischen Mustern inspiriren ließ, that Lessing nur, was damals alle jüngeren und energischeren schriftstellerischen Kräfte Deutschlands thaten.

Die Heldin in „Miß Sara Sampson" ist offenbar eine Reminiscenz an Clarissa Harlowe. Wir finden in Beiden die gleiche leidenschaftliche Anhänglichkeit an das, was sich schickt, die gleiche kindliche Liebe zu ihren Eltern, die gleiche unerschöpfliche weibliche Gutherzigkeit. Wie Clarissa, entflieht Sara mit ihrem Liebhaber, und bei Beginn der Handlung ist sie einige Wochen lang mit ihm in einem Gasthofe beisammen gewesen. Sie ist von Reue darüber erfüllt, daß sie, wie sie glaubt, ihrem Vater, Sir William Sampson, einem Landgeistlichen, das Herz gebrochen habe. Sie sieht Mellefont — schon der Name erinnert an Congreve's „Double Dealer" —

Digitized by Google

an, ihre Ehre zu retten, indem er sie heirathe. Er hat die ganze phantastische Abneigung der Männer seiner Zeit gegen die Ehe, und lehnt, während er sie innig liebt und in seinem Benehmen die größte Zärtlichkeit zur Schau trägt, die Heirath unter dem Vorwande ab, daß er sich erst das Vermächtniß eines sterbenden Verwandten sichern müsse. Während sie hierüber reden, wird ihm ein Brief überbracht, der ihn in die höchste Aufregung versetzt. Derselbe ist von der Marwood, einer schönen, selbstsüchtigen und leidenschaftlichen Frauensperson, die Jahre lang seine Geliebte gewesen ist, und von der er eine Tochter, Arabella, hat. Nachdem sie sein Versteck ausgekundschaftet, ist sie herbei geeilt, um einen letzten Versuch zu machen, seine Neigung wieder zu gewinnen. Er ist wüthend über ihre Verfolgungssucht und beziebt sich in ihren Gasthof, um sich ihrer zu entledigen. Sie ist jedoch wohl vorbereitet, und bietet jegliche List auf, um seine erloschene Liebe wach zu rufen. Als alles Uebrige fehlschlägt, bedient sie sich ihrer Tochter als Fürsprecherin, und durch deren Einfluß läßt er sich endlich zu dem Versprechen, sie wiedersehen zu wollen, bestimmen. Aber so bald er das Haus verläßt, ist der Zauber gebrochen, und er kommt eiligst zurück, um ihr zu erklären, daß jedes Band zwischen ihnen zerrissen sei. Nun wirft sie jede Maske der Verstellung ab, ihre Wuth wird unbezähmbar, und einen Dolch zückend stürzt sie sich auf ihn, um ihn zu tödten. Er entwaffnet sie, und sie fleht um Vergebung. Er verspricht Alles unter der Bedingung zu vergessen, daß sie sofort nach London zurückkehre, und ihm ihre Tochter überlasse. Sie giebt nach, bittet ihn aber um die Erlaubniß, zuvor wenigstens einmal ihre Nebenbuhlerin sehen zu dürfen, um sich zu überzeugen, ob wirklich keine Rückkehr seiner Gefühle zu seiner alten Liebe zu hoffen sei. Nach kurzem Schwanken willigt er ein, sie als Lady Solmes, seine Verwandte, einzuführen.

Mittlerweile hat Sir William Sampson, der in der ersten Scene des Stückes in Sara's Gasthofe angelangt ist, durch seinen alten treuen Diener Waitwell einen zärtlichen und verzeihenden Brief an seine Tochter gesandt. Sie wagt kaum, ihn zu öffnen, faßt aber endlich Muth, und bei der Lektüre desselben geht ihr ein neues Leben auf. Sie theilt Mellefont die erfreuliche Nachricht mit, und ist so getröstet und glücklich, daß sie die angebliche Lady

Digitized by Google

Solmes auf das freundlichste empfängt. Das Herz der Marwood wird von Eifersucht zerrissen, als sie Sara's Schönheit und Liebenswürdigkeit gewahrt; und als sie hört, daß eine Versöhnung durch den Brief Sir William's stattgefunden, wird sie krank und entfernt sich, denn sie ist es, die dem Vater den Aufenthaltsort der Tochter verrathen hat, in der Hoffnung, er werde ihr voll Zorn nachsetzen. Bald darauf erscheint sie wieder bei Sara, und vergiftet das Herz derselben, indem sie ihr die Geschichte der Marwood in einer Weise erzählt, die Mellefont im schändlichsten Lichte, sie selbst aber als ein ruchlos getäuschtes Opfer erscheinen läßt, und endlich entdeckt sie ihr, daß sie selbst jene Marwood sei. Von Schrecken und Ekel übermannt, entflieht Sara, und stürzt dann ohnmächtig nieder. Die Marwood eilt ihr nach, und hilft ihrem Mädchen mit heuchlerischer Dienstbeflissenheit, sie ins Bewußtsein zurück zu rufen.

Mellefont erscheint, und findet Sara leidend und im Sterben. Er schickt seinen Diener zur Marwood, um sie zu bewachen, aber dieser kehrt mit der Nachricht zurück, daß sie mit Arabella entflohen sei, und überreicht einen Brief, den sie für ihn zurück gelassen. Sie meldet darin mit teuflischem Hohn, daß sie Sara ein Gift eingeflößt habe. Der Vater tritt ein; Sara zerreißt noch vor ihrem Tode den Beweis von der Schuld ihrer Nebenbuhlerin, und spricht das herzlichste Mitgefühl für die unglückliche Arabella aus. Mellefont zieht den Dolch, mit welchem die Marwood ihn tödten wollte und ersticht sich, indem er mit seinem letzten Athemzuge Arabellen der Sorge des Sir William empfiehlt.

Die schwächste Partie des Stückes ist zweifelsohne Mellefont, dessen Charakter in einem sehr unklaren Lichte erscheint. Wer einer so innigen Liebe zu Sara fähig ist, kann sich nicht füglich so elender Ausflüchte zur Verzögerung der Heirath bedienen; und er würde gewiß nicht aus einem Grunde, wie die Marwood ihn angiebt, eine Frau bei ihr eingeführt haben, die er verabscheuen gelernt, und die so eben den Versuch gemacht hatte, ihn zu tödten. Viel weniger würde er ihr Gelegenheit gegeben haben, das Unheil auszuüben, das sie, wie er wußte, im Sinne trug. Dies sind sehr schlimme Fehler, da sie zur Folge haben, daß es dem Stücke an einem echten tragischen Motiv gebricht. Wir gewinnen nirgends

Digitized by Google

die Ueberzeugung, daß der einzig mögliche Ausgang ein tragischer ist; wir sehen zu deutlich die Hand des Dichters, welche das Unheil durch künstliche Mittel herbeiführt. Auch sind die Scenen ermüdend in die Länge gezogen, und nach Art seiner englischen Vorbilder läßt der Verfasser die Charaktere sich zu viel in allgemeinen sittlichen Betrachtungen ergehen.

Nichts desto weniger unterscheidet das Stück sich scharf von allen, die er bisher verfaßt hatte. Der Spielraum seiner Kunst ist weiter geworden, und er ergründet Tiefen der menschlichen Natur, von denen er früher keine Kenntniß zu haben schien. Die Marwood ist das Produkt einer Phantasie, welche furchtlos die schrecklichsten und ergreifendsten Thatsachen des Lebens behandelt. Möglicherweise ist die Idee zu derselben auf die Millwood, jenes ruchlose Weib, das in „George Barnwell" die Rolle der Verführerin spielt, zurück zu führen. Allein bloßer Rauch ist etwas ganz Anderes, als Rauch, welcher von einem Strahl goldenen Sonnenscheins erhellt wird. Sie spricht einmal von sich selbst wie von einer neuen Medea, aber ihr fehlen die erhabenen Eigenschaften der Medea; sie ist im Ganzen eine niedrige Natur, obschon ihre entsetzliche Verwegenheit sie vor verächtlicher Gemeinheit bewahrt. Von den übrigen Charakteren ist Sir William Sampson ein etwas schattenhafter Typus jener inbrünstigen väterlichen Liebe, welche durch Sorgen verstärkt und vertieft wird, — jener Art von Liebe, die den Vikar von Wakefield in der Einfalt seines Herzens bewog, in die kalte Welt hinaus zu gehen und nach dem Lamm seiner Heerde zu suchen, das der Wolf geraubt hatte. Den Tugenden von Frauen wie Sara läßt man im wirklichen Leben bereitwilliger Gerechtigkeit widerfahren, als in der Dichtung; aber in den Schlußscenen liegt ein Hauch von Größe in der Sanftmuth, mit welcher sie sich vor dem furchtbaren Schicksale beugt, das ihr Glück zermalmt und ihr schönes junges Leben zerknickt.

Im Sommer 1755 wurde „Miß Sara Sampson" in Frankfurt an der Oder aufgeführt, und Lessing reiste dorthin, um den Proben beizuwohnen. Das Stück fand eine glänzende Aufnahme. „Die Zuschauer," schrieb Lessing an Gleim, „saßen vier Stunden wie Statuen und zerflossen in Thränen."

Einige Jahre nachher ward es im „Journal Etranger" be-

Digitized by Google

sprochen und theilweise übersetzt. Der Recensent, ein Schüler Diderot's, tadelt freilich hie und da die Unangemessenheit der Scenenübergänge und der Verbindung der Ereignisse, behandelt aber das Stück als ein höchst bedeutendes Werk, das den Beweis liefere, daß auch in Deutschland das Drama begonnen habe, in der Natürlichkeit seine besten Wirkungen zu suchen. Er bemerkt unter Anderm: Wenn die Marwood überhaupt Sara hätte sehen sollen, so hätte ihr dies nicht zur Befriedigung ihrer Neugierde gestattet werden dürfen, sondern weil sie wünschte, beim Abschiede von Mellefont ihre Tochter der Liebe seiner Frau zu empfehlen. Dies, meint er, würde eine so rührende Gefühlsregung gewesen sein, daß Mellefont ihr Verlangen ohne Argwohn hätte bewilligen können. Kurz nach dem Erscheinen dieser Kritik wurde das Stück in französischer Sprache mit großem Beifall auf dem Liebhabertheater des Herzogs von Ayen aufgeführt.

6.

Im Jahre 1755 begann Lessing seines Aufenthaltes in Berlin überdrüßig zu werden. Seine Einnahmen waren unsicher; und wenn er länger dort blieb, hatte er nur die Aussicht, die mühevolle und schlecht bezahlte Arbeit fortsetzen zu müssen, welche ihn jetzt drei Jahre lang beschäftigt hatte. Eine Zeitlang pflog er Verhandlungen über eine Professur an der neu begründeten Universität zu Moskau, und in einem Briefe an seinen Vater deutet er an, daß es nicht unwahrscheinlich sei, er werde die Offerte annehmen. Der Erfolg der „Miß Sara Sampson" jedoch, welche in rascher Folge fast über alle deutsche Bühnen ging, erweckte in ihm den Wunsch, in nähere Verbindung mit dem Theater zu treten. Koch hatte vor Kurzem in Leipzig eine neue Schauspielertruppe zusammen gebracht, und eins der Hauptmitglieder seiner Gesellschaft war ein junger Mann Namens Brückner, der im Bossischen Buchhändlergeschäfte thätig gewesen war, und an dessen Ausbildung für das Theater Lessing wesentlichen Antheil gehabt hatte. Hier schien sich daher einem jungen und beliebten dramatischen Schriftsteller eine gute Chance zu bieten. Er beschloß, sich die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, und sah im Oktober 1755 die Stadt wieder, die er vor sieben Jahren so eilfertig verlassen hatte.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Zweiter Aufenthalt in Leipzig.

1.

Obschon Lessing ungern Briefe schrieb, fanden seine Freunde im Ganzen doch in ihm einen leidlich zuverlässigen Correspondenten; und glücklicher Weise ist uns von dieser Zeit an eine ziemliche Anzahl von Briefen erhalten worden, die uns in den Stand setzen, seine Stimmungen und Neigungen in den verschiedenen Perioden seiner Laufbahn zu verstehen. Es sind eigenthümlich anziehende Briefe. Ohne eine Spur von Empfindsamkeit, zeugen sie von einer durchaus heiteren Natur; und obschon der Stil fast so kunstvollendet ist, wie in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften, verräth derselbe doch niemals die geringste Anstrengung. Er schreibt offenbar nur, was er im Augenblick denkt, und spricht so natürlich, wie bei mündlicher Unterhaltung. Es ist wunderbar, nach so vielen Generationen diese Schnitzel und Abfälle von dem Leben eines großen Mannes in die Hand zu nehmen. Für den Augenblick glaubt man fast, man könne dem Gemurmel des fernen Meeres lauschen, von dessen lachenden oder sturmgepeitschten Wellen sie ans Ufer gespült wurden.

Zwei im December 1755 an Mendelssohn und Ramler geschriebene Briefe verrathen die fröhliche und heitere Stimmung eines Menschen, der sich um die Zukunft wenig Sorge macht und sich mit keiner nutzlosen Reue über die Vergangenheit quält. Aus dem letztgenannten Briefe ersieht man, daß Lessing immer mehr

Digitized by Google

Aufsehen zu erregen beginnt; denn er bittet Ramler, dem Gerücht zu widersprechen, daß er der Verfasser der Nicolai'schen Briefe von dem jetzigen Zustande der schönen Wissenschaften sei, und er fügt hinzu: „Ich habe eben so viel Antheil daran, als an der Dunciade, die Gottsched hier mit aller Gewalt auf meine Rechnung setzen will. Und an dieser wissen Sie es gewiß, daß ich unschuldig bin."

Lessing scheint um diese Zeit Gellert häufig gesehen zu haben. Es bestand jedoch kein wahrhaft sympathisches Verhältniß zwischen den beiden Männern. Gellert lebte in einer Welt sanften Gefühls und harmloser Alltäglichkeiten, und ängstigte sich fast vor dem unerschrockenen Geiste, der sich vom Herkömmlichen nicht imponiren ließ und seine Ueberzeugungen unverhohlen aussprach. Eines Tages besuchte ihn Lessing und fand ihn niedergeschlagen in einem gewöhnlichen Andachtsbuche lesend. „Ach," bat der fromm-einfältige Schwärmer, „stören Sie mich nicht in meinem Glauben, dem einzigen Trost in meinen Leiden."

Seit den Tagen ihres Studentenlebens hatte Weiße, gleich Lessing, fleißig als Bühnenschriftsteller gearbeitet, und ihre Tendenzen waren in so weit mit einander verwandt, daß Beide Gottsched gleich sehr mißfielen. Weiße jedoch war höchst trivial, und die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher er producirte, war sein Verderb. Lessing hatte kein Vertrauen zu den Resultaten einer solchen Schnellschreiberei, und suchte seinem Freunde ein höheres Ideal beizubringen. „Wüßte ich nur," sagte er wohl, „Dir die Arbeit recht schwer zu machen, so könntest Du vielleicht ein Schriftsteller werden."

Die liebsten Umgangsgenossen waren ihm ohne Zweifel Koch und seine Mitschauspieler. Sie prätendirten nicht, literarisch gebildete Leute zu sein, sie bewegten sich in zwangloseren Formen, als die gewöhnliche Gesellschaft, und übten eine Kunst aus, für die er ein tiefes Interesse empfand. Er war sehr beliebt unter ihnen, sowohl wegen seiner munteren Laune, als auch deshalb, weil seine Werthschätzung dazu beitrug, ihre Selbstachtung zu erhöhen.

Fast unmittelbar nach seiner Ankunft in Leipzig begann er seine Arbeit für die Bühne. Leider verließ er wieder den Pfad, den er mit „Miß Sara Sampson" so entschieden betreten hatte. Er ward mit den Werken Goldoni's, dieses fruchtbarsten aller italiänischen Komödiendichter, bekannt, und, angezogen von dessen

Stück „Die glückliche Erbin", beschloß er, den Plan dieses Lustspiels zur Grundlage eines eigenen zu machen. Seine Absicht war, bis Ostern 1756 einen Band von sechs dramatischen Dichtungen zu vollenden, von welchen dies das eine sein sollte. Von den anderen hatte er ausführliche Entwürfe in seinem Pulte. In dem vorhin erwähnten Briefe an Mendelssohn sagte er, daß er eile, seine „Kindereien" vollends auszukramen. „Je länger ich damit warte", meint er, „desto härter möchte das Urtheil werden, welches ich einmal selbst über sie fällen dürfte."

Wie so viele andere Pläne, kam auch dieser niemals zur Ausführung. Trotz all seiner Energie war Lessing von höchst zaudernder Natur. Er entwarf Pläne mit überraschender Schnelligkeit, aber Nichts war ihm mehr zuwider, als ernstlich an ihre Ausführung zu gehen. Hatten sie einmal in seinem Geiste Gestalt angenommen, so mußten sie, schien er zu denken, gewappnet wie Athene aus dem Kopfe des Zeus hervorspringen. Er verschob jede Arbeit gern bis zum letzten Augenblick, und wenn er sich ans Werk gemacht hatte, ward er es bald überdrüssig, sich mit Einem Gegenstande zu beschäftigen, und ging lieber zu einem anderen über. Zum Theil um dieser Neigung einen Damm vorzuschieben, pflegte er die einzelnen Manuskriptbogen gleich in die Druckerei zu senden. Zwei Bogen der neuen Komödie waren in solcher Art gedruckt, aber Lessing verlor das Interesse an ihrer Fortsetzung, und war, trotz aller Reklamationen des Verlegers, nicht zur Vollendung der Arbeit zu bewegen. Nicolai erhielt später vom Buchdrucker ein Exemplar des ersten Bogens, und nach Lessing's Tode fand sich der Anfang des Manuskriptes unter seinen hinterlassenen Papieren. Nach den uns erhaltenen Scenen ist es nicht sonderlich zu bedauern, daß das Stück unvollendet blieb; denn die auftretenden Charaktere sind meist nur konventionelle Figuren ohne wirkliches Leben, und Nichts erinnert daran, daß der Verfasser dieses teilen Intriguenstücks schon eine „Miß Sara Sampson" geschrieben hatte.

Das letztgenannte Trauerspiel gelangte in Leipzig erst im Frühjahr 1756 auf die Bühne, und zwar, auf das Verlangen Koch's, in einer stark verkürzten Gestalt.

Digitized by Google

2.

Eine charakteristische Eigenschaft des Menschen der neuen Zeit ist seine Reiselust. Sein Heimatland genügt nicht seinen geistigen Bedürfnissen. Tief beeinflußt von den Ideen der Kunst, der Wissenschaft anderer Länder, sehnt er sich nach direkter Berührung mit dem Leben, in welchem diese ihre Wurzel haben. Bis ans Ende seiner Tage hegte Lessing stets den Wunsch, die großen Centren europäischer Bildung zu besuchen, und in Leipzig ward dies Verlangen so stark, daß er schon im Begriffe stand, den Posten des Reisebegleiters eines jungen Schweizers anzunehmen, welcher die Welt sehen sollte. Ehe jedoch die Sache zum Abschluß kam, fand sich eine weit bessere Gelegenheit. Ein reicher junger Leipziger, Namens Winkler, hatte beschlossen, eine dreijährige große Reise zu machen, auf welcher Holland, England, Frankreich und Italien besucht werden sollten. Lessing wurde ihm vorgestellt, und da Winkler sich keinen besseren Gesellschafter wünschen konnte, als einen Mann, der mit der Sprache, Geschichte und Literatur jedes dieser Länder vertraut war, so bat er Lessing, ihn zu begleiten, indem er sich erbot, die Reisekosten für ihn zu bezahlen und ihm außerdem eine anständige Vergütung zu gewähren. Lessing nahm den Vorschlag sogleich an, und hoffte auf drei glücklichere Jahre, als er sie jemals erlebt hatte.

Der Antritt der Reise war auf Ostern 1756 angesetzt. Vorher unternahm jedoch Lessing ein paar kleinere Ausflüge, u. A. nach Altenburg und Gera. Auch ging er auf einige Zeit nach Dresden, wo er die Bekanntschaft Heyne's machte, welcher damals als Kopist auf der Brühl'schen Bibliothek angestellt war. Mit Winckelmann, der als Sekretair des Grafen Bünau in derselben Stadt verweilte, und schon von jener Reise nach Rom träumte, die so erfolgreich für das richtige Verständniß der antiken Kunst werden sollte, traf er nicht zusammen. Dagegen sah er nach achtjähriger Trennung zum ersten Mal seine Eltern wieder, die zufällig um dieselbe Zeit in einer Erbschaftsangelegenheit nach Dresden kamen. Dieselben standen mit ihm auf dem freundlichsten Fuße, seit sogar der große Theolog Michaelis sich über seine schriftstellerische Thätigkeit aufs günstigste ausgesprochen, und sie hatten schon in Berlin seinen jüngeren Bruder Gottlob seiner Aufsicht anvertraut. Er mußte sie nach Kamenz begleiten, wo er acht Tage blieb, und seitdem

Digitized by Google

stand er mit ihnen in einem lebhaften Briefwechsel, aus welchem wir u. A. ersehen, daß er sie aus seinen geringen Mitteln mit großer Aufopferung unterstützte.

Am 10. Mai reiste Lessing endlich mit Winkler nach Holland ab. Sie gingen über Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig und Hannover nach Hamburg, wo Lessing den großen Schauspieler Eckhof persönlich kennen lernte, von dort über Bremen nach den nördlichen Provinzen der Niederlande, welche sie eine Zeitlang durchstreiften, bis sie Ende Juli in Amsterdam eintrafen. Sie machten diese Fahrt im bequemen Reisewagen, und ließen sich hinlänglich Zeit, Land und Leute kennen zu lernen. Die Details dieser Reise sind uns leider nicht bekannt, denn das Tagebuch derselben, welches sein Bruder Karl nach seinem Tode erhielt, ist verloren gegangen. Doch wissen wir, daß er die Kunstsammlungen in den verschiedenen Städten fleißig studirte und seinen Reisegefährten zum Ankauf zahlreicher guter Kupferstiche veranlaßte.

Von Amsterdam aus wollte man Ausflüge nach den bedeutendsten holländischen Städten machen und im Herbste nach England aufbrechen; aber ein unvorhergesehenes Ereigniß machte der Reise ein Ende, und schon Ende Septembers trafen Lessing und Winkler wieder in Leipzig ein.

Das Ereigniß, welches sie zu so plötzlicher Rückkehr zwang, war der Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Acht Jahre lang hatte in Deutschland Frieden geherrscht; allein Friedrich der Große, der in Erfahrung brachte, daß von seinen Feinden ein Netz zu seinem Verderben gesponnen ward, raffte sich plötzlich auf, um die Maschen desselben durch eine kühne That zu zerreißen. Er fiel zunächst in Sachsen ein, und wenige Tage nachdem er die Grenzen überschritten, standen seine Truppen in Leipzig. Winkler's Haus wurde vom preußischen Stadtkommandanten zu seinem Hauptquartier ersehen, und Winkler hielt es deshalb für nöthig, schleunigst zurückzukehren. Der Reiseplan wurde trotzdem nicht aufgegeben. Lessing verlebte den Winter im Winkler'schen Hause, und zweifelte noch im Frühling 1757 nicht daran, daß er den Sommer in England verbringen würde.

Leipzig war jetzt nicht mehr eine Stadt friedlicher Thätigkeit. Preußisches Militär wimmelte auf den Straßen, und die Anlage

Digitized by Google

einer Kriegskontribution von fast einer Million Thalern gab den Bürgern andere als politische Ursachen zur Unzufriedenheit. Tief und bitter war der allgemeine Haß gegen die Eindringlinge, und die sächsischen Patrioten ergingen sich in lauten Verwünschungen, wenn kein Preuße zugegen war. Zu Lessing's Freunden in Berlin drang das Gerücht, daß er die allgemeine Stimmung theile, und man hielt ihn dort sogar für den Verfasser einer preußenfeindlichen Broschüre, die in Wirklichkeit Heyne geschrieben hatte. Aber es war nicht Lessing's Art, die Stimme der Vernunft durch die Leidenschaft übertäuben zu lassen. Obschon ein geborener Sachse, hatte er von jeher zu Friedrich gehalten und Oden zu seiner Verherrlichung drucken lassen, die, wenn auch nicht sonderlich poetisch, doch unverhohlen eine aufrichtige Bewunderung aussprachen. Er vertheidigte jetzt den Preußenkönig, und verkehrte eben so offen, wie in Berlin, mit preußischen Officieren. Einige derselben führte er im Frühjahre 1757 sogar in die Tischgesellschaft ein, in welcher er mit Winkler zu speisen, und welche sonst den gemeinschaftlichen Feind laut zu lästern pflegte. Die Gäste, welche sich durch die Anwesenheit von Lessing's Freunden genirt fühlten, besuchten fortan ein anderes Speisehaus, und die Wirthin beklagte sich darüber bei Winkler, der ein eingefleischter Sachse war, und jetzt offen mit Lessing brach. Er kündigte ihm die Wohnung in seinem Hause auf, und weigerte sich sogar, ihm die für den Fall eines Aufgebens der Reise kontraktlich stipulirte Entschädigung von sechshundert Thalern zu zahlen. Lessing wandte sich an die Gerichte, und gewann zwar nach sieben Jahren endlich seinen Proceß, aber die Unkosten desselben verschlangen mehr als die Hälfte der erstrittenen Summe.

3.

Trotz der Kriegsaufregung ward ihm während des Winters von 1756—57, wie er gegen Mendelssohn klagte, „Zeit und Weile in Leipzig lang". Selbst die Aussicht der Reise nach England vermochte ihn nicht immer zu trösten. „Wie viel lieber," schrieb er an Nicolai, „wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unserm Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter Nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann." Des Broterwerbs halber übersetzte er Hutcheson's „Sittenlehre der

Vernunft", und — seltsam genug! — Law's „Ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben". Auch schrieb er die Vorrede zu einer Uebersetzung von Thomson's Trauerspielen, und gab 1757 eine Verdeutschung von Richardson's „Sittenlehre für die Jugend" mit einer Auswahl äsopischer Fabeln heraus.

Ungleich wichtiger, als diese literarischen Lohnarbeiten, ist ein merkwürdiger Briefwechsel, den er mit Nicolai und Mendelssohn führte.

Nicolai's erste Schriften fanden so viel Beifall, daß er sein Geschäft aufzugeben und sich ganz der Literatur zu widmen beschloß. Er that das eine Zeitlang, obschon die Verhältnisse ihn schließlich nöthigten, zum Buchhandel zurück zu kehren. Im Hinblick auf seine neue Laufbahn beabsichtigte er die Gründung einer ziemlich großartig angelegten Zeitschrift, unter dem Titel „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste", wobei er auf die Mitwirkung Lessing's und Mendelssohn's rechnete. Er hatte dabei u. A. hauptsächlich den Zweck im Auge, den Nationalgeschmack in Betreff des Dramas zu läutern und zu bilden, und bereitete für die erste Nummer einen Aufsatz über das Trauerspiel vor. Auf der Reise mit Winkler versprach Lessing, ihm einige Gedanken über das bürgerliche Trauerspiel zu senden, die er vielleicht für diese Abhandlung benutzen könnte. Das Versprechen wurde nicht erfüllt, aber Nicolai wünschte nichtsdestoweniger die Ansicht des Freundes über seine Arbeit zu hören, ehe dieselbe gedruckt würde. Er sandte ihm daher am 31. August 1756 einen Auszug derselben, und etwa zwei Monate später ging ihm die Antwort Lessing's zu, welche eine ausführliche Kritik der Nicolai'schen Entwicklungen enthielt. Diese ward Mendelssohn mitgetheilt, der sich sehr dafür interessirte, und so entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, der ununterbrochen sechs Wochen lang fortgeführt wurde.

Der Gegenstand dieses Briefwechsels ist das Wesen des Trauerspiels. Nicolai behauptete, das Trauerspiel solle eine Anzahl von Leidenschaften erregen, und seine verschiedenen Arten ließen sich je nach den Leidenschaften eintheilen, die dasselbe erwecke. Demnach könne man sagen, es gebe Tragödien des Schreckens, des Mitleids, der Bewunderung. Nicolai darin beipflichtend, daß es der un-

Digitized by Google

mittelbare Zweck des Trauerspiels sei, ein starkes Gefühl zu erregen, giebt Lessing nicht zu, daß es bestimmt sei, verschiedene Arten des Gefühls zu erregen; es habe einzig die Absicht, Ein besonderes Gefühl — das Mitleid — zu erwecken. Schrecken, im eigentlichsten Sinne des Wortes, werde im Zuschauer nicht rege gemacht; was man Schrecken nenne, sei weiter Nichts, als die plötzliche Ueberraschung des Mitleids durch eine Gefahr, welche den Helden bedrohe. Bewunderung empfänden wir zwar, aber nur als ein untergeordnetes Element des allgemeinen Eindrucks. Unser Mitleid hängt, nach Lessing, von zwei Dingen ab: von den guten Eigenschaften der bemitleideten Personen, und von dem Umfang seiner Leiden. In dem Maße, in dem der Held edel und sein Unglück groß ist, wird unser Mitleiden mit ihm stark sein. Der bewunderte Held sei der Vorwurf des Epos, der bedauerte der des Trauerspiels. Der Held des Epos könne zwar auch leiden, aber seine Leiden seien nicht so sehr bestimmt, unser Mitleid zu erregen, als uns Gelegenheit zu geben, seine Geistesgröße inmitten des Unglücks zu bewundern.

Es ist ein wesentlicher Grundsatz der aristotelischen Theorie des Trauerspiels, daß der tragische Held weder ein durchaus schlechter, noch ein vollkommen tugendhafter Charakter sein dürfe. Im ersten Falle, sagt Aristoteles, verdiene er sein Unglück durch seine Verbrechen, und wir könnten kein Mitleiden mit ihm haben; im zweiten verwandle sich das Mitleiden in Entsetzen und Abscheu über die Ungerechtigkeit eines völlig unverdienten Unglücks. Der tragische Held müsse daher ein Mittelcharakter zwischen den beiden Extremen sein. Lessing räumt ein, das Unglück des Trauerspiels müsse durch eine Schuld der Person, welche dasselbe erleide, veranlaßt sein, aber aus einem ganz anderen Grunde, als dem des Aristoteles. „Ist es wahr," fragt er, „daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menschen Entsetzen und Abscheu erweckt? Wenn es wahr ist, so müssen Entsetzen und Abscheu der höchste Grad des Mitleids sein, welches sie doch nicht sind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältnisse wächst, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachsen, hört auf, mir angenehm zu sein, und wird desto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück ist." Die wahre Ursache, weshalb der tragische Held nicht vollkommen sein darf, ist diese: „weil ohne den Fehler, den

Digitized by Google

das Unglück über ihn zieht, sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken würden."

Was den Endzweck des Trauerspiels betrifft, so verwarf Nicolai die aristotelische Lehre: daß dasselbe bestimmt sei, auf uns einen hohen moralischen Einfluß auszuüben. Ersichtlich zu seiner wie zu Mendelssohn's Ueberraschung, vertrat Lessing die entgegengesetzte Ansicht. Er behauptet, die Tragödie habe einen bestimmten moralischen Zweck. Im Grunde läuft jedoch seine Lehre einfach darauf hinaus, daß selbstverständlich die wahre Tragödie, ob mit oder Absicht, einen erhebenden Einfluß auf den Charakter übt. Der mitleidigste Mensch, sagt er, ist der beste Mensch. Da nun die Tragödie unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitert, erhöht sie unsere sittliche Natur.

Der Einfluß des Aristoteles auf diese Entwicklungen ist einleuchtend. Bis jetzt hatte er jedoch die „Poetik" nur aus den Uebersetzungen von Dacier und Curtius gekannt. Der eben erwähnte Ideenaustausch veranlaßte ihn, das Original zur Hand zu nehmen und seine Studien auch auf andere Werke des Aristoteles, besonders auf die „Rhetorik" und die „Ethik", auszudehnen. Die ersten Früchte davon finden wir in einem eilig geschriebenen Briefe an Nicolai vom 2. April 1757, worin er, nach einer Pause, die Korrespondenz über das Wesen des Trauerspiels wieder aufnahm und abschloß. Hier macht er die wichtige Bemerkung, daß φόβος nicht, wie es fast immer geschehen, mit Schrecken, sondern mit Furcht zu übersetzen sei, und verweist Nicolai in Betreff des aristotelischen Begriffes von Furcht auf das zweite und achte Kapitel des zweiten Buches der „Rhetorik". „Aristoteles erklärt das Wort φόβος, welches Herr Curtius am öftesten Schrecken, Dacier aber bald terreur, bald crainte übersetzt, durch die Unlust über ein bevorstehendes Uebel, und sagt, alles Dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn es uns selbst bevorstehe, Furcht erwecken müsse". So aufgeklärt, räumt Lessing ein, daß Furcht an der Wirkung, welche ein Trauerspiel hervorbringe, Theil habe; und er stellt jetzt die Ansicht auf, daß es der Zweck der Tragödie sei, nicht allein Mitleid zu erwecken, sondern unsere Leidenschaften durch das Mit-

Digitized by Google

leid zu reinigen. Diesen reinigenden Einfluß beschränkt er im Anfang seines Briefes auf das Mitleid; er will nicht zugeben, daß Aristoteles Recht habe, ihn auch der Furcht zuzuschreiben. Seltsam genug, spricht er an einer späteren Stelle desselben Briefes die entgegengesetzte Ansicht aus: „Kann die Tragödie Mitleiden erregen, so kann sie auch, nach meiner obigen Erklärung, Furcht erwecken; und aus der Furcht ist die Entschließung des Zuschauers, sich vor den Ausschweifungen derjenigen Leidenschaft, die den bemitleideten Helden ins Unglück gestürzt hat, zu hüten, eine ganz natürliche und nothwendige Folge."

Man sieht, daß Lessing noch nicht zu einer festen Ueberzeugung in Betreff dieses Gegenstandes gelangt war, sondern sich erst langsam zu derselben hintastete. Als höchst charakteristisch erscheint es jedoch, daß er bald nach Vollendung der „Miß Sara Sampson" sich den höchsten Begriff der Tragödie klarer zu machen suchte. Se waren schöpferische Produktion und Kritik bei Lessing gewöhnlich eng miteinander verbunden. Wenn er ein besonderes Werk vollendet hatte, machte er es zum Ausgangspunkte der Spekulation über das Grundwesen der Klasse, zu welcher es gehörte; andererseits, wenn er eine Reihenfolge kritischer Gedanken aufgestellt hatte, gab er sich nicht zufrieden, bis er sie in einem künstlerischen Versuche angewandt hatte. Beide Impulse waren gleich spontan; sie waren vielleicht ursprünglich gleich tief. Sie waren niemals ganz von einander getrennt, aber im Laufe der Zeit wurde der kritische Trieb der mächtigere, und ihm verdanken wir die großartigeren und originelleren Resultate seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

4.

Im Frühling 1757 wurde der Major von Kleist zur preußischen Garnison in Leipzig versetzt. Er war von schwächlicher Gesundheit, mit einem Hange zur Schwermuth; nichtsdestoweniger empfand er eine tiefe Begeisterung für seinen Beruf, und sehnte sich nach dem aktiven Kriegsdienste. Der Berufseifer schloß jedoch andere Interessen nicht aus. Er legte nur geringen Werth auf sein Gedicht „Der Frühling", aber er war eine echt poetische Natur und suchte sich an den besten schriftstellerischen Mustern der Zeit zu bilden. Obschon vierzehn Jahre älter als Lessing, war er voll jugendlicher Lebhaftigkeit der Phantasie und des Geistes, und es bildete sich

Digitized by Google

zwischen den Beiden bald ein inniges Freundschaftsverhältniß. Zur Verwunderung seiner Kameraden war es das Hauptvergnügen Kleist's, lange Spaziergänge aufs Land zu unternehmen. Wenn man ihn damit neckte, gab er wohl die später unter den jungen Dichtern berühmt gewordene Antwort: „er sei dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd." Lessing sagte ihm einmal: „Wenn Sie Ihren Geist erfrischen wollen, machen Sie einen Spaziergang aufs Land, ich gehe in ein Kaffeehaus." Die ausführlichste Charakterschilderung könnte den Unterschied zwischen den beiden Männern nicht schlagender bezeichnen.

Auch Weiße war gut mit Kleist bekannt, und so lange Lessing in Leipzig blieb, kamen die Drei häufig miteinander zusammen. Sie trafen sich meistens in Kleist's Wohnung, und zu ihrer Gesellschaft gehörte auch ein junger Adliger, ein Herr von Brawe, welcher in Leipzig studirte, und sich gern mit Lessing in philosophische Debatten vertiefte.

Kleist's intimster Freund war der gutmüthige und schreibselige Gleim, dessen Werke jetzt fast vergessen sind, der aber in jener unfruchtbaren Epoche einen großen Dichterruf hatte. In seinem späteren Leben ward er der Gönner und Freund junger Schriftsteller, und Lessing, dessen flüchtige Bekanntschaft er schon vor einigen Jahren in Berlin gemacht hatte, trat jetzt durch Kleist mit ihm in einen näheren, wenn auch vorläufig nur schriftlichen Verkehr.

In den zahlreichen Briefen, welche Lessing in dem Zeitraum zwischen seiner Trennung von Winkler und seiner Rückkehr nach Berlin schrieb, findet sich keine Spur von Unruhe in Betreff seiner finanziellen Lage. In Wahrheit verlebte er jedoch eine Zeit bitterster Sorgen, und wir erhalten aus den Briefen seiner Freunde ein Bild von der Noth, unter welcher er litt. „Es jammert mich recht," schreibt Sulzer an Kleist in einem Briefe vom 22. Mai 1757, „daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das Wenige, das er verlangt, für ihn unmöglich wird." Kleist gab sich alle Mühe, ihm durch Gleim's Vermittelung eine Anstellung als Kriegsrath oder als Bibliothekar in Berlin zu verschaffen. Noch im April des folgenden Jahres, als Lessing schon im Begriffe stand, Leipzig zu verlassen, schrieb Kleist wieder an Gleim: „Arbeiten Sie doch mit daran, daß unser

Digitized by Google

lieber Leſſing einmal eine Verſorgung erhält. Er iſt ſehr zu bedauern, und ſo iſt es noch keinem von meinen Freunden ergangen.“ So ſchlimm ſtand es um ihn, daß er ſowohl bei Mendelsſohn wie bei Kleiſt Geldanleihen machen mußte.

Da Nicolai in Berlin keinen Verleger für ſeine „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ fand, bat er Leſſing, ihm einen ſolchen in Leipzig zu verſchaffen. Dies geſchah, und ſo lange Leſſing in Leipzig blieb, leitete er den Druck der Zeitſchrift, und lieferte einige Beiträge zu derſelben, von welchen beſonders einer Aufſehen erregte. Er ließ nämlich die erſten „Kriegslieder eines preußiſchen Grenadiers“ von Gleim in der „Bibliothek“ abdrucken, und begleitete dieſelben mit einer kurzen Einleitung, worin er dieſelben als eine neue Gattung der Ode begrüßt; ja, er ward durch ſie angeregt, auf die alten Kriegslieder aller Art, auf Tyrtäus und das deutſche Heldengedicht, zurückzugehen. Ein anderer Beitrag Leſſing's von einiger Bedeutung war die Kritik einer ſchlechten Ueberſetzung der Theokrit'ſchen Idyllen. Der Ton des Aufſatzes war ſo derb, daß ihm Nicolai Vorwürfe darüber machte. „Ich wundere mich,“ antwortete Leſſing, „daß Ihnen meine Recenſion zu boshaft vorgekommen iſt. In Anſehung der alten Schriftſteller bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich ſehe, daß man ſie ſo jämmerlich mißhandelt.“

Zur Ermuthigung des dramatiſchen Talents ſetzte Nicolai einen Preis für das beſte deutſche Trauerſpiel aus, und verſprach daſſelbe, ſowie das nächſtbeſte Stück in ſeiner Zeitſchrift zu veröffentlichen. Der Preis wurde dem Trauerſpiel „Kodrus“ zuerkannt, deſſen jugendlicher Verfaſſer, von Cronegk, noch vor der Entſcheidung ſtarb. Neben dieſem Stücke wurde „Der Freigeiſt“ von Brawe abgedruckt, eben jenem Studenten, mit welchem Leſſing in Kleiſt's Wohnung philoſophiſche Geſpräche pflog. Leſſing intereſſirte ſich ſehr für die letztgenannte Arbeit und ſandte ſie an Nicolai ein. Eine Zeitlang dachte er ſogar daran, ſich ſelbſt um den Preis zu bewerben. „Es arbeitet hier noch ein junger Menſch an einem Trauerſpiele,“ ſchrieb er den 22. Oktober 1757 an Mendelsſohn, „welches vielleicht unter allen das beſte werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf verwenden könnte.“ Und ein Vierteljahr ſpäter ſchlägt er Nicolai eine neue Preisausſchreibung

Digitized by Google

vor, indem er hinzufügt: „Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan, und streicht unaufhörlich Etwas von dem schon Ausgearbeitten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben, für sich tragisch genug, und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung daraus folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so Viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben." —

Es war die Art der Gelehrten im achtzehnten Jahrhundert, mit Verachtung auf die mittelalterliche Literatur herabzusehen. Gleich der gothischen Baukunst — in der beiläufig sogar Lessing nichts Ausgezeichnetes zu erblicken vermochte, — pflegte man sie in der Regel als das ungeheuerliche Erzeugniß halber Barbaren zu verurtheilen. Keinem Werke maß man dauernde Schönheit oder dauernden Werth bei, das nicht seinen Ursprung der griechischen oder lateinischen Bildung verdankte, oder im Zeitalter der modernen Aufklärung entstanden war. Eine Ausnahme von dieser Regel machte in Deutschland nur die schweizerische Schule, welche beharrlich im Nationalgeiste das Gefühl für den Werth der Schätze zu erwecken suchte, die seit Jahrhunderten gänzlich in Vergessenheit gerathen waren, — ein Bemühen, das erst in viel späterer Zeit von der romantischen Schule bewußt und erfolgreich wieder aufgenommen ward. Lessing, der sich immer nach neuen Gesichtspunkten umsah, hatte ein tieferes Verständniß, als die Schweizer selbst, für die enorme Wichtigkeit ihrer Arbeiten, und vertiefte sich während der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthaltes fast aus-

Digitized by Google

schließlich in das Studium der mittelhochdeutschen Dichter. Er wußte, wie geringen Werth seine Berliner Freunde auf diese Studien legten, und schrieb an Mendelssohn: „Der einzige Vortheil, den ich davon wegbringen werde, ist dieser, daß ich das alte schwäbische Deutsch gelernt habe, und die Gedichte darin, welche die Schweizer ans Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit nunmehr lese.“ Die Arbeit, mit welcher er sich damals beschäftigte, war ein Aufsatz über das „Heldenbuch“, den er niemals veröffentlichte, aber den man jetzt unter seinen Nachlaßschriften findet. Es ist mehr der Entwurf einer Abhandlung, als eine abgeschlossene Arbeit; und seine Ansichten sind von einer Art, wie sie nur aus dem kindlichen Zustande, in welchem sich dies Gebiet der Kritik damals befand, erklärlich ist. Allein der Verfasser verräth eine genaue Kenntniß der mittelalterlichen Geschichte, und die Studien, welche er bei diesem Anlasse gemacht hatte, übten einen erheblichen Einfluß auf die Wahl der Gegenstände einiger seiner späteren Arbeiten aus.

Nach dem Bruche mit Winkler hatte ihn nur sein Proceß in Leipzig festgehalten. Als er sah, daß derselbe sich sehr in die Länge zog, und als Kleist im Frühjahr 1758 den Befehl erhielt, demnächst mit seinem Bataillon zum Heere des Prinzen Heinrich zu stoßen, beschloß Lessing nach Berlin zurückzukehren. Am 5. Mai berichtete Kleist an Gleim, daß am 4. ihr Freund mit dem Buchhändler Voß nach der preußischen Hauptstadt abgereist sei, nachdem er, in der Hoffnung, Gleim noch zu sehen, der zur Messe erwartet ward, seine Reise nur einen Tag aufgeschoben habe. Beiden fiel die Trennung von einander herzlich schwer. „Ich habe mich,“ schrieb Kleist nach der Abreise Lessing's an Gleim, „in dem Jahre, das ich zu Leipzig zugebracht, so an ihn gewöhnt, und habe ihn so lieb, daß mir ist, als ob er todt wäre, oder vielmehr, als ob ich halb todt wäre.“ Wenige Tage nachher bat er denselben Freund, bei welchem er zwölfhundert Thaler deponirt hatte, zweihundert davon an Lessing und Ramler zu vertheilen, falls er in der Schlacht bleiben sollte. „Oder vielmehr,“ fügt er zartfühlend hinzu, „geben Sie sie ihnen gleich; sie sollen sie mir einmal, im Fall ich lebe, wieder geben, wenn sie recht reich geworden sind.“

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Dritter Aufenthalt in Berlin.

Mendelssohn, Nicolai und Ramler hießen Lessing in Berlin wieder herzlich willkommen, und mit allen Dreien gestaltete sein Verkehr sich noch lebhafter, als zuvor. Sie kamen fast täglich zusammen, und bei dem Eifer, mit welchem Lessing überall durch den äußeren Schein in das tiefste Wesen der Dinge einzudringen suchte, nahmen ihre Gespräche fast immer den Charakter bewegter Debatten an. Kleist, Mendelssohn, Nicolai, kurz alle seine Freunde haben wiederholt ausgesprochen, wie Viel sie seinem anregenden persönlichen Einflusse verdankten. Lessing hätte sich um diese Zeit, wenn er es gewollt hätte, leicht genug zum Haupt einer literarischen Schule machen können. Es war die Mode des Zeitalters, daß junge Schriftsteller' sich um irgend einen ausgezeichneten Mann schaarten, um als Verfechter seiner Doktrinen und Herolde seines Namens einen Schimmer seines Ruhms für sich selber zu erhaschen. Nichts aber war unserm Freunde verhaßter, als das Klickenwesen, das unter papageienhafter Wiederholung desselben Feldgeschreis die ganze Welt in seine kleinlichen Formeln einzuschließen wähnt, und stets mit geistiger Unfruchtbarkeit endet. Er fühlte, daß vor Allem freie Bewegung das erste Erforderniß für den schaffenden Genius sei, und suchte, so bald er einen Standpunkt gewonnen hatte, sofort einen anderen und höheren zu erreichen. Daher hielt er sich zeitlebens geflissentlich fern von jeder Verbindung, welche irgendwie den Anschein einer „Schule" trug.

Digitized by Google

So herzlich seine Berliner Freunde ihn liebten und bewunderten, ward es ihnen doch bisweilen schwer, sich in seine Abweichungen von dem gewöhnlichen Charaktertypus zu finden. Sie waren Alle im strengsten Wortverstande respektable Männer, pünktliche Geschäftsleute, Muster praktischer Verständigkeit und Wohlanständigkeit. Lessing war eine ganz andere Natur. Trotz eines eigenthümlichen Ordnungssinnes, der sich in seinen Werken ausspricht, fügte er sich ungern den herkömmlichen Normen, nach denen sich andere Leute zu richten pflegen. Er ging, wenn es ihm einfiel, in einen Weinkeller zu einer Zeit, wo seine Freunde fleißig bei der Arbeit saßen, und schob, wie wir wissen, gern auf, was er nach seiner eigenen Ansicht gleich hätte thun sollen. Dadurch brachte er sich und seine Freunde manchmal in ernstliche Verlegenheit. So hatte er mit Ramler bald nach seiner Rückkehr von Leipzig eine gemeinschaftliche Arbeit unternommen. Es handelte sich um die Herausgabe eines Bandes ausgewählter Epigramme Logau's, eines bekannten Satirikers aus dem siebzehnten Jahrhundert, dessen Andenken im achtzehnten fast verschollen war. Den von Ramler modernisirten Text sollte Lessing mit einer Vorrede und einem vollständigen Verzeichnisse der veralteten Wörter begleiten. Das Wörterbuch scheint rechtzeitig fertig geworden zu sein, aber auf die Vorrede mußte Ramler viele Wochen lang warten. „Der arme Logau!" klagt er am 20. April 1759 gegen Gleim, „die Messe ist da, und er hat noch keine Vorrede. Wenn Herr Lessing sie mir nicht heute bringt, so lasse ich mit ihm in Gesellschaft nie eher Etwas drucken, bis er erst Alles vor dem Anfange des Drucks fertig liefert. Bis auf die allerletzte Stunde! Ist das nicht zu arg für mich, der ich ein Preuße, und folglich etwas weniges akkurat bin? Doch ich kann es unserem Freunde nicht so recht übel nehmen; er hat die Hand in zehn Sachen mit einem Mal." Das Werk erschien endlich, und Logau behauptet seitdem einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur. Das Wörterbuch hat noch heute seinen Werth und zeugt von dem hohen Begriff, den Lessing von der Ausführung derartiger Arbeiten hatte. Er meint mit Recht, ähnliche Wörtersammlungen aus allen guten Schriftstellern würden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche der deutschen Sprache sein.

Noch im Jahre 1758 gab er den letzten Band seiner „Theatra-

Digitized by Google

liſchen Bibliothek" heraus, welcher ſich nicht erheblich von ſeinen Vorgängern unterſchied. Auch veröffentlichte er eine Sammlung der von Gleim unter der Maske eines Grenadiers geſchriebenen „Preußiſchen Kriegslieder", und begleitete ſie mit einer kurzen, gelehrten Vorrede. Einige der ſpäteren Kriegslieder Gleim's gefielen Leſſing nicht ſo gut wie die beiden, welche er in der Nicolai'ſchen „Bibliothek" hatte abdrucken laſſen. Es waren ihm darin die bitteren Schmähungen gegen die Feinde Preußens anſtößig; ſein humaner Sinn fühlte ſich durch die Aufſtachelung der Leidenſchaften zu einem dauernden Haſſe verletzt, und er ſchrieb ſeinem Freunde: „Geſetzt, es wird über kurz oder lang wieder Friede, geſetzt, die jetzt ſo feindſelig gegen einander geſinnten Mächte ſöhnen ſich aus — ſein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß), — was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leſer, und vielleicht der Grenadier ſelbſt, zu ſo mancher Uebertreibung ſagen werden, die ſie jetzt in der Hitze des Affekts für ungezweifelte Wahrheiten halten? Der Patriot überſchreit den Dichter zu ſehr, und noch dazu ſo ein ſoldatiſcher Patriot, der ſich auf Beſchuldigungen ſtützet, die Nichts weniger als erwieſen ſind. Vielleicht zwar iſt auch der Patriot bei mir nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte iſt, wonach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergeſſen lehrt, daß ich ein Weltbürger ſein ſollte." Und als Gleim, ſtatt dieſe ruhigen Ermahnungen zu würdigen, etwas hitzig geantwortet haben mochte, ſchrieb ihm Leſſing wieder: „Was ich in meinem Briefe von dem übertriebenen Patriotismus einfließen laſſen, war weiter Nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht ſowohl der Grenadier, als tauſend ausſchweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre."

Man hat Leſſing aus dieſer herben Aeußerung zuweilen einen ernſtlichen Vorwurf gemacht. Wenn man aber unparteiiſch auf ſein Leben und den ganzen Ton ſeiner Werke blickt, wird man Leſſing die wahre Vaterlandsliebe nicht abſprechen, ſondern zu der

Digitized by Google

Ueberzeugung gelangen, daß in höherem Sinne kein deutscher Schriftsteller jener Zeit tiefer von patriotischen Gefühlen durchdrungen war, als er. Es war ihm eine Quelle bitteren Schmerzes, daß sein Vaterland in vielen Beziehungen so weit hinter andern Nationen zurückstand; er beklagte vor Allem den Hang desselben, seiner eigenen Kraft zu mißtrauen und fremde Muster nachzuahmen. Seine Aufgabe war, es zum Gefühl seiner Größe zu erwecken, und es zu ermuthigen, alle Fesseln zu sprengen, die sein inneres Leben beengten. Gewiß hieß dies, auf die edelste Art eine patriotische Pflicht erfüllen. Und so darf man vielleicht sagen, daß sein Weltbürgerthum eben seiner Vaterlandsliebe entstammte; denn ein Volk entrichtet der Welt am besten seine Schuld, indem es den Gesetzen seines eigenen Wesens treu bleibt.

2.

Bald nachdem Lessing nach Berlin zurückgekehrt war, nahm Nicolai seine Buchhändlerkarrière wieder auf, da das von seinem Vater gegründete Geschäft durch den Tod seines Bruders ihm zugefallen war. Es schien ihm unpassend, fernerhin eine Zeitschrift herauszugeben, die er nicht verlegte; demgemäß trat er die „Bibliothek" an Weiße ab, welcher sie fortan redigirte. Nicolai war jedoch immer noch von dem Verlangen erfüllt, sich an einem Unternehmen zu betheiligen, das einen Einfluß auf die geistige Entwicklung seiner Zeit übe; und er, Lessing und Mendelssohn besprachen häufig die Möglichkeit, ein neues Organ der öffentlichen Meinung zu gründen. Die Schwierigkeiten waren indeß so groß, daß die drei Freunde mit Widerstreben erkennen mußten, eine regelmäßige Zeitschrift läge außerhalb ihres Bereichs. Eines Tages jedoch im November 1758, als Lessing und Nicolai über ein eben erschienenes Buch sprachen, über das sie einander Viel zu sagen hatten, blitzte der Gedanke durch Nicolai's Hirn: weshalb nicht solche Gedanken, wie sie sie äußerten, in Briefform aussprechen, ohne sich an eine bestimmte Methode oder Veröffentlichungszeit zu binden? Er theilte Lessing die Idee mit, welcher sogleich die Bedeutung derselben erkannte und ihr bald eine bestimmtere Form gab. Um den Briefen einen Zusammenhang mit den Tagesinteressen zu geben, schlug er vor, sie an einen im Kriege verwundeten Officier zu richten, —

etwa an Kleist — denn wie leicht konnte diesen ein solches Schicksal ereilen! Er rieth ferner, sich auf Besprechung der seit Anfang des Krieges veröffentlichten Werke zu beschränken, und das Unternehmen abzuschließen, wenn der Friede einträte.

Lessing's Vorschläge wurden angenommen, und im Januar 1790 erschien der erste Brief. Den etwas weitschweifigen Titel „Briefe, die neueste Literatur betreffend" pflegt man in den bequemeren „Literaturbriefe" abzukürzen. So lange Lessing diesmal in Berlin blieb, schrieb er unter verschiedenen Chiffern die Mehrzahl der Aufsätze; und obschon jeder seiner Freunde einen eigenen Stil hatte, schrieben sie doch in seinem Geiste, so daß sein Einfluß selbst in der Behandlung derjenigen Gegenstände fühlbar ist, auf die er sich selber nicht einließ. Seine Autorschaft wurde von vielen Lesern geahnt, die ihn an seinem lebhaften, männlichen Stil erkannten; aber er gestand seine Verbindung mit dem Unternehmen niemals öffentlich ein, und erst nach seinem Tode wurden die hier berichteten Thatsachen völlig ans Licht gestellt.

Von all' seinen Werken, die wir bisher kennen gelernt, hat keins eine durchgreifende Wirkung gehabt, oder ist heute noch von fortdauerndem Einflusse auf die Literatur. Diese fragmentarischen Briefe jedoch haben eine glänzende Rolle in der geistigen Entwicklung Deutschlands gespielt, und gelten bis auf den heutigen Tag für einen wesentlichen Bildungsfaktor unserer Zeit. Wenn wir uns selbst von den besten seiner früheren Schriften zu diesen wenden, treten wir gleichsam in eine neue Welt. Die vorzüglichsten Eigenschaften, welche dort erst in der Blüthe standen, sind hier zu herrlicher Frucht herangereift. Wir erkennen sofort, daß sein Geist aus den Nöthen, die er bekämpft und bezwungen, neue Elasticität empfangen hat, daß viel Denken und Lesen dem Schritt, der niemals wankte, erhöhte Festigkeit, der Hand, die immer stark und sicher war, vermehrte Kraft gegeben hat. Und es ist unmöglich, den Einfluß der Ereignisse zu verkennen, inmitten derer diese Briefe geschrieben wurden. Der Puls des preußischen Volkes schlug mit fiebernder Schnelligkeit; die Nation, durch den titanischen Kampf aufgerüttelt, in welchem ihr König Höhen mit ihr erklomm, die ihren kühnsten Träumen bisher unerreichbar geschienen, war zu verwegenen Thaten aufgelegt, sehnte sich nach kecken und blitzenden

Digitized by Google

Streichen. Kosmopolit, wie er war, konnte Lessing sich nicht der herrschenden Stimmung entziehen; und jedenfalls mußte er zu dem Publikum in den einzigen Tönen reden, denen es zu lauschen geneigt war. Die „Literaturbriefe" sind daher in Einem Sinne als ein direktes Erzeugniß des siebenjährigen Krieges zu betrachten. Trotz seiner Gleichgültigkeit gegen die deutsche Literatur, hauchte Friedrich ohne sein Wissen und Willen dem einzigen Tagesprodukt Leben ein, das mit Ehren auf die Nachwelt kommen sollte

Eine Eigenthümlichkeit dieser Briefe ist, daß wir niemals den Verfasser in seinem Werk aus den Augen verlieren; und dies gilt von all' seinen späteren kritischen Schriften. In jeder Zeile empfinden wir den Eindruck seiner Persönlichkeit. In Genauigkeit der Angaben und Logik der Methode einer der wissenschaftlichsten Schriftsteller, hat er doch Nichts von der Abstraktheit, Nichts von dem Mangel an allgemein menschlichem Interesse, welche gewöhnlich die wissenschaftliche Erörterung kennzeichnen. Obschon er, wenn er zu schreiben beginnt, genau das Ziel kennt, zu welchem er uns hinführen will, schlägt er doch nicht den kürzesten Weg zu demselben ein; er wählt die Umwege, auf denen er selbst es ursprünglich erreicht hat. Wenn wir ein Werk von ihm zur Hand nehmen, befinden wir uns in Gesellschaft eines lebendigen Menschen, nicht bloß eines Buches; eines Menschen, der beim Schreiben die Leser vor Augen hat, in deren Seelen er Saatkörner der Ernte zu streuen wünscht, die langsam in der seinigen gereift ist. Dies ist eine Hauptquelle des ewigen Reizes der Lessing'schen Kritik. Sie hat mehr den belebenden Einfluß des gesprochenen, als des geschriebenen Wortes.

Die „Literaturbriefe" knüpfen manchmal an die Urtheile der in Weiße's Hände übergegangenen „Bibliothek der schönen Wissenschaften" an, und machen dieselben zum Ausgangspunkt wichtiger Betrachtungen. Lessing's Methode ist jedoch wesentlich verschieden von der Methode dieser Zeitschrift und aller andern kritischen Versuche jener Tage. Die gewöhnlichen Kritiker banden sich an eine Schablone kleinlicher Regeln, die sie an jedes zu besprechende Werk legten. Nun war freilich Lessing so weit, wie möglich, davon entfernt, die Gesetzlosigkeit in der Literatur zu billigen; aber das Gesetz, welches er befolgt wissen wollte, war nicht ein starrer Kodex von Regeln — es war ein Gesetz, das dem Streben des mensch-

Digitized by Google

lichen Geistes freien Spielraum ließ, und das davon ausging, das echte und tiefste Wesen jedes Zeitalters müsse sich in einer eigenthümlichen, von der jedes anderen Zeitalters verschiedenen Form offenbaren.

Man hatte die Verfasser der „Bibliothek" oftmals wegen der Strenge ihrer kritischen Urtheile getadelt. Lessing nimmt sie hiergegen in Schutz, indem er ein noch weiter gehendes Princip aufstellt, als sie jemals gethan hatten. „Die Güte eines Werks," sagt er, „beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit zürnendem Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdann muß man so gutherzig nicht sein, und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin besteht ihre ganze Strenge. Denn einige Mal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug."

Der Ton Lessing's war viel entschiedener, ja selbst grausam; aber er war durch die Erfordernisse der Zeit durchaus gerechtfertigt. Eine Masse von seichten Schriftstellern warb um die Gunst des Publikums, und selten fand sich einer, der einen höhern Begriff von seinem Beruf hatte. Eine milde und vertuschende Kritik würde daher nutzlos gewesen sein. Die Atmosphäre war zu verdumpft, um durch sanft streichende Zephyrlüfte gereinigt zu werden; es bedurfte eines Gewitters von Sturm und Regen.

3.

Im ersten Literaturbriefe schlägt Lessing den Grundton der ganzen Reihe an, denn er klagt in fast bitteren Ausdrücken über den gänzlichen Mangel an großen Namen in der zeitgenössischen deutschen Literatur: „Gegen hundert Namen — und hundert sind noch zu wenig, — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden

Digitized by Google

bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartetsten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten."

Die drei folgenden Briefe beschäftigen sich mit Uebersetzungen von Pope, Gay und Bolingbroke, und Lessing's Leser waren vermuthlich erstaunt, hier und in späteren Artikeln die Aufgabe des Uebersetzers nicht als eine bloße Lohnarbeit, sondern als eine wichtige und schwierige Kunst behandelt zu finden. Diese Kritiken übten die heilsame Wirkung, daß man allmählich einen höheren Begriff von dem Werth guter Uebersetzungen bekam, und trugen nicht wenig dazu bei, daß Deutschland heut zu Tage, wie kein anderes Volk, einen Schatz vorzüglicher Uebersetzungen der Meisterwerke aller civilisirten Nationen besitzt.

Einer der Uebersetzer, deren Schnitzer Lessing im 77sten Briefe erbarmungslos bloßstellt, der Vielschreiber Dusch, war zugleich ein Originalschriftsteller der unleidlichsten Art. Im 41sten Briefe werden seine „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre" aufs witzigste recensirt. Die Natur war so oft nach den Jahreszeiten geschildert worden, daß Dusch, um jedenfalls originell zu sein, sie nach den Monaten zu schildern beschloß. „Nach den Monaten!" ruft Lessing aus. „Ein kühner, glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Eintheilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern eben so unterschieden, als eine Jahreszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Skribent, sie uns lieber in diesem, als in einem andern, zu zeigen?" Lessing schließt seine sarkastischen Bemerkungen mit dem Rathe: Herr Dusch möge, da er, um Dichter zu sein, nicht Witz und Erfindungskraft, und um Philosoph zu sein, nicht Scharfsicht und Gründlichkeit genug, von beiden aber Etwas besitze, doch den Versuch machen, ein moralisches Lehrgedicht zu schreiben. Trotz seines erklärlichen Aergers über diese offene Sprache, war Dusch

Digitized by Google

verständig genug, den ihm ertheilten Rath in Betracht zu ziehen, und schließlich ein Gedicht solcher Art zu verfassen, für welches, nach Lessing's Erklärung, seine Kraft allenfalls ausreiche.

In einem der Briefe spricht Lessing davon, daß vor einigen Jahren in Herkulanum eine kleine Bibliothek gefunden worden sei. Einem Gelehrten in Neapel, fügt er hinzu, sei es gelungen, eine der griechischen Handschriften zu entwickeln, und das Glück habe gewollt, daß es die *Ἐρωτοπαίγνια* des Alciphron sein müssen. Es wird dann die angebliche Uebersetzung eines dieser Liebesgedichte unter dem Titel „Die Grazien" mitgetheilt, und Lessing fährt fort: „Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. Welche allerliebste kleine Erdichtung, nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner sein! Nichts zärtlicher! O, die Griechen! die Griechen!" — „Kommen Sie zurück aus Ihrer Entzückung!" unterbricht er sich plötzlich. „Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat Nichts entwickelt; Alciphron hat keine *Ἐρωτοπαίγνια* geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt, „Die Grazien" sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugierde wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor Kurzem vier kleine Bogen herausgekommen, unter der Aufschrift ‚Tändeleien'. — — Tändeleien? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzu gesetzt: aber es sind artige Tändeleien. Sie werden den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden, sie sind eines Gresset würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt, und — es dabei bewenden lassen."

Lessing hätte nicht wirksamer den Hang angreifen können, das Fremde, nur weil es fremd ist, zu bewundern, und wahrhaft Vorzügliches nur deshalb zu übersehen, weil es in unserer Nähe entstand.

Ein anderes Lied des im Allgemeinen so warm gelobten Verfassers der „Tändeleien" wird wegen des Mangels an Lokalfarbe getadelt: „Das Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der Ueberschrift zu finden. Aendern Sie das einzige ‚schwarze

Digitized by Google

Mädchen' und die ‚Cedernwälder', so kann es ein Kalmucke eben so gut singen, als ein Mohr." In dieser Hinsicht wird das Gedicht mit dem „Lied eines Lappländers" von Kleist verglichen: „Hier scheint überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt." Die Erwähnung des ‚Liedes eines Lappländers' erinnert ihn an ein wirklich lappländisches Lied, welches Kleist nachgeahmt zu haben scheine; und dies wieder an die Uebersetzung einiger lithauischen Volkslieder, die er unlängst gelesen. Er führt zwei davon an, zur Illustration seiner Ueberzeugung, „daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind." Seine Werthschätzung dieser einfachen Weisen belehrt uns, wie weit er schon damals nicht allein über die Richtung der steifen Hofpoeten, sondern auch über die der anakreontischen Reimschmiede hinaus war, in deren Spuren er selber gewandelt. Er sympathisirte schon durchaus mit der Bewegung, welche in England zur Herausgabe von Percy's „Reliques" und in Deutschland zu der Begeisterung Herder's und Goethe's für jede Form der Poesie führte, welche direkt aus dem Herzen des Volkes entsprungen war.

Wie sich voraussehen ließ, setzte Lessing mit verstärktem Eifer seinen Feldzug wider Gottsched fort, dessen Einfluß noch nicht völlig erloschen war. „Niemand," hatten die Verfasser der „Bibliothek" gesagt, „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe." „Ich bin dieser Niemand," sagt Lessing im 17ten Briefe; „ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sie waren Verschlimmerungen."

Dieser Brief ist der berühmteste der Sammlung, und erregte sofort allgemeines Aufsehen. Lessing warf Gottsched vor, er habe nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein wollen. „Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei. Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der

Digitized by Google

Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte, daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet, als die zu große Verwickelung. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben. — Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenen weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde Jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von Diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das Alles bloß der Natur zu danken zu haben scheinet, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket."

Lessing war ohne Zweifel etwas ungerecht gegen Gottsched. Es ist wahr, daß die literarischen Sympathien der Deutschen verwandter mit denen der Engländer, als mit denen der Franzosen sind, denn hier vor Allem macht sich unwillkürlich der Racencinfluß geltend. Allein eben aus diesem Grunde war es wünschenswerth, daß Deutschland beim Erwachen zu einem neuen Leben anfänglich mehr der Leitung Frankreichs, als derjenigen Englands folge. Zur Zeit von Gottsched's Auftreten war es vor Allem nöthig, daß Deutschland lerne, wilde Unregelmäßigkeit nicht mit Kraft zu verwechseln, daß ihm der Begriff von Ruhe und Ordnung in der literarischen Produktion aufgehe. Die freie und leidenschaftliche Poesie Englands war nicht so geeignet, diese wesentliche Lehre einzuprägen, wie die maßvollere Literatur Frankreichs; und obwohl Gottsched kein intelligenter Führer war, und in den verhängnißvollen Irrthum verfiel, daß die Dichter, wenn sie sich nur an ein geeignetes System von Regeln hielten, zur Noth eines mächtigen Phantasiedranges entrathen könnten, brachte er doch jedenfalls seinen Zeitgenossen die Ansicht bei, daß der Phantasiedrang allein keine genügende Ausstattung für Schriftsteller sei, die nach den höchsten Wirkungen streben.

Digitized by Google

Als die „Literaturbriefe" geschrieben wurden, war jedoch Alles, was Gottsched zu lehren hatte, mehr als genügend ausgesprochen worden. Dies bewies der Umstand, daß Alle, die sich unter sein Joch beugten, zu schriftstellerischer Unfruchtbarkeit verdammt schienen; durch seinen Einfluß war die Poesie zahm und inhaltlos geworden. Die Zeit war daher für einen Anreiz gekommen, wie ihn England gewähren konnte; und, wie wir gesehen haben, blickten die tüchtigsten und strebendsten Geister Deutschlands fast Alle auf England als Vorbild hin. Indem er diese Richtung einschlug, befand sich Lessing daher nur im Einklang mit der Hauptströmung der Epoche. Seine Werthschätzung Shakespeare's kontrastirt seltsam mit dem wunderlichen Gefasel Voltaire's von dem „trunkenen Wilden"; durch Lessing ward in Deutschland jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Meisterwerke des großen Britten hingelenkt, dessen Dramen bald darauf durch die Wieland'sche Uebersetzung einem größeren Leserkreise zugänglich wurden. Allmählich ward sein Name das Schiboleth jener Sturmgeister, welche das ganze Gebiet des Dichtens und Denkens umzuwandeln strebten; und bis auf den heutigen Tag ist Shakespeare derjenige ausländische Schriftsteller, mit welchem sich deutscher Scharfsinn am gründlichsten beschäftigt.

Nur noch einmal kommt Lessing ernstlich auf das Drama zurück, bei der Besprechung eines Trauerspieles von Weiße und einiger Bemerkungen des Vorberichts, in welchem dieser über den Mangel an guten deutschen Trauerspielen geklagt hatte. Weiße sprach von Schriftstellern, welche „die Jahre des Genies vorbeifliegen ließen," bis die Geschäfte des Lebens oder andere Sorgen die Poesie in ihnen erstickten. Lessing meint spöttisch: „Ich kann nicht sagen, wer diese Jünglinge sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wann kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studirt hat. Das aber sind lange Lehr-

Digitized by Google

jahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen, und es so selten sind."

Die beiden Schriftsteller, welche man am häufigsten in Verbindung mit Lessing nennt, sind Wieland und Klopstock; und mit Recht, denn jeder hatte in seiner Weise einen wichtigen Antheil daran, die Nation aus ihrem geistigen Schlummer zu wecken. Beide werden in den „Literaturbriefen" wiederholt zum Gegenstande Lessing'scher Kritik gemacht. Wieland, welcher damals 25 Jahre zählte, war, obschon ein lebhafter Schriftsteller, von ziemlich oberflächlicher Natur, und sprang leicht von einer Phase des Gedankens in die andere hinüber. Einige Jahre hatte er in Zürich in beständigem Verkehr mit Bodmer gelebt und die Rolle eines höchst moralischen und frommen Philosophen gespielt. Er ließ dort eine Sammlung prosaischer Schriften erscheinen, worin sich ein Aufsatz, betitelt „Empfindungen des Christen", befand. Lessing weist nach, daß es, statt Empfindungen, Ausschweifungen der Einbildungskraft seien, die einem leeren, kalten Herzen entstammten. In einem andern Theile dieser Sammlung hatte Wieland den „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute" skizzirt. Er empfahl darin u. A. den Lehrern, sich die sokratische Methode ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen zu eigen zu machen. Lessing stimmt mit ihm überein, daß die sokratische Methode die beste sei, aber er weist geringschätzig die Vorstellung zurück, als ob dieselbe eine leichte und bequeme Lehrart sei. Ueberhaupt tadelt er, daß Wieland in seinem Erziehungsplane geringes Bestreben zeige, die Jugend zum eigenen Nachdenken zu gewöhnen, und am wenigsten hält er von dem absurden Einfalle, die Religion ohne Rücksicht auf die Dogmatik ausschließlich nach den vieldeutigen Worten der heiligen Schrift lehren zu wollen. Eine spätere Besprechung des Wieland'schen Trauerspieles „Lady Johanna Gray" beginnt mit dem Ausrufe: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern." Die besten Stellen des Wieland'schen Werkes sind dem gleichnamigen Stücke Nicholas Rowe's entnommen, und

Digitized by Google

Lessing denuncirt in höchst launiger Weise das Plagiat, indem er den seit vierzig Jahren verstorbenen Engländer beschuldigt, dem deutschen Dichter seine schönen Gedanken gestohlen zu haben.

In ganz anderem Tone wird Klopstock behandelt. Lessing erkannte ihm, wie wir sahen, wahres Genie zu, und spricht von ihm immer noch mit aufrichtiger Achtung. Aber kein anderer Kritiker legte so scharf und bestimmt seine Mängel dar. Klopstock ward mit der Zeit immer orthodoxer in seinem Christenthum, und veränderte in den späteren Ausgaben des „Messias" viele Stellen im Einklang mit seiner strengeren religiösen Richtung. Lessing klagt darüber, daß in manchem Falle durch solche Verstümmelungen aus frommer Bedenklichkeit die Poesie gänzlich zerstört worden sei, und findet es sehr schielend, daß der Verfasser die heidnischen Vorstellungen überall durch christliche ersetzt, das „Schicksal" in „Vorsicht", die „Muse" in eine „Sängerin Sion's" umgewandelt habe. Von Klopstock's lyrischen Gedichten sagt er, „sie seien so voller Empfindung, daß man oft gar Nichts dabei empfinde." Er erklärt diese Behauptung durch die Bemerkung: „Es kann wahr sein, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer versetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können." Mit anderen Worten: die Erregtheit des Dichters kann nicht zu lebhaft sein; allein im Augenblick des Schaffens muß sie sich zu ruhiger Erinnerung abgeklärt haben.

Die „moralischen Wochenschriften" grassirten noch immer in Deutschland, und eine solche von höchst anmaßlicher Tendenz war kürzlich in Kopenhagen von dem Hofprediger J. A. Cramer, unter Klopstock's und Basedow's Mitwirkung, gegründet worden. Es war eine plumpe Nachahmung des Steele'schen „Guardian", unter dem Titel „Der nordische Aufseher", und sollte dazu dienen, der neumodischen Rechtgläubigkeit fernere Anhänger zu verschaffen. Der „Nordische Aufseher" stellte mit vielem Nachdruck den Satz auf, daß

Digitized by Google

man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne, und suchte diese Behauptung mit einer Fülle oberflächlicher Phrasen zu decken. Schritt für Schritt folgt Lessing dem Gedankengang des Verfassers, und weist die Trugschlüsse seiner Pastoraldeklamationen auf. — Ein anderer Artikel des „Nordischen Aufsehers" handelte von den verschiedenen Arten, über Gott zu denken, und war, wie man später erfuhr, von Klopstock verfaßt. Derselbe spottete über die, welche „Gott beinahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansehen, und eben so unbewegt über ihn philosophiren, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelten"; nur dann denke man würdig über ihn, wenn die Seele von Entzücken und von Gedanken erfüllt sei, welche sich in Worten nicht ausdrücken ließen. Lessing behauptet und beweist im Gegentheil, daß die letzte unklare Art, über Gott zu denken, überhaupt nicht den Namen des Denkens verdiene, und daß eben jene so verachtete metaphysische Art des Denkens über Gott der Probirstein aller unsrer Empfindungen von ihm sein müsse. — Der Stil des „Nordischen Aufsehers" wird eben so strenge verurtheilt, wie die platte Trivialität seiner Ideen und die Verworrenheit der Entwicklungen. „Viel Worte machen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen Sinn fassen kann: das ist die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheinet. Sein Stil ist der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen."

Diese vernichtende Kritik erregte begreiflicherweise den Zorn aller Bewunderer der tugendhaften Zeitschrift, gegen welche sie gerichtet war, und einer ihrer Mitarbeiter, Herr Basedow, schrieb eine besondere Broschüre zur Vertheidigung des „Nordischen Aufsehers", worin er Lessing mit den boshaftesten Schmähungen überhäufte. Die geharnischte Erwiderung des Letzteren in den „Literaturbriefen" ließ keine einzige der schnöden und sinnverdrehenden Bemerkungen Basedow's unbeantwortet. Zuerst entkleidet Lessing sie des verdunkelnden Wortschwalls; dann fertigt er sie Satz für Satz in ihrer erbärmlichen Nichtigkeit ab.

Digitized by Google

Der „Nordische Aufseher" war die letzte Zeitschrift dieser Gattung in Deutschland, und Lessing's Verehrer pflegen der Ansicht zu sein, daß er es war, welcher dem Geschwätz der moralischen Wochenschriften ein für alle Mal ein Ende machte. Die Wahrheit jedoch ist, daß der Geist des Jahrhunderts mehr und mehr dieser Art von Schriftstellerei widerstrebte. Angesichts eines Dramas, wie der siebenjährige Krieg es vor ihnen entfaltete, konnten ernst denkende Männer nicht mehr aufgelegt sein, derartigen moralisirenden Plattheiten zu lauschen. Die Probleme und überraschenden Thatsachen des Lebens rings um sie her verlangten literarische Beachtung. Keiner hatte ein so feines Gefühl für die Anforderungen seines Zeitalters, wie Lessing; er vernahm sie von ferne, und entsprach ihnen, bevor sie sich noch deutlich in Worte gekleidet. So hatte er bei seinen Angriffen gegen den „Nordischen Aufseher" eine gewaltige unsichtbare Macht hinter sich, und weil dies auch bei weit wichtigeren Anlässen der Fall war, gewann er einen so großen Einfluß auf die Entwicklung seiner Nation.

4.

Die Fabel ist in der modernen Literatur allmählich eines natürlichen Todes verblichen, denn sie entspricht keinem Bedürfniß des gebildeten Geistes mehr. Im vorigen Jahrhundert spielte sie indeß noch ein bedeutende Rolle in allen tonangebenden Ländern Europas, und in Deutschland wagte kaum Jemand Anspruch auf literarischen Ruhm zu erheben, der sich nicht als Fabeldichter ausgezeichnet hatte. Die Theorie der Fabel war daher ein Lieblingsthema der Betrachtung, und die schweizerischen Schriftsteller hielten sie, wie wir sahen, für das Gebiet, in welchem die Dichtkunst ihre höchsten Triumphe erringe.

Lessing verschloß sich gegen keine Art von Thätigkeit, welche seine Zeitgenossen tief interessirte, und Fabeln finden sich unter seinen frühesten Produktionen. In Leipzig beschäftigte ihn dieser Gegenstand vielfach, wie aus zahlreichen Stellen seiner Briefe, besonders der an Mendelssohn gerichteten, erhellt. Nach Berlin zurückgekehrt, wandte er sich denselben so ernstlich zu, daß er 1759 einen Band Fabeln veröffentlichte, den er mit einer Reihe bewundernswerther kritischer Abhandlungen begleitete.

Digitized by Google

Bisher haben wir Leſſing als Kritiker nur beſtimmte Bücher oder beſtimmte Anſichten recenſiren ſehn. Hier behandelt er ein ganzes Gebiet ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit. Da wir ihn dies in der Folge wiederholt thun ſehen werden, mag es angemeſſen ſein, hier ſogleich die Methode anzudeuten, welche er unabänderlich einſchlägt. Er beginnt niemals in abſtrakter Art, als wäre er der Erſte, welcher den Gegenſtand unterſuche, noch leitet er ſeine Schlüſſe aus beſtimmten Grundſätzen und im Einklang mit beſtimmten Definitionen ab. Er theilt die Anſichten ſeiner Vorgänger mit, und gelangt durch eine eingehende Prüfung ihrer Raiſonnements langſam zu ſeinen eigenen Reſultaten. Seine Methode iſt, mit einem Worte, die eines gründlichen Dialektikers. Es iſt ein Fortſchreiten vom Negativen zum Poſitiven, ein Kampf mit dem Irrthum zu Gunſten der Wahrheit. Wie wohlüberlegt er dieſe Methode einſchlug, ſieht man aus einer Stelle ſeiner „Dramaturgie", wo er ſagt, der erſte Grad der Weisheit ſei, das Falſche einzuſehen, der zweite, das Wahre zu erkennen. „Ein kritiſcher Schriftſteller," fährt er fort, „dünkt mich, richtet ſeine Methode auch am beſten nach dieſem Sprüchelchen ein. Er ſuche ſich nur erſt Jemanden, mit dem er ſtreiten kann, ſo kommt er nach und nach in die Materie, und das Uebrige findet ſich. Wem dieſe Methode aber etwan mehr muthwillig als gründlich ſcheinen wollte, der ſoll wiſſen, daß ſelbſt der gründliche Ariſtoteles ſich ihrer faſt immer bedient hat."

Seine beſtändige Dialektik verleiht allen Proſaſchriften Leſſing's ein gewiſſes dramatiſches Intereſſe. Wir befinden uns ſtets in der Geſellſchaft zweier mit einander ſtreitenden Denker. Jeder hat freien Spielraum und einen ſtarken Arm, und der Kämpfer, welcher ſiegt, trägt die Wahrheit als einen ſchwer errungenen Kampfpreis davon.

Die Hauptſchriftſteller, deren Anſichten er in den Abhandlungen über die Fabel beſpricht, ſind de la Motte, Richer, Breitinger und Batteux; und das Ziel, das er im Auge hat, iſt die Gewinnung einer völlig befriedigenden Definition.

Eine der weſentlichen Behauptungen Leſſing's iſt die, daß die Fabel eine Handlung haben, d. h. eine Folge von Veränderungen erzählen müſſe. Aber eine Handlung iſt nicht bloß eine Reihe von Veränderungen; ſie iſt, wie Leſſing ſagt, „eine Folge von Ver-

Digitized by Google

anderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und diese Einheit des Ganzen beruht auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke." In diesem Sinne enthält auch das Drama wie das Heldengedicht eine Handlung. Worin unterscheidet sich nun die Handlung der Fabel von der Handlung des Dramas und des Heldengedichts? Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften Nichts zu thun; seine Absicht ist einfach, uns zu belehren, uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit zu überzeugen. Mit anderen Worten: während die Handlung des Heldengedichts und des Dramas in sich selbst völlig abgeschlossen sein muß, wird die Handlung der Fabel durch Bezugnahme auf etwas außer ihr Liegendes, auf einen moralischen Lehrsatz, abgeschlossen. Deshalb stellt Lessing Aesop und Phädrus hoch über la Fontaine und dessen zahlreiche Nachahmer. Letztere machen es nicht zu ihrer Absicht, einfach einen moralischen Lehrsatz einzuprägen; daher schweifen sie in Kunstgebiete hinüber, mit denen sie als Fabeldichter Nichts zu schaffen haben.

Den häufigen Gebrauch der Thiere in der Fabel hatte Breitinger, der große Kritiker der schweizerischen Schule, dadurch erklärt, daß das Wunderbare das wesentlichste Erforderniß und der Hauptreiz in der Fabel, wie in allen Produkten der schönen Literatur, sei, und daß das Reden und vernunftmäßige Handeln der Thiere uns stets eine neue Ueberraschung gewähre. Diese sonderbare Ansicht fertigt Lessing ab, indem er bemerkt, daß der Fabeldichter von vornherein eine Welt annehme, in welcher der Fuchs und der Wolf einer vernünftigen Unterhaltung fähig seien, daß also in ihren Gesprächen gar nichts Wunderbares liege. Der wirkliche Grund einer so häufigen Einführung der Thiere liege darin, daß ihre Charaktere beständig und allgemein bekannt seien. Daher könne durch sie ein moralischer Lehrsatz ohne weitere Erklärung lebendig eingeprägt werden.

Lessing's Fabeln stehen durchaus im Einklange mit seiner hier ausgesprochenen Theorie. Er wendet selten besondere Zierden des Stils an; die moralische Lehre, welche dem Gemüth des Lesers eingeprägt werden soll, wird streng im Auge behalten, und Nichts, was ihrer Wirkung Eintrag thun könnte, stört ihren schlichten Vor-

Digitized by Google

trag. Die Folge davon ist eine gewisse Eintönigkeit. Beraubt man die Fabel der Reize, welche la Fontaine ihr zu geben suchte, so wirkt das bloße Einprägen moralischer Lehren nothwendig ermüdend. Daß wir die Grundbedingungen ihrer Natur verletzen, wenn wir die Fabel interessant machen, mag ganz wahr sein; aber das heißt im Grunde, daß sie, streng genommen, kaum für eine sehr werthvolle Dichtungsart gelten kann. Das Höchste, was sich zu Gunsten der Lessing'schen Fabeln sagen läßt, ist, daß sie eine bedeutende Kraft geistvoller Erfindung verrathen, daß sie uns männliche und rechtschaffene Grundsätze einprägen, und daß sie Muster eines koncisen und klaren Vortrags sind.

5.

Am Schlusse des siebzehnten Literaturbriefes führt Lessing zum Beweis der Thatsache, daß in den alten deutschen Bühnenstücken ein starkes englisches Element enthalten sei, das bekannteste derselben, den „Doktor Faust", an. Er findet darin „eine Menge Scenen, die nur ein Shakespeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen". „Einer von meinen Freunden," fährt er fort, „verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er!" Dann folgt eine Scene, in welcher Faust sieben Höllengeister, die er herauf beschworen, befragt, welcher von ihnen der schnellste sei. Niemand, der sich mit Lessing's Stile vertraut gemacht, konnte einen Augenblick zweifeln, daß er der Verfasser des Bruchstückes sei. Die Idee ist alt; aber die Kraft, Schärfe und Gedrängtheit, mit welcher sie ausgedrückt, und die neue und tiefere Bedeutung, welche ihr untergelegt ward, sind ganz in Lessing'schem Geiste.

Die Faustlegende hatte schon lange vorher seine Aufmerksamkeit erregt, und 1755 hatte er unzweifelhaft eine Bearbeitung derselben ins Auge gefaßt; denn am 19. März dieses Jahres schrieb ihm Mendelssohn: „Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiele? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen ‚Faust' lassen werden. Eine einzige Exklamation ‚O Faustus! Faustus!' könnte das ganze Parterre lachen machen." Während seines jetzigen

Aufenthaltes in Berlin beschäftigte er sich so viel mit dem Gegenstande, daß er im Sommer 1758, nach einem Briefe an Gleim, das Stück für die Aufführung zu vollenden hoffte. Noch zweimal später, in Breslau und Hamburg, arbeitete er wieder an demselben, und es ist ausgemacht, daß er zwei verschiedene Entwürfe ersonnen hatte, einen in Uebereinstimmung mit der alten Legende, und einen andern, wo Faust von einem menschlichen Versucher verführt werden sollte. Man glaubte lange Zeit, daß er beide Pläne ausgeführt hätte, und daß sie mit anderen werthvollen Papieren in einer von Leipzig nach Wolfenbüttel gesandten Kiste verloren gegangen. Wir besitzen jedoch kein einziges Zeugniß einer Person, welche jemals die Stücke gesehn hätte, und in einem Briefe an seinen Bruder Karl, worin er ein Verzeichniß des Inhalts jener Kiste giebt, erwähnt er mit keiner Silbe der Faust-Manuskripte. Das Wahrscheinlichste ist, daß er keine zufriedenstellende Lösung des tragischen Problemes fand, und das Niedergeschriebene selbst vernichtete.*)

Wenn Dies der Fall war, entging jedoch ein kleines Blatt seiner Beachtung, — ein Blatt, welches eine flüchtige Skizze des Vorspiels und der ersten vier Scenen des ersten der beiden Stücke enthielt. Das Vorspiel führt uns in einen alten Dom, wo Beelzebub sich von mehreren Teufeln Bericht über ihre Thaten erstatten läßt. Es kommt die Rede auf Faust's hohe Tugendhaftigkeit, und einer der Teufel übernimmt es, ihn zu Falle zu bringen. „Jetzt," sagt der eine Teufel, „sitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forscht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde ist ein Fehler; und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt." In der ersten Scene erblicken wir Faust über seinen Büchern bei der Lampe, er schlägt sich mit verschiedenen Zweifeln aus der scholastischen Weltweisheit, und erinnert sich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Aristoteles Entelechie

*) Daß ein im Jahre 1775 zu München anonym veröffentlichtes allegorisches Drama „Johann Faust", welches Carl Engel 1877 wieder herausgab, nicht, wie dieser vermuthet, ein Abdruck des zweiten Lessing'schen Faustmanuskriptes sein könne, hat Kuno Fischer in der Zeitschrift „Nord und Süd", Bd. I, Heft 2, zur Evidenz nachgewiesen.

Digitized by Google

citirt haben soll. Auch er hatte es schon oftmals versucht, aber vergebens. Da jetzt eben die rechte Stunde ist, versucht er es nochmals, und so bald er die Beschwörung liest, steigt ein Geist mit langem Barte, in einen Mantel gehüllt, aus dem Boden. Im zweiten Auftritt entspinnt sich ein Gespräch, in welchem dieser Geist sich für Aristoteles ausgiebt; in Wirklichkeit ist er jedoch der Teufel, der den Faust zu verführen unternommen hat. In der dritten Scene sollte Faust, voller Freude über die Kraft seiner Beschwörung, einen andern Dämon citiren, der in der vierten ein neues Gespräch mit ihm beginnt.

Hier bricht das Fragment ab. Zwei Freunde Lessing's, der Hauptmann von Blankenburg und der Schriftsteller J. J. Engel, berichten, daß, nach Lessing's Erzählungen, am Schlusse des Stücks, als die höllischen Heerschaaren gerade triumphirt zu haben wähnen, ein Engel verkündet, der Teufel habe nur mit einem Phantome sein Spiel getrieben, und der wirkliche Faust sei unversehrt. Nach Engel's Angabe ist Alles, was vorgeht, für den schlafenden Faust ein Traumgesicht, und als dieser erwacht, „dankt er der Vorsehung für die Warnung, die sie durch einen so lehrreichen Traum ihm hat geben wollen". Von Blankenburg sagt nur, daß, als die Teufel Triumphlieder anstimmen, ein Engel vom Himmel ihnen zuruft: „Triumphirt nicht! ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr saget und was ihr zu besitzen glaubet, war Nichts als ein Phantom".

Wenn man dem Zeugniß dieser beiden Freunde Glauben schenken darf, so hätte der wirkliche Faust Wenig oder Nichts zu thun gehabt; und es ist schwer begreiflich, wie Lessing erwarten konnte, lebendiges Interesse für ein Phantom zu erwecken. Es verlohnt sich indeß, zu beachten, in wie ganz anderem Geiste, als Marlowe und Goethe, er an die Legende herantrat. Ersterer findet sein tragisches Motiv in der Sucht nach Macht, Letzterer in der Sucht nach Vergnügen. Bei Lessing ist das tragische Motiv die Sucht nach Wissen. Die schließliche Erlösung Faust's hätte jedoch Zweifel erregen müssen, ob der wissenschaftliche Trieb im Stande ist, ein echtes tragisches Motiv abzugeben.

Ein anderes Stück, das Lessing um diese Zeit schrieb und 1759

Digitized by Google

drucken ließ, war „Philotas", ein einaktiges Trauerspiel in Prosa. Es war vermuthlich nie für die Bühne bestimmt, und wir werden es am richtigsten würdigen, wenn wir es als einen Protest gegen eine damals herrschende Mode dramatischer Schriftstellerei betrachten. Zu „Miß Sara Sampson" hatte er selbst das Beispiel gegeben, sich behaglich in allgemeinen moralischen Betrachtungen zu ergehen, und die Handlung aufzuhalten, um die Möglichkeiten besonderer Situationen aufs äußerste auszubeuten. Klopstock hatte in seinem kürzlich veröffentlichten Drama „Der Tod Adam's" eine verwandte Methode eingeschlagen, dabei aber viel vague Empfindelei geboten ohne die echte Leidenschaft, welche dem Lessing'schen Werke zu Grunde liegt; und es stand zu befürchten, daß dieser Stil bald über alle andern den Sieg davon tragen würde. Lessing hatte sich in der letzten Zeit ernstlich in das Studium der griechischen Tragödie vertieft, und wie ihm aus dem englischen Drama die hohe Bedeutung eines starken Antriebs und einer freien Bewegung klar geworden war, so hatte ihn das griechische belehrt, daß strenge Selbstbeherrschung nicht minder nothwendig sei. Er nahm sich daher vor, daß im „Philotas" kein überflüssiges Gerede vorkommen, daß die Handlung einfach und geschlossen sein, und mit raschen Schritten auf dem nächsten Wege ans Ziel eilen solle.

Der Held, Philotas, ist der Sohn eines Königs, der mit dem benachbarten Könige Aridäus in Fehde liegt. Er wird gefangen genommen, und macht sich bittre Vorwürfe über die Voreiligkeit, die ihm dies harte Schicksal bereitet hat. Aus Furcht, daß sein Vater ungünstige Friedensbedingungen annehmen möchte, um seine Befreiung zu erlangen, beschließt er, sich zu tödten. Er erfährt jedoch, daß der Sohn des Aridäus, gleich ihm, kriegsgefangen ist, und daß die Könige über eine Auswechselung Beider unterhandeln. Sofort blitzt ihm der Gedanke durchs Hirn, daß, wenn er todt wäre, sein Vater, da er den Sohn des Aridäus in seiner Gewalt hätte, in der Lage sein würde, jegliche ihm gut dünkende Bedingung zu stellen. Dies bestärkt ihn in seinem ursprünglichen Vorsatze, er schickt seinem Vater eine Botschaft, worin er ihn beschwört, seinen Gefangenen nicht sofort freizugeben, und in der letzten Scene ersticht er sich in Gegenwart des Aridäus.

Seine unmittelbare Absicht hat Lessing vollständig erreicht,

denn die Handlung ist kurzgedrängt, und jedes Glied in der Kette hängt durchaus mit allem Uebrigen zusammen. Dennoch erweckt Philotas nicht unser Interesse. Vaterlandsliebe und kindliche Hingebung sind die einzigen Leidenschaften, von denen wir die leiseste Spur in seinem Charakter finden; und sie sind so heftig, so theatralisch, daß man unmöglich mit ihnen sympathisiren kann. Er hinterläßt mehr den Eindruck eines reizbaren und trotzigen Knaben, als eines tiefdenkenden Mannes, der das Opfer kennt, das er zu bringen im Begriff steht, der es aber wohlüberlegt aus edlen Beweggründen bringt.

Lessing sandte ein Exemplar dieses Stückes an Gleim, und, um eine unparteiische Kritik zu erhalten, gab er an, daß es von einem seiner Freunde herrühre, welcher das Urtheil des „alten Grenadiers" zu erfahren wünsche. Gleim, der den Verfasser nicht errieth, fand so großes Gefallen daran, daß er seine Absicht, das Stück in Verse zu bringen, ankündigte, und diesen Vorsatz wirklich ausführte. Lessing besaß Humor genug, den versificirten „Philotas" drucken zu lassen, und als Gleim erfuhr, wessen Arbeit er zu verbessern gesucht hatte, sandte er dem Freunde einen Anker des besten Rheinweins aus dem Domkeller von Halberstadt.

Lessing bedankt sich für das „poetische Geschenk" in einem Briefe vom 28. Juli 1759. Er schreibt: „Wie doppelt gut würde mir das Weinchen schmecken, wenn Sie zu uns kommen, und ihn mit uns könnten austrinken helfen. Auf meiner Sommerstube sollte es Ihnen gewiß nicht mißfallen. Nur glauben Sie um Gotteswillen nicht, daß ich da arbeite. Ich bin nie fauler, als wenn ich in dieser meiner Einsiedelei bin. Wenn es hoch kömmt, mache ich Projekte, Projekte zu Tragödien und Komödien; die spiele ich mir dann selbst in Gedanken, lache und weine in Gedanken, und klatsche mir auch selbst in Gedanken, oder vielmehr lasse mir meine Freunde, auf deren Beifall ich am stolzesten bin, in Gedanken klatschen."

Der nächste Brief Lessing's an Gleim vom 25. August ist voll ängstlicher Sorge um Kleist. Die Berliner Freunde desselben hatten gehört, daß er verwundet in Frankfurt an der Oder läge, und waren in Ungewißheit über den ernsten Charakter seiner Wunden. Als Lessing sechs Tage später erfuhr, daß ein Major von Kleist in

Digitized by Google

Frankfurt gestorben, vermochte er noch immer nicht zu glauben, daß es „unser Kleist" sei. Aber schon die nächsten Tage brachten die Bestätigung der trüben Kunde. „Ach, liebster Freund," schrieb Lessing am 6. September an Gleim, „es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da stehet. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie, manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet. Er hatte drei, vier Wunden schon; warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu Viel thue. Denn es kann doch wohl sein, daß ich ihm zu Viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt werden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden! die ihn versäumt haben. — Ha, ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen, ohne Zweifel, geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein Anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht Viel an Kleisten verloren haben, die das itzt im Stande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solch Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramlern Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen sein Verlangen — Liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, gleich viel, was Sie sagen, und wie Sie es sagen."

Ein edlerer und duftigerer Kranz ist selten einem Dichter aufs Grab gelegt worden. Ein solcher Brief von einem solchen Manne

Digitized by Google

würde allein hinreichen, Kleist die Unsterblichkeit zu sichern; er enthüllt zugleich Tiefen in Lessing's eigener Natur, die er selbst seinen geliebtesten Freunden selten entschleierte. —

Lessing's klassische Studien erstreckten sich um diese Zeit über ein weites Gebiet, aber die Schriftsteller, welche er am häufigsten las, waren Homer und Sophokles. Er begann ein Leben des Letzteren zu schreiben, das eine Uebersetzung der Werke des Dichters begleiten sollte. Leider gab er die Arbeit auf, als er schon ziemlich weit mit derselben vorgerückt war, und ließ sich später nie zu ihrer Wiederaufnahme bewegen. Wenn ihn seine Freunde dazu drängten, pflegte er zu sagen, er müßte dann erst wieder Griechisch lernen, und seinen Geist mit Dingen erfüllen, die durch andere verdrängt worden seien.

Eine andere Aufgabe, die ihn in Anspruch nahm, war die Uebersetzung von Diderot's Schauspielen und seiner Abhandlung über die dramatische Dichtkunst. Der Hauptzweck von Diderot's kritischer Thätigkeit war, die Sympathie der Franzosen ihrem klassischen Drama abwendig zu machen. Weshalb, frug er, soll die Bühne unablässig die Verbrechen und Thorheiten der Menschen darstellen? Im menschlichen Leben spielen Pflicht und Tugend eine viel wichtigere Rolle, als Thorheit oder Verbrechen; und es ist die Aufgabe der Bühne, das ganze Leben, nicht aber diese oder jene besondere Seite desselben, zu spiegeln. Er behauptete daher, neben dem Trauerspiel und dem Lustspiel müsse es eine dritte Gattung dramatischer Werke geben, „le genre sérieux," welche zwischen den beiden anderen stände und mit beiden Verwandtschaft habe. Es war ein wesentlicher Punkt dieser Theorie, daß die Vorwürfe dieses „genre sérieux" nicht die Schicksale der Könige und Helden, sondern der gewöhnlichen Menschen sein müßten, und daß der Bühnendichter seine Wirkungen der einfachen und prunklosen Sprache der Natur verdanken sollte. Im „Natürlichen Sohn" und im „Hausvater" liefert er praktische Illustrationen zu seinen kritischen Lehren.

Lessing hatte eine hohe Meinung von diesen Werken wie von der Theorie, welche sie verkörperten. „Kenner," sagt er in der Vorrede zu seiner Uebersetzung, „werden in jenen weder Genie noch Geschmack vermissen; und in dieser überall den denkenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch

Digitized by Google

unbekannte Gegenden zeichnet. Ich möchte wohl sagen, daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als er." Zwanzig Jahre später, als Lessing eine neue Ausgabe der Uebersetzung herausgab, und sich öffentlich zu derselben bekannte, sprach er seine Dankbarkeit „einem Manne" aus, „der an der Bildung seines Geschmacks so großen Antheil habe." „Denn," fährt er fort, „es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er, ohne Diderot's Muster und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre."

Das ist ein sehr merkwürdiges Geständniß und eines, das sich im Hinblick auf Lessing's thatsächliche Leistungen, schwer erklären läßt. Denn schon in „Miß Sara Sampson" hatte er bewiesen, daß er sich von dem Einflusse des alten französischen Dramas befreit habe, und kein einziges seiner späteren Bühnenwerke läßt sich dem „genre sérieux" Diderot's beizählen. Was verdankte er also dem französischen Kritiker? Die Antwort dürfte sein, daß Diderot ihm zuerst lebhaft die Nothwendigkeit einer einfachen und natürlichen Handlung klar machte, welche sich unmittelbar an das Gefühl des Zuschauers wendet. In seinen Jugendlustspielen bewegen wir uns in einer Welt, die nur geringe Rücksicht auf die Wirklichkeit nimmt; und in „Miß Sara Sampson" werden die Charaktere bisweilen durch unverständliche Motive bestimmt, während sie häufig in einer gespreizten Sprache reden. Das in „Philotas" ausgedrückte Gefühl ist ebenfalls gewaltsam und übertrieben. Die späteren und größeren Dramen sind, wie wir sehen werden, frei von diesen Fehlern. Die Handlung in denselben trägt den Stempel der Wahrheit, und der Dialog ist der Natur der betreffenden Personen streng angemessen. In dieser Hinsicht steht Lessing hoch über Diderot selbst. Der Unterschied zwischen den beiden Männern als dramatischen Schriftstellern kann nicht besser bezeichnet werden, als durch den Ausspruch der Frau von Staël: „Diderot, dans ses pièces, mettait l'affectation du naturel à la place de l'affectation de convention, tandis que le talent de Lessing est vraiment simple et sincère."

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Breslau.

Gegen Ende 1760 war Lessing fast drei Jahre in Berlin gewesen, und er begann sich wieder nach einem Ortswechsel zu sehnen. Er hatte alle Quellen geistiger Anregung, welche die Stadt bot, erschöpft; mit seinen Freunden sympathisirte er nicht mehr so lebhaft in Betreff der höchsten Gegenstände des Denkens, wie einige Jahre zuvor; unaufhörliche Arbeit hatte seine Gesundheit angegriffen; und ihn verlangte nach einer Stellung, in welcher er wenigstens für eine Zeitlang sich ein leidliches Einkommen verschaffen könnte, ohne seine geistigen Kräfte aufs äußerste anzustrengen. Sein Wunsch nach einer Veränderung seiner Lage scheint allgemein bekannt geworden zu sein; denn Gleim erkundigte sich, ob es wahr sei, daß er eine Regiments-Quartiermeisterstelle angenommen habe, und in Leipzig erzählte man sich, daß er als Officier in ein Freiwilligen-Bataillon getreten sei.

Unter den Officieren, die er zu Leipzig in Kleist's Gesellschaft kennen gelernt hatte, befand sich ein Oberst von Tauentzien. Dieser war jetzt General geworden, und hatte sich unlängst durch seine tapfere Vertheidigung Breslau's gegen die Oesterreicher ausgezeichnet. Zur Belohnung hatte ihn Friedrich zum Gouverneur dieser Stadt gemacht und ihm zugleich den Posten eines Generalmünzdirektors übertragen. Er war ein heldenmüthiger, offener und ehrlicher Soldat, von dem Lessing später sagte: „Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Tauentzien gewiß mit

darunter gestanden haben". Lessing scheint einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben; denn als er in seiner neuen Stellung eines verläßlichen Gehilfen bedurfte, trug er ihm sogleich den Posten eines Gouvernements-Sekretairs an.

Es war gerade kein Amt, für das Lessing's Erziehung ihn besonders geeignet gemacht hätte; aber schon der Umstand, daß es ihn seiner Bücherwelt entreißen und ihn in die bewegte Menschenwelt hinaus führen würde, ließ ihn sofort dasselbe annehmen, und im November 1760 reiste er — wie gewöhnlich, ohne sich von seinen Freunden zu verabschieden, — nach Breslau ab. Unterwegs verweilte er einen Tag in Frankfurt, um das Grab seines geliebten Kleist zu besuchen.

Seine Beweggründe zu einer so großen Veränderung sieht man am besten aus den Worten, welche er damals in sein Tagebuch schrieb: „Ich will mich eine Zeitlang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können". In ähnlichem Sinne schrieb er am 6. December 1760 an Ramler: „Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluß wundern. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundere. Aber wollen Sie wissen, liebster Freund, was ich alsdann zu mir selbst sage? ‚Narr!' sage ich, und schlage mich an die Stirn: ‚wann wirst du anfangen, mit dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, daß dich eigentlich Nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findest, die du da verlassen; daß du wenig Zeit haben wirst, zu studiren. Aber war nicht Alles dein freier Wille? Warst du nicht Berlin's satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein müßten? daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? daß man nicht bloß den Kopf, sondern, nach dem dreißigsten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? Geduld, dieser ist geschwinder gefüllt, als jener. Und alsdann, alsdann bist du wieder in Berlin, bist du wieder bei deinen Freunden, und studirst wieder. O, wenn dieses Alsdann schon morgen wäre!' — Und so, liebster Freund, macht mich die Hoffnung allgemach wieder ruhig; macht, daß ich meinen gethanen Schritt billige; macht, daß ich mir schmeichle, auch meine Freunde werden ihn billigen".

Digitized by Google

Unmittelbar nach seiner Abreise von Berlin hatte ihn die dortige Akademie der Wissenschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt; allein da die öffentliche Bekanntmachung dieser Ernennung in der „Berlinischen Zeitung" von dem unwahren Zusatze begleitet war, daß diese Ehre allen Betreffenden auf ihr wiederholtes Ansuchen ertheilt worden sei, fühlte er sich durch dieselbe mehr verletzt, als erfreut.

Lessing hätte jetzt, wenn er gewollt, ein reicher Mann werden können; denn die Noth des Krieges zwang den großen König, von Zeit zu Zeit gewisse häftige Münzoperationen zu unternehmen, und von diesen erhielt der Sekretair des Generalmünzdirektors natürlich immer die erste Kunde. Tauentzien selbst erwarb sich bei dieser Gelegenheit ein Vermögen von weit über hundert tausend Thalern; allein Lessing war ein Mann von peinlicherem Zartgefühl, und seine Ehre ging aus dieser Versuchung unbefleckt hervor. Als er nach fünf Jahren Breslau verließ, schied er fast so arm aus seiner amtlichen Stellung, wie er in dieselbe eingetreten war.

„Lessing," sagt Goethe, „der, im Gegensatze zu Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich damals in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte." Was man immer von Goethe's Erklärung dieses Hanges halten mag, so unterschied ihn derselbe unzweifelhaft von allen hervorragenden Schriftstellern seiner Zeit, und in keiner Lebensperiode mehr, als während seines Aufenthaltes in Breslau. Er hatte viel geselligen Verkehr, und, wie gewöhnlich, am liebsten mit Officieren und Schauspielern. Von ersteren traf er natürlich in Breslau eine große Anzahl, und lernte allmählich die meisten höheren Officiere der preußischen Armee kennen. Fast allabendlich besuchte er das Theater, wo er freilich selten bis zum Ende der Vorstellung blieb, da meist nur derbe Possen gespielt wurden. Von dort ging er gewöhnlich ins Wirthshaus und pflegte erst heimzukehren, wenn gesittete Spießbürger längst in tiefem Schlummer lagen. Er wohnte eine Zeitlang im Hause eines Pfefferküchlers, und dieser Biedermann war so empört über die Nachtschwärmerei seines Miethers, daß er eine besondere Art von Pfefferkuchen in

Digitized by Google

Digitized by Google

Gehalt eines Nachtwächters buk, denen er die Unterschrift Gotthold Ephraim Lessing gab. Morgens stand dieser erst um 8 oder 9 Uhr auf. „Ich habe ihn sogar," sagt der Rektor Klose, dem wir diese Details verdanken, „um 10 Uhr noch im Bette gefunden." In dieser Zeit entwickelte sich bei ihm auch eine Neigung für das Spiel, die ihn nie wieder ganz verließ. Er spielte so hoch, daß sogar sein Chef ihm darüber einmal Vorhaltungen machte. Das Spiel versetzte ihn in leidenschaftliche Aufregung. „Einer seiner Freunde," erzählt Karl Lessing, „sah einmal, wie ihm die Schweißtropfen vom Gesicht herunterliefen. Er sah auch, daß er nicht im Unglück war, sondern vielmehr diesen Abend sehr glücklich spielte. Als sie mit einander nach Hause gingen, tadelte er ihn, daß er so nicht bloß seine Börse, sondern noch etwas Wichtigeres, seine Gesundheit, ruiniren würde. ‚Gerade das Gegentheil,' erwiederte Lessing. ‚Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich spiele aber aus Gründen so leidenschaftlich. Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Thätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf; sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide'."

Seine Berliner Freunde, welche übertriebene Gerüchte von seinem Lebenswandel vernahmen, schüttelten altklug die Köpfe. Mendelssohn gab ihn fast auf, und machte ihm namentlich Vorwürfe über sein Spiel. Lessing selbst verwünschte gelegentlich dies Treiben, das ihm so viel nutzlose Zeit raube. „Nein," schrieb er im Jahre 1760 an Mendelssohn, „das hätte ich mir nicht vorgestellt! Aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren; daß in dem Cirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügungen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden, daß — Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O, meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?"

Digitized by Google

Derartige Aeußerungen darf man indeß nicht zu ernst nehmen, denn es war Lessing's Art, sich unter dem Einfluß eines momentanen Impulses die bittersten Selbstvorwürfe zu machen. Fügte er doch auch obigen Klagen sogleich wieder die Beschwichtigung hinzu: „Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finsteren Tag, an welchem sich mir Nichts im wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer." Er hatte nicht allein von seinem Interesse für die Literatur Nichts verloren, sondern er bereitete sich allmählich zu seinen größten Geistesthaten vor. Um dieselbe Zeit, als er müßig durchs Leben zu schlendern schien, beschäftigte er sich mit dem gründlichsten Studium Spinoza's, und las mit einem Eifer in den Kirchenvätern, der ihn manches Jahr nachher in den Stand setzte, der theologischen Intoleranz die unerwartetsten Hiebe zu versetzen. Ein beträchtlicher Theil des „Laokoon" ward in Breslau geschrieben; und als er nach Berlin zurückkehrte, bedurfte „Minna von Barnhelm" nur noch der letzten Feile. So war dies in Wirklichkeit eine der thätigsten und fruchtbarsten Perioden seiner Laufbahn.

Die Verbesserung seiner Lage erregte seinen Eltern, deren Haushalt sich, bei der zahlreichen Familie, in immer drückenderen Verhältnissen befand, die ausschweifendsten Hoffnungen. Es schien ihnen, als habe sich plötzlich ein Eldorado für sie eröffnet, und Lessing hatte beständig den maßlosesten und dringendsten Anforderungen zu entsprechen. Der Ton seiner Briefe an seinen Vater läßt zuweilen erkennen, daß er den Zumuthungen an seine Börse hie und da Schranken setzen mußte; aber nie weigerte er sich zu helfen, wenn er dazu im Stande war, und die Bereitwilligkeit, mit welcher er seine Spenden gab, müssen sie doppelt werthvoll gemacht haben.

Gegen die Armen in Breslau benahm er sich keineswegs nach den Grundsätzen einer strengen Staatsökonomie. Er pflegte Geld- und Silbergeld in derselben Tasche zu tragen, und wenn ein Bettler ihn ansprach, gab er ihm gewöhnlich die erste, beste Münze, welche ihm in die Hand kam. Zuweilen brachte ihm ein ehrlicher Mann ein Goldstück zurück; allein Lessing lobte dann nur seine Ehrlichkeit, und sagte, die Vorsehung habe ihm offenbar dies Glück zugedacht. Einmal tadelte ihn Jemand, daß er eine Person unterstützt

Digitized by Google

habe, die es nicht verdiene. „Wie Viel hätte wohl Jeder von uns," antwortete er, „wenn uns nur zu Theil würde, was wir verdienten?"

Die einzige Leidenschaft, welcher er, außer dem Spiel, in vollem Maß fröhnte, war seine Leidenschaft für Bücher. Er hatte stets gewünscht, eine eigene Bibliothek zu besitzen, und konnte diesen Wunsch jetzt endlich erfüllt sehen. Jeder Bücherauktion in Breslau wohnte er eifrigst bei, und ließ sich die Kataloge bevorstehender Auktionen aus Berlin senden, wo seine Freunde oftmals Ankäufe für ihn machen mußten. Einmal gab er Nicolai den Auftrag, ein bestimmtes Buch um jeden Preis für ihn zu ersteher; aber leider vergaß er, daß er einem anderen Freunde denselben Auftrag ertheilt hatte. So trieben die Beiden einander gegenseitig den Preis in die Höhe, bis derselbe, zum Staunen der Anwesenden, den Werth des Buches bei Weitem überstieg.

1762 begleitete er seinen Chef in das Feldlager zu Schweidnitz; und im folgenden Jahre, als der siebenjährige Krieg sein Ende fand, war es seine Aufgabe, als Gouvernements-Sekretair in Breslau den Friedensschluß öffentlich und feierlich zu verkünden. Bald darauf reiste er mit Tauentzien auf mehrere Wochen nach Potsdam, von wo aus er seine Berliner Freunde besuchte. Nicolai hatte sich vor einiger Zeit verheirathet, und Lessing machte jetzt die Bekanntschaft seiner Frau, der er einst einen ergötzlichen Brief geschrieben hatte, worin er sie bat, ihrem Manne den Besuch jener Auktion zu gestatten, auf welcher ihm seine Vergeßlichkeit den oben erwähnten kostspieligen Streich spielte.

Nach dem Friedensschlusse ward Tauentzien zum Gouverneur von Schlesien ernannt, und obschon Lessing häufig daran dachte, seine Stellung aufzugeben, that er solches doch erst im Jahre 1765. Der Drang der Geschäfte war weniger pressant geworden, als während der Kriegszeit; und bei größerer Muße setzte er jetzt mit beharrlicher Energie die verschiedenen Werke fort, an denen er zu arbeiten begonnen hatte. Vor Allem wollte er die „Minna von Barnhelm" vollenden, und man zeigte noch lange die Stätte des (jetzt überbauten) Gartens, wo er in schönen Morgenstunden an seinem Lustspiel zu dichten pflegte, ehe er an die trockene Geschäftsarbeit ging. Niemals hatte ihm geistige Thätigkeit mehr Vergnügen gemacht, allein inmitten derselben warf ihn im Sommer 1764

Digitized by Google

ein hitziges Fieber aufs Krankenlager. Obendrein hatte er das Mißgeschick, von einem Arzte behandelt zu werden, der ihn beständig von den großen Verdiensten Gottsched's unterhielt. Eine charakteristische Anekdote wird von dieser Krankheit erzählt. Als sie aufs höchste gestiegen war, lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Diese fiel einem seiner Freunde so auf, daß er ihn fragte, was er jetzt dächte. „Eben bin ich begierig zu erfahren," antwortete Lessing, „was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird." Als ihm vorgestellt wurde, daß dies unmöglich sei, versetzte er ganz abgebrochen: „Sie intriguiren mich!"

Eine solche Zeit erzwungener Ruhe war es gerade, deren sein rastloser, vielgeschäftiger Geist bedurfte. Ernste Gedanken über seine Vergangenheit und Zukunft zogen durch seine Seele, und die Krankheit, von welcher er neu gekräftigt erstand, bezeichnet fast einen Wendepunkt seines Lebens. „Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran," schrieb er während der Genesung an Ramler (5. August 1764); „ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verrast habe." Und in dem folgenden Briefe an denselben Freund heißt es: „Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine ‚Minna von Barnhelm' zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiele Nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser, als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben."

Lessing's Eltern trugen sich ernstlich mit der Hoffnung, er werde seinen gut besoldeten Posten in Breslau auf die Dauer behalten. Nichts lag ihm jedoch ferner. So lieb ihm die Berührung mit der wirklichen Welt auch sein mochte, war seine Liebe zur Wissenschaft und Freiheit doch größer, und besonders nach dem Friedensschlusse sehnte er sich immer lebhafter, zu seiner früheren Lebensart zurück zu kehren. In all seinen Briefen gab er daher seinem Vater unverblümt zu verstehen, daß er voraussichtlich nicht lange mehr im Stande sein werde, für seine Geschwister so Viel wie in den letzten Jahren zu thun. „Es sollte mir leid thun," schrieb er am 13. Juni 1764, „wenn sich meine liebsten Eltern

Digitized by Google

Digitized by Google

durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umständen einen falschen Begriff sollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als ein Mal geäußert, daß mein itziges Engagement von keiner Dauer sein könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr als jemals entschlossen, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist, zu abstrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Rest desselben noch zum Sklaven zu machen."

Während seines Aufenthaltes in Breslau ward ihm die Professur der Beredtsamkeit an der Königsberger Universität angetragen. Hätte er dieselbe angenommen, so würden er und Kant Kollegen geworden sein; mit diesem Amte war jedoch die Verpflichtung verknüpft, alljährlich eine Rede zu Ehren des regierenden Königs zu halten, und das allein genügte, ihn zur Ablehnung zu bestimmen.

Es giebt wohl kaum einen hochgebildeten Mann, der nicht zu irgend einer Zeit seines Lebens den sehnlichen Wunsch gehegt hätte, Italien und Griechenland zu besuchen, jene Länder, welche die Wiege der höchsten Strebungen unsrer modernen Kultur sind, und deren ruhmreiche Vergangenheit unserm Geiste in Wirklichkeit näher liegt, als das dunkle Mittelalter. Für Lessing war es zu dieser Zeit ein Lieblingstraum vollkommenen Glückes, in beiden Ländern einige Jahre in eifrigem Studium der Ueberreste antiker Kunst zu verbringen. Die Hoffnung, daß ihm dies Glück nicht unerreichbar sein werde, strahlte einen Schimmer von Poesie auf seine Alltagspflichten herab. Sein Gedanke war, nach Wien zu reisen, um dort die kaiserliche Bibliothek emsig zu benutzen; dann, wenn er sich völlig gerüstet fühle, seine Anschauungen und Erfahrungen zu verwerthen, nach Rom und Athen zu gehen. Aber das harte Geschick wollte diese Träume nicht verwirklichen. Als endlich im Frühjahr 1765 die Stunde der Entscheidung kam, sah er sich genöthigt, seine Schritte abermals nach der preußischen Hauptstadt zu lenken. Er nahm den Weg über Leipzig, von wo er seiner Familie in Kamenz einen kurzen Besuch machte. Da Nicolai gerade zur Messe nach Leipzig gekommen war, reiste er in dessen Gesellschaft nach Berlin, und traf dort in der zweiten Hälfte des Maimonats ein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Vierter Aufenthalt in Berlin.

Als Leſſing diesmal nach Berlin ging, hatte er einige Aussicht, dort eine ihm zusagende feste Stellung zu finden. Der Bibliothekar der königlichen Bibliothek, ein alter Herr, war kürzlich gestorben, und da Leſſing's Freunde längst der Ansicht gewesen waren, daß dies gerade der geeignete Posten für ihn sei, gaben sie sich alle Mühe, ihm denselben zu verschaffen. Der Oberstlieutenant Guichard, unter dem Namen Quintus Icilius als ein angesehener Günstling des Hofes bekannt, brachte Leſſing dem Könige in Vorschlag; aber der kleine Zank mit Voltaire hatte auf Friedrich einen unangenehmen Eindruck gemacht, und sonderbarerweise hatte er denselben, trotz aller dazwischen liegenden Ereignisse, nicht vergessen. Er lehnte es daher ab, Leſſing zu seinem Bibliothekar zu ernennen. Nun wurde Winckelmann vorgeschlagen, und gegen ihn ließ sich, obschon er ein Deutscher war, füglich kein Einwand erheben. Durch eine jener unvernünftigen Launen, welche selbst den größten Bewunderern Friedrich's zum Aergerniß gereichen, zerschlugen sich jedoch die sofort angeknüpften Verhandlungen. In Anbetracht des hohen Ansehens Winckelmann's als Gelehrter und Kunstforscher, war die Besoldung der Stelle von fünfhundert auf fünfzehnhundert Thaler erhöht worden, mit dem Bedeuten, daß man sich nöthigenfalls auch zu zweitausend Thalern verstehen werde. Als Winckelmann aber die letztgenannte Summe beanspruchte, wollte ihm der König nur tausend Thaler gewähren. Natürlich war Winckelmann

Digitized by Google

über dieſe Unwürdigkeit empört, und wollte von der ganzen Sache Nichts mehr hören. Er ſchrieb dem Freunde, welcher die Verhandlungen geleitet, er möge dem Könige dieſelbe Antwort geben, welche ihm ein Sänger auf die Bemerkung, das Gehalt, welches er beanſpruche, ſei ja das eines Generals, ertheilt hatte: „Ebben'! faccia cantare il suo generale!"

Leſſing's Freunde hielten ſeine Chancen jetzt für beſſer, als zuvor. Guichard empfahl ihn nochmals dem Könige als einen der gelehrteſten Männer Europas und fügte hinzu, daß man ſich in andern Ländern vergebens nach einem ſo vortrefflichen Bibliothekar umſehen würde. Friedrich ärgerte ſich über dieſe Beharrlichkeit, erklärte die deutſchen Gelehrten für Pedanten, denen die franzöſiſchen weit überlegen ſeien, und kündigte ſeine Abſicht an, eine geeignete Perſönlichkeit aus Frankreich kommen zu laſſen. Er hatte wenig Urſache, mit dem Reſultat ſeines Eigenſinnes zufrieden zu ſein. Da er kürzlich ein gelehrtes Werk von Pernety geleſen, das ihm ſehr gefiel, frug er einen ſeiner Finanzbeamten dieſes Namens, ob der Schriftſteller Pernety mit ihm verwandt ſei. Dieſer antwortete, es ſei ſein Bruder. Erſt nachdem der König ihm die Stelle übertragen, erfuhr er, daß der Berufene, ein Benediktinermönch, nicht der gleichnamige Gelehrte, ſondern ein jüngerer Vetter deſſelben ſei. Der neue Bibliothekar war ein durchaus unfähiger Mann und ſo ſchwachköpfig, daß er ſechzehn Jahre ſpäter erſchreckt aus Berlin entfloh, als ein fanatiſcher Pfaff den bevorſtehenden Untergang der Welt verkündigt und prophezeit hatte, daß der Herr die Schalen ſeines Zornes zuerſt über die Mark Brandenburg ausgießen werde.

Auf dem Sockel der Rauch'ſchen Statue Friedrich's des Großen hat Leſſing unter den berühmten Zeitgenoſſen des Königs einen Platz gefunden, — allerdings unter dem Pferdeſchweif, aber er iſt immerhin da. Und mit richtigem Inſtinkte hat das deutſche Volk in Leſſing den einzigen Zeitgenoſſen Friedrich's erkannt, der auf gleicher Höhe mit ihm ſtand und mit eben ſo herrlicher Kraft an der großen Aufgabe arbeitete, Deutſchland zu neuer Energie zu erwecken. Dennoch ließ Friedrich ſich die Gelegenheit, dieſen Mann in ſeine Dienſte zu ziehen, kaltſinnig entſchlüpfen, ohne die glänzende Chance zu ahnen, welche das Schickſal ihm bot. Man hat ihn deswegen und überhaupt wegen ſeiner völligen Mißachtung der

Digitized by Google

steigenden Fluth geistigen Lebens, die sich um ihn erhob, scharf getadelt. Man darf jedoch nicht vergessen, daß es in der Jugendzeit Friedrich's keine wahre moderne Literatur in Deutschland gab, und daß man ihm füglich nicht zumuthen konnte, inmitten des Dranges späterer Pflichten seine Gewohnheiten zu ändern und den literarischen Fortschritten seiner Landsleute eine eingehende Beachtung zu schenken. Auch war es im Ganzen vielleicht kein Unglück, daß er die deutsche Literatur vernachlässigte. Sein Einfluß hätte nur darauf gerichtet sein können, dieselbe in strenger Abhängigkeit von Frankreich zu erhalten. Sich selbst überlassen, schlug sie eine natürliche, völlig unabhängige Richtung ein.

Die vielfachen Unterstützungen, welche er seiner Familie zugewandt hatte, und die Unkosten seiner neuen Lebensart versetzten Lessing in die Nothwendigkeit, wieder für das tägliche Brot zu schriftstellern. Vom Morgen bis zum Abend belagerte der Druckerbursch seine Thür, und sein Bruder Karl, den er bald nach der Ankunft in Berlin zu sich genommen hatte, erzählt uns, daß er in solchen Stunden ihm oftmals warnend zurief, die Schriftstellerei sei „die ekelhafteste, die abgeschmackteste Beschäftigung." Er machte alle möglichen Pläne, sich dieser Lage zu entreißen. „Bald," sagt sein Bruder, „wollte er von Berlin weg, da das, wovon er zu leben gedachte, ihm jeder Ort gewährte; bald nach Dresden, bald auf das Land, um dort einige Jahre Nichts als Komödien auszuarbeiten, deren Aufführung er dann mit einer eigenen Truppe, von Ort zu Ort ziehend, auf seine Gefahr unternehmen wollte. Allein auf einmal fiel ihm wieder das Schlüpfrige dieser Lebensart ein."

Die „Literaturbriefe" waren während seiner Abwesenheit — allerdings mit sehr verringerter Kraft und Geistesschärfe — fortgesetzt worden. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr schrieb Lessing den Schluß zu denselben, wie er sie sechs Jahre vorher eingeleitet hatte. Dieser Schlußartikel ist eine Recension der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italiänischen Dichter" von J. N. Meinhard, und es ist eine der vortrefflichsten Kritiken, welche er jemals verfaßt hat. Meinhard scheint ein Mann nach Lessing's Herzen gewesen zu sein, gedankenreich, ohne alle Affektation, gründlich in seiner Arbeit, und der Meister eines klaren und männlichen Stils. Er hatte „Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und Reichthum

Digitized by Google

an Bildern" als die Hauptvorzüge der italiänischen Dichtkunst bezeichnet. Lessing bemerkt, daß auch Deutschland eine Menge malerischer Dichter hervorgebracht habe: „aber," fügt er hinzu — und die Leser des „Laokoon" werden in dieser Bemerkung sofort den Einfluß der in diesem Werk entwickelten Grundsätze spüren, — „ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiäner nicht viel anders verhalten, als die niederländische Schule zu der römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemälde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komischen Epopöen haben manche gute Bambocciade: aber wo sind unsere poetischen Rafaels, unsere Maler der Seele?"

Indem er die Armuth poetischer Erfindung im Zeitalter der Mediceer, jener großmüthigen Beschützer aller Künste und Wissenschaften, hervorhob, protestirte Meinhard gegen die gewöhnliche Ansicht, daß der Glanz einer literarischen Epoche von der Gunst abhange, welche „die Großen" den Schriftstellern zuwenden. „Das wahre Genie," sagt er, „arbeitet, gleich einem reißenden Strome, sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse," — ein allgemeines Princip, das er durch das Beispiel Shakespeare's erläuterte. Der Gönner, meinte er, schade nur den Dichtern, „wenn er nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt." Racine z. B. sei in der vollen Entwicklung seiner Anlagen durch die Nothwendigkeit, „dem Geschmack eines weibischen Hofes zu schmeicheln," gehemmt worden. Wenn Regenten die Literatur patronisiren, würden ferner viele Leute ohne wahren poetischen Beruf der Schriftstellerei zugeführt, die, um originell zu sein, sich in allerlei Künsteleien und Affektationen ergingen, und dadurch den Geschmack des Publikums verdürben. Diesen Grundsätzen zollte Lessing seinen vollsten Beifall und sprach die Hoffnung aus, „daß sie Diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchten, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützigen Absichten nur allzu deutlich merkt." Lessing war einer der Ersten in Deutschland, welche begriffen, daß die wahre und wirksamste Aufmunterung der Literatur von einer freien und hochgebildeten Gemeinschaft herkommen muß.

Digitized by Google

Die Werke, welche ihn um diese Zeit vorherrschend beschäftigten, waren „Minna von Barnhelm" und „Laokoon". Erstere legte er Scene für Scene Ramler vor, dessen Andeutungen er die sorglichste Beachtung schenkte. Ueber den Gegenstand des „Laokoon" pflog er zahlreiche Gespräche mit Mendelssohn, vor dessen Anlage zur philosophischen Spekulation er nach wie vor die größte Hochachtung empfand. Obschon der originellste Denker seiner Zeit, gehörte Lessing nicht zu denen, welche sich in den engen Kreis ihrer eigenen Ideen einschließen. Im Wechselverkehre von Geist zu Geist fand er jederzeit ein besonderes Vergnügen und das beste Mittel, sich die geistige Frische und Elasticität zu bewahren.

Er behauptete jedoch die entschiedenste Unabhängigkeit, und wollte sich nicht einmal mit seinen Freunden zu einem Unternehmen verbinden, das sie jetzt ins Werk setzten, und das bekannter als irgend eine andere literarische Anstalt dieser Art in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts ward. Es war die „Allgemeine Deutsche Bibliothek", deren Herausgeber und Verleger Nicolai war, und für die er Beiträge von vielen der besten Schriftsteller erhielt. Es war eine vorwiegend kritische Zeitschrift, und Nicolai verfolgte das Ziel, sie zu einem Organ des gesunden Menschenverstandes in seiner Anwendung auf jedes Gebiet des Denkens, besonders aber auf Literatur, Kunst und Theologie, zu machen. Sie übte lange Zeit einen mächtigen Einfluß aus, indem sie den Ideen der Aufklärungs-Philosophie den volksthümlichsten Ausdruck gab. Zuletzt wurde sie seicht, unduldsam und anmaßend; allein in ihrer ersten Zeit kam sie nicht unangemessen einem wirklichen Bedürfniß entgegen. Nicolai drängte oftmals Lessing, dafür zu schreiben, und dieser hatte so lange für den ersten Kritiker Berlin's gegolten, daß man ihn allgemein für den Hauptmitarbeiter hielt. Fortan blieb er jedoch allen gemeinsamen Unternehmungen fern, und ging allein seine eigenen Wege.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

„Minna von Barnhelm."

Leſſing täuſchte ſich nicht, als er in dem Briefe an Ramler ſeine Ueberzeugung ausſprach, daß „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück" all ſeine bisherigen dramatiſchen Stücke übertreffen werde. Es verräth eine Friſche der Konception, ein Zartgefühl, eine Meiſterſchaft in den Mitteln der dramatiſchen Kunſt, nach denen wir in „Miß Sara Sampſon" oder ſeinen älteren Luſtſpielen vergeblich ſuchen würden. Und nirgends zeigt ſich eine Spur fremden Einfluſſes mehr. Allerdings ward die „Minna" unter dem Impulſe geſchrieben, den ihm Diderot gegeben; aber es braucht kaum bemerkt zu werden, daß dieſer Impuls ſich in keiner Nachahmung der Ideen oder des Stiles des Franzoſen kund gab. Diderot that Nichts weiter für Leſſing, als dies: er verhalf ihm dazu, die Quellen der Inſpiration in ſeinem eigenen Innern zu ſuchen, und vertiefte ſeine Ueberzeugung, daß er am wirkſamſten ſein würde, wenn er ſich ſelbſt völlig treu bliebe.

Mag es nun wahr ſein oder nicht, daß das Stück durch einen Vorfall veranlaßt wurde, der ſich in einem Wirthshauſe zu Breslau während des dortigen Aufenthalts Leſſing's ereignete: jedenfalls kann ein dramatiſches Werk nicht in näherer Beziehung zu ſeiner Zeit ſtehen, als „Minna von Barnhelm" zu der Epoche ihres Verfaſſers. Das Stück iſt ganz in die Farben der Zeit getaucht, zu welcher es entſtand. Friedrich der Große, mit dem friſchen Ruhmeskranze des ſiebenjährigen Krieges geſchmückt, war der Gegenſtand aller Gedanken; und im größeren Theile des Stückes ſteht er im Hintergrunde als die Macht, bei welcher die Entſcheidung über

Digitized by Google

Glück oder Unglück des Helden ruht. Tellheim's Schicksale führen uns beständig auf den eben beendeten Kampf zurück, und wir werden überall an die Stimmung erinnert, welche derselbe in den Gemüthern der Preußen wie der Sachsen hinterließ. Dennoch ist das Stück heute fast noch von so frischem Interesse, wie damals, als es zuerst erschien, und Engländer oder Franzosen könnten es mit nahezu gleichem Vergnügen wie Deutsche lesen und anhören. Die Ursache davon ist, daß Lessing sich nicht auf die bloßen Sitten seiner Zeit und seiner Heimat beschränkt; er bringt zu Eigenschaften vor, die allen modernen und gebildeten Ländern Europas gemeinsam sind. Es würde leicht sein, deutsche Dramen zu nennen, welche das Leben an tieferen Punkten berühren, und welche erhabener und phantasievoller sind; aber es giebt keins, dessen Charaktere bestimmter gezeichnet sind.

Das ganze Interesse des Stücks gipfelt in dem Major Tellheim, dessen Gestalt Lessing augenscheinlich mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet hat. Es wäre durchaus irrthümlich, anzunehmen, daß er einen idealen oder vollkommenen Charakter darstellen soll. Sein Respekt vor dem, was er seine Ehre nennt, grenzt oft an das Absurde, denn seine Ehre im wahren Sinne des Wortes ist nicht im geringsten verletzt. Er hat sich keines Unrechts schuldig gemacht; er ist einer gemeinen Handlung unfähig; man hat ihn nur verkannt. Und wenn es auch bei einem Jeden Affektation wäre, in Abrede zu stellen, daß er eine ungerechte Beschuldigung schmerzlich empfindet, so würde doch ein Mann von dem höchsten Typus der Männlichkeit sich durch eine solche Anklage nicht zu Boden drücken lassen. Noch viel weniger würde er gestatten, daß dieselbe sich zwischen sein Lebensglück und das eines Wesens stellte, das ihm theurer als sein eigenes Wohl und Wehe ist. Er würde sich sagen, daß ein Mensch nur durch seine eigene Handlung entehrt werden kann, und nachdem er alles in seiner Macht Stehende zur Reinigung seines Rufes gethan, das Resultat mit stolzem Schweigen abwarten. Tellheim jedoch ist von dem ihm zugefügten Unrechte so übermannt, daß seine Beurtheilung der Menschen und Dinge in eine völlig schiefe Richtung geräth, und die tiefsten Quellen seines Gefühls vergiftet werden. Aber welch ein bewundernswerther Charakter ist er, trotz dieser Schwäche! Durchaus furchtlos, ist er zartfühlend und mitleidig gegen Schwäche und Elend, und sein Opfermuth kennt keine

Digitized by Google

Grenzen. Selbst seine „Ehre“ weicht, als Minna an einen höheren Grundsatz appellirt. Sie hat um seinetwillen gelitten, das genügt; er will seinen guten Ruf den Winden preisgeben, seine Demüthigung hinnehmen und sich, wenngleich traurigen Herzens, für immer mit einem Wesen verbinden, das ihm so treu war. All seiner edlen Eigenschaften scheint er sich völlig unbewußt zu sein; er handelt groß, wie ein Baum blüht und wie die Sonne scheint. Ein Mann von solcher Art mag uns dadurch stutzig machen, daß er zeitweilig die Wirklichkeit für den Schein hingiebt; allein zuletzt erringt er sicher unsere Achtung wie unsere Liebe.

Gelegentlich bieten uns seine Worte einen trefflichen Kommentar des achtzehnten Jahrhunderts. Welche echte Humanität liegt z. B. in seiner Anspielung auf den Beruf, in welchem er sich selber hohe Auszeichnung erworben hat! „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit,“ erzählt er Minna, nachdem er das Schreiben des Königs gelesen hat, das jeden Makel von seiner Ehre nimmt, — „ich weiß selbst nicht, für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen.“ Nachdem der Krieg zu Ende ist und er seine Entlassung erhalten hat, ist sein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, „ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein“. Auch mit seinen Ansichten über „die Großen“ befindet er sich im Einklange mit der Grunddenkweise seiner Zeit. „Wie ist es gekommen,“ fragt Minna, „daß man einen Mann von Ihren Verdiensten nicht beibehalten?“ — „Es ist gekommen, wie es kommen müssen,“ antwortet Tellheim. „Die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber Alles seiner eigenen Ehre wegen thut. Was können sie ihm also schuldig zu sein glauben? Der Friede hat ihnen Mehrere meines Gleichen entbehrlich gemacht, und am Ende ist ihnen Niemand unentbehrlich.“ — „Sie sprechen,“ versetzt Minna, „wie ein Mann sprechen muß, dem die Großen hinwiederum sehr entbehrlich sind.“

Tieck behauptet, daß Lessing die Idee zu seinem Tellheim dem

Digitized by Google

Manly in Wycherley's „Plain Dealer" entnommen habe, — gewiß der auffälligste Irrthum, dessen sich je ein Literaturkritiker schuldig gemacht hat, da sich kein stärkerer Gegensatz denken läßt, als der, welcher zwischen Tellheim's edlem Zartgefühl und der unsäglichen Roheit des Wycherley'schen Helden besteht. Eben so unglücklich ist der Vergleich Tellheim's mit Diderot's Dorval; und die Annahme, daß Lessing seinen eigenen Charakter habe portraitiren wollen, zerfällt bei der flüchtigsten Prüfung in ihr Nichts. Wenige ausgezeichnete Männer haben sich allezeit unabhängiger von der Meinung der Welt gezeigt, als Lessing; außerdem durchzog eine humoristische Ader sein tiefstes Wesen, während der Mangel an jeglichem Humor Tellheim's große Schwäche ist. Hätte er etwas humoristischen Sinn besessen, so würde sein Ehrgefühl ihn minder bedrückt haben, es würde ihm nicht so bedrohlich über den Kopf gewachsen sein. Der Charakter sollte wahrscheinlich gar kein Portrait einer bestimmten Persönlichkeit sein; schwebte ihm eine solche vor, so war das Original ohne Zweifel Lessing's intimster Freund, Kleist. Es ist sicher, daß dieser die charakteristischen Vorzüge Tellheim's in hohem Grade besaß; und da er als preußischer Officier ähnlichen Einflüssen unterworfen war, ist es nicht unmöglich, daß er auch Tellheim's übertriebene Ansichten von Ehre gehabt haben mag. Nichts scheint natürlicher, als daß Lessing das Andenken eines von ihm so hoch geliebten Mannes auf diese Art in sich wach erhielt.

Man hat oft behauptet, daß es Lessing nicht gelungen sei, den Reiz weiblicher Eigenschaften zu verkörpern; allein in der ganzen dramatischen Literatur Deutschlands giebt es wenige entzückendere weibliche Charaktere, als Minna. Ohne einen Anflug von Empfindelei, hat sie ein tiefes Gefühl; sie ist weder schüchtern, noch dreist, sondern einfach, unaffektirt, niemals in Gefahr, Andere mißzuverstehen, oder in Besorgniß, von ihnen mißverstanden zu werden. Ihr gesundes Wesen setzt sie in den Stand, sich sofort in jeder schwierigen Lage zurecht zu finden, die ihr begegnet, und sie hat den heiteren Sinn jener glücklichen, sonnigen Naturen, die in Allem etwas Gutes sehen, und die mit den Jahren nicht alt werden. Einige Kunstrichter haben Anstoß daran genommen, daß sie ihrem Geliebten nachreist; aber darin liegt nichts Unweibliches, denn sie setzt absolutes Vertrauen in Tellheim, und weiß, daß er sie nicht

Digitized by Google

falsch beurtheilen wird. Der Welt gegenüber reist sie ja in Begleitung ihres Oheims, und es ist nicht anzunehmen, daß der wahre Zweck ihrer Reise von den Dächern verkündet werden wird.

Ein leiser Pinselstrich offenbart, daß ihr fröhlicher Sinn nicht unverträglich mit einer vom Herzen kommenden Frömmigkeit ist. Als sie Tellheim's Anwesenheit entdeckt hat und der erste Ausbruch jubelnden Entzückens vorüber ist, sieht sie sich einen Augenblick allein. „Bin ich allein?“ sagt sie. „Ich will nicht umsonst allein sein.“ Und ihre Hände faltend und aufwärts blickend ruft sie aus: „Auch bin ich nicht allein! Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet! Ich hab' ihn, ich hab' ihn! Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf!“ Und sie ist eben so gedankenvoll, wie gut. „Mädchen,“ sagt sie zu Franziska, „Du verstehst Dich so trefflich auf die guten Menschen; aber, wann willst Du die schlechten ertragen lernen? Und sie sind doch auch Menschen. Und öfters bei Weitem so schlechte Menschen nicht, als sie scheinen. Man muß ihre gute Seite nur aufsuchen.“

Franziska hat mit der Lisette der früheren Lustspiele Nichts gemein. Sie hat echtes Leben, und fesselt uns durch ihre Lebhaftigkeit und ihren Humor. Sie wird mehr als Freundin denn als Dienerin behandelt; und dies erscheint um so natürlicher durch den Umstand, daß sie die Tochter eines Müllers auf den Gütern von Minna's Oheim und von Kind auf mit ihrer jungen Herrin erzogen worden ist. Werner ist ein vorzüglicher Typus der besten Art von Soldaten, die eine Zeit wie die des siebenjährigen Krieges hervorbrachte. Trotz seines rauhen Wesens, besitzt er ein treues, biederes Herz, und ist niemals glücklicher, als wenn er seinem ehemaligen Vorgesetzten einen Dienst erweisen kann. Das Einzige, was er verabscheut, ist ein regelmäßiges, friedliches Leben; er fühlt sich nur wahrhaft behaglich, wenn jeder Morgen die Aussicht auf ein neues Abenteuer mit sich bringt. Die einzige Frage, welche er an Franziska richtet, als sie sich ihm zur Gattin anträgt, ist die, ob sie wohl mit ihm nach Persien ziehn würde, wohin er gehen will, da er eine unbestimmte Vorstellung davon hat, daß dort Kriege in Aussicht stehn. Sie hat Nichts dawider; und über zehn Jahre, sagt er ihr, werde sie Frau Generalin oder Wittwe sein.

Digitized by Google

Der Wirth ist augenscheinlich direkt dem Leben entnommen. Seine geschäftige Wichtigthuerei, Neugierde, Achselträgerei und gemeine Geldgier werden mit leichten, aber meisterhaften Strichen geschildert. Just, Tellheim's Bedienter, ist gleichfalls mit kräftigen Zügen skizzirt. Obschon grob und unliebenswürdig, versöhnt er uns mit seinen schlimmen Eigenschaften durch seine pudelmäßige Treue gegen seinen Herrn. Als sein Herr ihn fortschicken und er mit aller Gewalt in seinen Diensten bleiben will, vergleicht er sich selbst mit dem häßlichen Pudel, den er aus dem Wasser gezogen, und der trotz aller Prügel und Fußtritte nicht von seiner Schwelle weicht. Es ist ein hübscher Zug, daß Tellheim, als er kurz nachher den Gasthof voller Entrüstung über den Wirth und in verzweifelter Stimmung über seine Lage verläßt, wieder zurück kommt und sagt: „Noch Eins: nimm mir auch Deinen Pudel mit; hörst Du, Just!"

Einer der beiläufig auftretenden Charaktere ist noch nicht erwähnt worden, und doch ist er einer der berühmtesten des Stückes, und giebt Anlaß zu einer Scene voll köstlichen Humors. Wir meinen Riccaut de la Marlinière, einen Franzosen, der in preußischen Kriegsdiensten gestanden hat, aber jetzt seinen Unterhalt durch falsches Spiel gewinnt. Sein gebrochenes Deutsch, mit gelegentlichen Auslassungen in französischer Sprache untermischt, wirkt höchst drollig, und durch wenige kühne Striche erhalten wir ein lebendiges Bild seiner Verschlagenheit, Gewissenlosigkeit und Keckheit. Eine kleine Stelle des ergötzlichen Dialogs giebt ein Zeugniß für das erwachende Unabhängigkeitsgefühl in der deutschen Nation. „Nit? Sie sprek nit französisch, Ihro Gnad?" fragt Riccaut. „Mein Herr," antwortet Minna, „in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt!"

Das Interesse des Stückes ist aufs äußerste koncentrirt; denn wir betreten nur zwei Zimmer des Wirthshauses: das Gastzimmer und Minna's Wohnstube, und die Handlung endet am Nachmittag des Tages, an welchem sie beginnt. Dennoch ist nichts Gezwungenes in dem Benehmen der verschiedenen Charaktere. Vom Aufgehen des Vorhangs im ersten Aufzuge bis zum Fallen desselben im fünften wird keine Absicht, kein Wunsch ausgesprochen, die wir

Digitized by Google

nicht als folgerichtig und nothwendig anerkennen müßten; und die Sprache des Dialogs, wenn auch schärfer, rascher und lebhafter als im gewöhnlichen Leben, ist wesentlich die Sprache der Natur, und den Personen und Verhältnissen durchaus angemessen. Nichts hängt von einem bloßen Zufalle ab. Die Probleme des Stücks haben ihre Wurzel in den Impulsen und Sympathien der Charaktere, und finden auch in diesen ihre Lösung. Alles schreitet von innen nach außen fort; die Wandlungen sind die einer Blume, die allmählich ihre Blätter unter den Einflüssen von Thau und Sonnenschein entfaltet. Selbst das Schreiben des Königs wirkt nicht als eine Ueberraschung auf uns. Von Anfang an sehen wir, daß Tellheim unter einer falschen Anschuldigung leidet, und da wir wissen, daß der Ausgang von der Entscheidung eines gerechten Monarchen abhängt, sind wir auf ein günstiges Resultat vorbereitet. Außerdem wird die Hauptschwierigkeit nicht erst durch das königliche Handschreiben besiegt. Als dasselbe anlangt, hat Minna schon die geheime Feder in Tellheim's Charakter entdeckt, welche ihn ihrem Willen nachgiebig macht; die frohe Nachricht von außen her vervollständigt nur ihr Glück.

Wenn aber auch die Effekte eines Stückes durchaus von der Entwicklung der Charaktere abhangen, und letztere sich immer treu bleiben, kann doch der Fortgang der Handlung unvollkommen sein; es kann vorkommen, daß nicht jeder der Charaktere genau die Stellung erhält, welche ihm die Natur des Gesammtplanes anweist. In dieser Hinsicht ist „Minna von Barnhelm" nicht über jeden Tadel erhaben. Goethe hat bedauert, daß im dritten Aufzuge die Handlung nicht rasch genug fortschreite, und jeder unparteiische Leser wird ihm darin beipflichten. Am Schlusse des zweiten Aktes ist Tellheim verzweifelnd vor Minna entflohen, und wir erwarten sehnlich das nächste Stadium des Konflikts, das, wie wir wissen, der Liebe zum Siege verhelfen muß. Statt uns dies verzuführen, werden wir mit Scenen hingehalten, in denen Werner und Franziska die Hauptrollen spielen. Da auch sie schließlich ihre Schicksale mit einander verbinden sollen, ist es in der Ordnung, daß wir das Wachsen ihrer Neigung kennen lernen; aber sie müßten nicht gerade zu der Zeit in den Vordergrund treten, wo Alles uns das Erscheinen des Helden und der Heldin in Aussicht stellt. Es scheint

Digitized by Google

wirklich, wie Goethe andeutet, der Fall zu sein, daß Lessing sich in seine untergeordneten Gestalten verliebt hatte und sie gern reden hörte, — um so mehr, als sie gewöhnliche Leute waren, die zu einer Klasse gehörten, welche man nicht oft ernstlich dargestellt hatte. Auch die Episode mit dem Ringe ist allzu breit ausgesponnen. Im Uebrigen aber schreitet das Stück von Scene zu Scene mit vollendeter Kunst fort. In seinen Gesprächen mit Eckermann äußerte Goethe, daß die zwei ersten Akte nur den beiden ersten Akten des „Tartuffe" nachstünden, die ihm für das absolute Muster der Expositionskunst galten. Hier wird das Gemüth in einem Zustande angenehmer Erwartung erhalten; kein Ereigniß ist an sich vollständig; jedes hat seine Ursache in dem vorhergegangenen, und weist unmerklich auf die, welche nachfolgen sollen, hin. Der vierte Aufzug, wo Minna und Tellheim sich ernstlich gegen einander erklären, und Erstere zu ihrer weiblichen List greifen muß, um ihn zu gewinnen, zeigt dieselbe fortschreitende Bewegung; und der fünfte Aufzug, in welchem sein guter Ruf wieder hergestellt wird, und sie heiter mit ihrem Glücke scherzt, hält, wiewohl etwas zu lange, die erwartungsvolle Stimmung des Zuschauers bis zum Ende wach. Erst mit den letzten Worten, die zwischen Werner und Franziska gewechselt werden, löst sich völlig die Spannung.

Goethe war der Meinung, daß es Lessing's Absicht gewesen sei, durch dies Stück an seinem Theil zur Besänftigung der gehässigen Stimmung zwischen Sachsen und Preußen beizutragen. „Durch den politischen Frieden," sagt er, „konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen, als den subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt." Es findet sich kein Zeugniß dafür, daß Lessing die ihm hier zugeschriebene Absicht hatte, aber der thatsächliche Charakter seines Stückes muß dahin gewirkt haben, die internationalen Feindseligkeiten zu mildern.

Man hat die Frage aufgeworfen, zu welcher Klasse dramatischer Werke „Minna von Barnhelm" gehöre. Lessing selbst betitelt

Digitized by Google

es ein Luſtſpiel, und es finden ſich darin mehrere hoch komiſche Charaktere. Tellheim jedoch iſt in keinem Sinn eine komiſche Figur. Es wäre möglich, ſein übertriebenes Ehrgefühl lächerlich zu machen; aber Leſſing thut das niemals. Wir mögen Tellheim bedauern oder uns über ſeinen Starrſinn ärgern, aber wir vermögen nicht über ihn zu lachen. Streng genommen, iſt alſo das Stück kein Luſtſpiel; eben ſo wenig können wir es dem „genre sérieux“ Diderot's beizählen, das die bürgerliche Tragödie in ſich begriff. Wozu es aber überhaupt klaſſificiren?

„Minna von Barnhelm“ wurde zum erſten Mal im Herbſt 1767 in Hamburg aufgeführt, wo es eine ziemlich kühle Aufnahme fand. In Berlin jedoch, wo das Stück im März 1768 gegeben ward, machte es einen ungewöhnlich tiefen Eindruck. Es wurde zehnmal hinter einander auf Verlangen des Publikums gespielt, und es würde noch öfter verlangt worden ſein, wenn nicht einige Mitglieder der königlichen Familie zugegen geweſen wären, bei deren Anweſenheit die Etikette dem Publikum Schweigen auferlegte. Bald darauf fanden noch drei Wiederholungen ſtatt. „Heute,“ ſchrieb die Dichterin Anna Louiſe Karſch am 29. März 1768 ihrem Gönner Gleim, „wird ‚Das Soldatenglück‘ zum achten Male vorgeſtellt, und es war geſtern zum Erſtaunen, was ſich die berliniſche Welt hinzudrängte. Die Galerie, die Logen, das Parterre, Alles war voll, ich mußte mich begnügen einen Sitz auf dem Theater zu finden, denn auch das war auf beiden Seiten beſetzt; ein außerordentlicher Zuſatz zur Ehre des Herrn Leſſing, denn vor ihm hat's noch keinem deutſchen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeiſterung eingeflößt und ſo durchgängig gefallen hätte.“

Dieſer unerhörte Erfolg verſchaffte der „Minna“ einen gewaltigen Ruf. Von Wien bis Danzig ward es die beliebteſte Novität, und auf den Liebhabertheatern, welche damals an den verſchiedenen Höfen und Univerſitäten ſtark im Schwange waren, wurde es mit beſonderer Vorliebe gegeben. „Sie mögen denken,“ äußerte Goethe zu Eckermann, „wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunklen Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor.“ „Dieſe Produktion,“ ſagt er in „Wahrheit und Dichtung“, „war es, die den Blick in eine höhere, be-

Digitized by Google

deutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete."

1771 kam Lessing's alter Freund Koch mit einer Schauspielergesellschaft nach Berlin, und gab am ersten Abend die „Miß Sara Sampson". Bald nachher setzte er „Minna von Barnhelm" auf sein Repertoire. „Morgen," schrieb Ramler um diese Zeit an einen Freund, „wird die berühmte ‚Minna' zum ersten Mal aufgeführt werden. Lessing kann sich nicht beschweren, daß wir undankbar gegen seine Muse sind. Wir haben sie hier zwanzigmal hinter einander gespielt; wir haben sie in Kupfer stechen und in die Kalender setzen lassen; wir haben diese Minna sogar auf die Punschnäpfe malen lassen! Nur hat sie ihm Nichts eingebracht: Das ist Alles, worüber er sich beklagen kann. Freilich kein so geringer Klagegrund! In Frankreich oder England hätte ein solcher Erfolg dem Verfasser ein Vermögen eingebracht."

Eine französische Bearbeitung unter dem Titel „Les amans généreux", welche fast alle Grundzüge des Originals bis zur Unkenntlichkeit verwischt hatte, ward in Paris gegeben; und es ist ein schlagendes Beispiel deutscher Abhängigkeit von Frankreich, daß diese elende Karikatur eines herrlichen Meisterwerks später in Berlin geduldige Hörer fand. Die Engländer kümmerten sich zu dieser Zeit überhaupt nicht um deutsche Literatur, aber bald nach Lessing's Tode hörte ein Herr Johnstone in Braunschweig von der „Minna von Barnhelm", und fertigte eine Uebersetzung des Stückes für die englische Bühne an. Dieselbe ward unter dem Titel „The disbanded officer" im Haymarket-Theater aufgeführt und 1789 gedruckt.

Die Schaar geistloser Nachahmer that ihr Mögliches, den Ruhm der „Minna von Barnhelm" durch zahlreiche Stücke in denen Krieger über ihre beleidigte Ehre jammern, zu paralysiren. Eins derselben, „Die Soldaten" von Arreste, hielt sich lange auf der Bühne, bis die scharfe Kritik Börne's es in Vergessenheit brachte. Selbst diese Probe hat „Minna von Barnhelm" erfolgreich bestanden; denn es giebt heut zu Tag wenige Stücke, denen Lessing's Landsleute mit so großen Vergnügen lauschen. Der Glanz desselben war mehr der des Morgensterns, als, wie Goethe meinte, der eines Meteors; aber leider war es, in Bezug auf Werke dieser Art, ein Morgenstern, dem in der deutschen Literatur kein Morgenroth folgte.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

„Laokoon".

1.

„Der Erste," sagt Lessing in der Vorrede zum „Laokoon", „welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt. Ein Zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen, auf Handlungen, auf Gedanken sowohl als auf Formen. Ein Dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten, daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne. Das Erste war der Liebhaber, das Zweite der Philosoph, das Dritte der Kunstrichter."

Im „Laokoon" vertritt Lessing die Rolle des Kunstrichters.

Zu der Zeit, in welcher er schrieb, war es in Deutschland fast ein Gemeinplatz, daß Poesie und bildende Kunst dieselbe Sphäre hätten. Der Ausspruch des Simonides — des „griechischen Voltaire," wie Lessing ihn nennt, — daß „die Malerei eine stumme Poesie,

Digitized by Google

und die Poesie eine redende Malerei" sei, wurde dahin ausgelegt, daß, was der einen vergönnt sei, auch die andere leisten könne, und in diesem Sinne allgemein als richtig angenommen. Nichts konnte Lessing's scharf zergliederndem Verstande widerstrebender sein. Wir haben schon wiederholt gesehen, daß er es liebte, auf jedem Gebiet des Gedankens Dinge, welche verschieden sind, scharf zu unterscheiden, und jedem derselben seine angemessene Stelle und Aufgabe zuzuweisen. So bestimmte er in „Pope ein Metaphysiker!" die Grenzen der Poesie und Philosophie; so unterschied er in seinen Abhandlungen über die Fabel sorgfältig die Handlung, mit welcher der Fabulist zu schaffen hat, von der des epischen und des dramatischen Dichters. „Warum," frug er in einem seiner Briefe an Mendelssohn über das Wesen der Tragödie, „wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Grenzen der einen in die andern laufen lassen?" Es war daher fast unvermeidlich, daß er, so bald das Verhältniß zwischen Poesie und bildender Kunst sein Denken in Anspruch nahm, den Versuch machen mußte, nachzuweisen, worin sie sich unterschieden; und der Antrieb dazu wurde durch die üblen Folgen erhöht, welche aus der herrschenden Verwirrung entsprangen. Der bildende Künstler und der Dichter, welche die Bedingungen ihrer respektiven Kunst nicht verstanden, wagten sich an Aufgaben, die nicht im Bereich ihrer Kraft lagen. Lessing wollte, indem er sie auf die von der Natur selbst gezogenen Schranken zurücklenkte, Jedem den Weg weisen, der nach seiner Ansicht allein zu echten Resultaten führen könne.

Die Beziehungen zwischen Poesie und bildender Kunst wurden von Lessing nicht zum ersten Mal erörtert; sie waren von manchen früheren Schriftstellern untersucht worden. „Falls Apelles und Protogenes," sagt er, „in ihren verlornen Schriften von der Malerei die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätiget und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen sein, mit welcher wir noch itzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian in ihren Werken die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredtsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel, noch zu wenig zu thun." Im sechzehnten Jahrhundert, zu derselben Zeit, als die Kunst

Digitized by Google

nach ihrem langen Schlummer Triumphe errang, welche sich denen Griechenlands würdig an die Seite stellten, wies Ludovico Dolce in seinem „Dialogo della pittura" auf Ariost als einen großen Maler hin, und sprach von aller wahren Poesie als einer Art Malerei. Das Problem hatte die Gedanken einiger der tüchtigsten Geister des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigt, ehe Lessing sich demselben zuwandte. Der Abbé Dubos deutete in seinen, 1719 erschienenen „Réflexions critiques sur la poésie et la peinture" mehr als Eine Gedankenreihe an, der wir im „Laokoon" begegnen. Addison war der Urheber der Idee, daß die Dichter des Alterthums sich am besten unter Bezugnahme auf die antike Kunst erklären ließen; und darin folgten ihm Hurd in seinem trefflichen Kommentar zum Horaz, und mehr noch Spence in seinem „Polymetis", einem Werke, dessen Hauptgrundsätze Lessing lebhaft angreift. Daniel Webb war der Verfasser mehrerer Werke über die bildende Kunst, deren Charakter man aus dem Umstande entnehmen kann, daß er von Tizian als einem großen Dichter und Shakespeare als einem großen Maler spricht. Der „Traité de la peinture et de la sculpture," eine Uebersetzung der „Works on painting" von Jonathan Richardson, wird von Lessing wiederholt angeführt; und eine Schrift des Grafen Caylus, betitelt „Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère, et de l'Eneide de Virgile &c", giebt Anlaß zu einigen seiner scharfsinnigsten Erörterungen. All diese Schriftsteller gingen von der Annahme aus, daß der Maler und der Dichter im Wesentlichen dasselbe Gebiet haben; und diesen Standpunkt vertraten auch die deutschen Kunstrichter Breitinger, Bodmer und Hagedorn. Verschiedene andere Schriftsteller antecipirten jedoch bis zu einem gewissen Grade Lessing's Ansichten. Shaftesbury deutet in seiner „Notion of the historical draught or tablature of the judgment of Hercules" eine scharfe Unterscheidungslinie zwischen Poesie und Malerei an; mit noch größerer Präcision that das Gleiche James Harris in seinem „Dialogue concerning art" und seinem „Discourse concerning music, painting and poetry." Mendelssohn's „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" beweisen, daß er — wahrscheinlich in Folge des Verkehres mit Lessing — völlig vertraut mit den Hauptgrundsätzen war, die später im „Laokoon" entwickelt wurden. Alle hier

Digitized by Google

genannten Schriftsteller waren Lessing wohlbekannt; und einem von ihnen, Dubos, verdankte er so Viel, daß man es ihm zum schweren Vorwurf machte, seine Verpflichtung gegen denselben nicht offen anerkannt zu haben. In Wirklichkeit entlehnte er weder Dubos, noch irgend einem Andern eine Idee, der er nicht entweder durch die Form, in welcher er sie ausdrückte, oder durch die Gründe, mit denen er sie unterstützte, ein neues Werthgepräge verliehen hätte. Und in den wichtigeren Erörterungen über das Wesen der Poesie steht er auf völlig unabhängigem Boden.

Winckelmann, dessen große „Geschichte der Kunst des Alterthums" erst erschien, als der „Laokoon" nahezu vollendet war, hatte in seinen früheren Schriften häufig auf die Beziehungen zwischen der bildenden Kunst und der Dichtkunst angespielt. Es schien ihm unstreitig, daß „die Malerei eben so weite Grenzen wie die Poesie haben kann, und daß es daher dem Maler, so gut wie dem Tonkünstler, möglich ist, dem Dichter zu folgen." In Bezug auf Lessing's Hauptthema hatte ihm daher Winckelmann Wenig zu sagen; aber er verdankte keinem anderen Schriftsteller so Viel in Betreff seines Begriffes von dem allgemeinen Charakter der griechischen Kunst.

„Laokoon" besteht aus 39 Aufsätzen oder Kapiteln, und über diese äußert sich Lessing mit charakteristischer Anspruchslosigkeit. „Sie sind," sagt er, „zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lektüre, als durch die methodische Entwicklung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Kollektanea zu einem Buche, als ein Buch." Sie tragen, nach Lessing's gewöhnlicher Methode, die Gestalt einer Reihe von kritischen Bemerkungen über frühere Schriftsteller. Er beginnt mit einem Satze Winckelmann's, welcher Anlaß zu den Betrachtungen der ersten sechs Abschnitte giebt; dann geht er zu einigen Behauptungen Spence's, des Verfassers des „Polymetis", über; nachdem er diesen abgefertigt, wendet er sich zu den Ansichten des Grafen Caylus. Im Verlauf seiner Besprechung dieser Schriftsteller bringt er seine eigenen Grundsätze vor. Wir befinden uns also hier, wie in allen Prosaschriften Lessing's, in der Atmosphäre der Kontroverse. Es wird uns nicht gestattet, in den Besitz einer Wahrheit zu gelangen, ohne um dieselbe gekämpft zu haben; wir müssen erst ihrem

Digitized by Google

Gegentheil ins Auge sehen, dasselbe von allen Seiten prüfen, es angreifen, und so den Standpunkt erreichen, zu welchem der Verfasser uns hinzulenken wünscht.

Es wäre durchaus irrthümlich, zu glauben, daß, weil die Materialien des Buches fragmentarischer Natur sind, keine systematische Doktrin darin stecke. Es ward als „erster Theil" veröffentlicht; und glücklicher Weise besitzen wir nicht allein den ersten Entwurf desselben, sondern auch zahlreiche Notizen, die er als Vorarbeiten für die Fortsetzung niederschrieb. Dieselben zeigen uns nicht nur, daß ihm ein fester Plan vorschwebte, sondern sie setzen uns auch in den Stand, die Grundzüge desselben zu bestimmen. Man wird daraus sehen, daß wir, wenn Lessing, wie er lange Zeit hoffte, seinen Vorsatz ausgeführt hätte, eine ziemlich vollständige Theorie erhalten haben würden, die ihrer unsystematischen Form halber nicht weniger logisch, und von desto größerem literarischen Werth gewesen wäre.

Die Aufsätze, aus denen der „Laokoon" besteht, sind mit beträchtlicher Kunst geordnet. Der Verfasser führt uns sofort in den Mittelpunkt seiner Argumentation; dann schreitet er zurück, nähert sich abwechselnd oder entfernt sich von seinem Ziele, und wirft gelegentlich einen Seitenblick auf Gegenstände, die ihm unterwegs aufstoßen. Mag man schließlich seinen Kunstlehren beipflichten oder nicht, der „Laokoon" wird für alle Zeit ein entzückendes Werk bleiben. Mit Ausnahme der besten Gespräche Platon's, würde es schwer sein, ein Buch zu nennen, das Gelegenheit zu so viel geistiger Gymnastik der werthvollsten Art böte.

Obschon die Laokoongruppe dem Buch seinen Titel giebt, spielt sie eine untergeordnete Rolle in dem Plane desselben. In der „Dramaturgie" stellt Lessing wiederholt die Ansicht auf, daß der Titel eines Werkes nicht gerade eine entsprechende Vorstellung von dessen Inhalt zu geben brauche; es genüge, wenn derselbe es hinlänglich von anderen Werken unterscheide. Im „Laokoon" handelt er selbst nach diesem Grundsatze. Die Gruppe bildet freilich den Ausgangspunkt seiner Betrachtungen, und verschiedene der Gesetze, welche er unserer Prüfung unterbreitet, werden im Verlauf der an sie geknüpften Untersuchungen dargelegt. Aber im größten und wichtigsten Theile des Buches verliert er sie ganz aus dem Gesichte.

Digitized by Google

In stilistischer Hinsicht gehört der „Laokoon" zu Lessing's vorzüglichsten Leistungen. Die Sätze sind weniger geistreich und keck, als in seinen rein polemischen Schriften; allein dies wird reichlich aufgewogen durch die vergrößerte Tiefe des Sinnes. Selbst an den verwickeltsten Stellen der Erörterung läßt er sich nie zu einer verworrenen Behauptung verlocken: er spricht einfach, unumwunden und kraftvoll. Jedes Wort wird vermieden, das seine Ansichten verdunkeln könnte; und er wählt mit Vorliebe, so weit es möglich ist, die Ausdrücke, welche in alltäglichem Gebrauch sind, obschon er sie mit einer Präcision anwendet, die in der gewöhnlichen Rede unbekannt und unnöthig ist. Hier, wie überall, zieht Lessing immer die konkretesten Wendungen vor. Wenn seine Metaphern nicht gerade poetisch sein mögen, sind sie doch lebendig und malerisch, und machen selbst denkfaulen Lesern Gedanken klar, von denen abstraktere Schriftsteller nur eine unklare Vorstellung geben.

Das Wissen des Verfassers ist erstaunlich. Besonders mit den Schriftstellern des Alterthums verräth Lessing eine Vertrautheit, die nur aus dem beharrlichen und eifrigen Studium vieler Jahre entsprungen sein konnte. Dennoch zeigt sich nirgends ein Prunken mit Gelehrsamkeit. Die Anspielungen und Citate mischen sich ungezwungen in seine Beweisführung ein; und so reich ist sein Geist ausgestattet, daß er zu vergessen scheint, daß nicht alle Welt ein so weites Gebiet der Lektüre, wie er selbst, durchwandert hat. Homer und Sophokles liefern ihm die meisten und fruchtbarsten Beispiele, und Beide kannte er genauer, als irgend ein anderer Gelehrter seiner Zeit. Seine Kenntniß der bildenden Kunst war leider weit mangelhafter, und seinen Bezugnahmen auf dieselbe fehlt die Frische, welche seine Aussprüche über die Dichterwerke charakterisirt. Zu der Zeit, wo er den „Laokoon" schrieb, hatte er wenig Gelegenheit zu direkten Kunststudien gehabt, da er nur die Dresdener Sammlungen und einige von geringerer Bedeutung auf seiner Reise nach Holland gesehen hatte. Im Uebrigen mußte er sich mit Kupferstichen und den Beschreibungen der Historiker und Kunstschriftsteller begnügen. Es ist sogar zweifelhaft, ob er die sich ihm darbietenden Gelegenheiten zu einem direkten Studium immer benutzte, denn nach seiner Abreise von Breslau spricht er sein Bedauern darüber aus, daß er die Kunstschätze dieser Stadt nicht fleißiger durchforscht habe.

Digitized by Google

Seine Kenntniß von der Laokoongruppe scheint er ausschließlich Kupferstichen und einem Gipsabgusse des Kopfes der Hauptfigur verdankt zu haben.

2.

Es wäre ein nutzloser Versuch, uns an die genaue Folge zu halten, in welcher Lessing seine Ansichten vorträgt. Wir erhielten dadurch keinen rechten Eindruck von seiner Freiheit der Bewegung, von dem Interesse, das er besonderen Fragen verleiht, die ihm unterwegs aufstoßen; und zahlreiche Wiederholungen würden unvermeidlich sein, da sein unsystematisches Verfahren ihn nöthigt, immer wieder auf dieselben Grundsätze zurück zu kommen. Es wird zweckmäßiger sein, daß wir den Versuch machen, zum Kern seiner Kunstlehre durchzudringen, und seine Ideen, so weit möglich, mehr in ihrem inneren Zusammenhange, als in den Beziehungen darzustellen, in welche er sie, bis zu einem gewissen Grade zufällig, gebracht hat.

Nichts wäre leichter, als aufs Gerathewohl einige der Unterschiede zwischen der Poesie und der bildenden Kunst anzugeben; aber das thut Lessing nicht. Die Unterschiede, welche er hervorhebt, folgen meist aus einem einzigen Princip; und dies Princip ist, daß, während Bildhauerkunst und Malerei einerseits, und Poesie andererseits, darin übereinstimmen, daß sie nachahmende Künste sind, sie mit verschiedenen Mitteln nachahmen. In einer Stelle, die als Motto des „Laokoon" dient, sagt Plutarch, daß die bildenden und die redenden Künste sich im Stoff und in der Art der Nachahmung unterscheiden; aber er erwähnt das nur als eine empirische Beobachtung, ohne daraus Etwas zu folgern. Auf die Idee, dies zur Basis einer erschöpfenden Untersuchung der Gesetze zu machen, denen der bildende Künstler und der Dichter sich zu unterwerfen hat, mag Lessing durch Harris gebracht worden sein, der wieder durch Aristoteles angeregt worden war.

Was für verschiedenartige Mittel sind es nun, durch welche die Poesie und die bildende Kunst ihre Zwecke erreichen? Lessing giebt im sechzehnten Abschnitt die Antwort darauf. „Die Malerei," sagt er, „gebraucht Figuren und Farben in dem Raume, die Poesie aber artikulirte Töne in der Zeit." Die Mittel oder Zeichen des bildenden Künstlers sind daher neben einander geordnet; die des Dichters

Digitized by Google

folgen auf einander. Aber „die Zeichen müssen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben". Somit „können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen. Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.* Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie."

Herder wandte mit gutem Grunde ein, daß diese Definition des Gegenstandes der Poesie die Lyrik vollkommen ausschließe. Die Lyrik giebt einer einzigen Gefühlsregung rhythmischen Ausdruck, und eine solche kann man doch nicht füglich eine Handlung nennen. Auch ist es nicht ganz korrekt, zu sagen, daß „Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, überhaupt Handlungen heißen". Bloße Bewegungen nennt man nicht Handlungen; eben so wenig giebt man bloßen Gefühlsveränderungen diesen Namen.

Diese Einwände beziehen sich nur auf die Definition. In dem ganzen Werke ist die Sphäre, welche Lessing der Poesie anweist, nicht Handlung, sondern das Nacheinander: und in einigen seiner späteren Fragmente deutet er bestimmt an, daß dies seine Meinung ist. Er argumentirt so: die Worte, das Material des Dichters, folgen auf einander; die Dinge, welche er nachahmt, müssen daher auch auf einander folgen. Da Gefühlsveränderungen so gut wie Veränderungen in der äußeren Welt hierin einbegriffen sind, wird die Lyrik so wenig wie das Epos oder das Drama von der Poesie ausgeschlossen.

Das Raisonnement, durch welches Lessing beweist, daß die bildende Kunst nur Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften unmittelbar nachahmen könne, ist von einleuchtender Folgerichtigkeit. Man hat zwar eingewandt, daß Personifikationen abstrakter Ideen keine Körper seien; aber wenn sie in der Malerei oder Skulptur dar-

*) Hier und an den meisten übrigen Stellen des „Laokoon" ist in dem Worte „Malerei", nach Lessing's eigener Erklärung, die Bildhauerkunst mit einbegriffen.

Digitized by Google

gestellt werden, sind sie offenbar als Körper aufgefaßt. Andererseits hat man auf die zahlreichen Kunstwerke hingewiesen, in welchen die Figuren als redend oder singend gedacht sind, und man hat die Frage aufgeworfen, ob in diesen Fällen nicht Mehr, als die sichtbaren Eigenschaften der Körper, offenbart sei. Gewiß nicht, da wir Nichts hören, sondern nur aus dem, was wir sehen, auf das schließen, was wir hören würden, wenn der Vorgang ein wirklicher wäre.

Unmittelbar stellt also die bildende Kunst nur Körper dar. Welcherlei Körper? fragt sich's sofort. Lessing antwortet ohne Bedenken: schöne Körper. Im Einklange mit des Aristoteles Definition von Schönheit sagt er: „Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.“

Lessing läßt uns nicht in Zweifel über die Natur der Schönheit, welche er im Sinne hat. Es ist die Schönheit der Form. Die Farbe schätzte er so gering, daß er in einem der Fragmente sogar die Frage aufwirft, ob die Erfindung der Oelmalerei ein Vortheil für die Kunst gewesen sei. Den Ausdruck verwehrt er dem Künstler nicht ganz; aber er soll nicht um seiner selbst willen da sein. Sein einziger Zweck ist, die körperliche Schönheit, d. h. die Harmonie und Anmuth der Konturen, zu erhöhen. „Er bringt,“ sagt Lessing, „mehr Verschiedenheit in die Schönheit selbst.“ Den Ausdruck transitorischen Gefühls will der Verfasser des „Laokoon“ nicht gestatten, da er die Ruhe störe, welche der Schönheit wesentlich sei; das einzige Gefühl welches den Körper und die Züge beeinflussen dürfe, sei das, welches ihnen ihren permanenten Ausdruck gebe.

Die Schönheit die Form, welche Lessing für den einzigen Endzweck der Kunst hält*), ist rein ideal; und hierin ist er ganz logisch. Ideale Schönheit ist die Schönheit der realen Welt, von jeder zufälligen Beimischung geläutert; sie koncentrirt viele verstreute Strahlen

*) Lessing nennt allerdings einmal Vergnügen den Endzweck der Künste; aber er meint damit nur das Vergnügen, welches die Betrachtung der körperlichen Schönheit gewährt.

Digitized by Google

in einen einzigen Brennpunkt. Sie ist also die höchste Schönheit; und wenn der einzige Zweck der Kunst Schönheit ist, so kann sie sich nur mit der höchsten befassen. Er schließt das Portrait nicht völlig aus, da ein wahres Portrait „das Ideal eines gewissen Menschen" ist; aber er weist ihm nur einen niedrigen Rang in der Hierarchie der bildenden Kunst an, da die Aehnlichkeit die Hauptsache sei. Die Landschaftsmalerei fertigt er in folgender Weise ab: „Die höchste körperliche Schönheit existirt nur in dem Menschen, und auch nur in diesem vermöge des Ideals. Dieses Ideal findet bei den Thieren schon weniger, in der vegetabilischen und leblosen Natur aber gar nicht statt. Dieses ist es, was dem Blumen- und Landschaftsmaler seinen Rang anweiset. Er ahmet Schönheiten nach, die keines Ideals fähig sind; er arbeitet also bloß mit dem Auge und mit der Hand; und das Genie hat an seinem Werke wenig oder gar keinen Antheil." Der Genre- und Karikatur-Malerei ergeht es natürlich wie der Landschaft. Wenn eine geschichtliche Scene der schönen Formen halber, die sie darbietet, gewählt wird, so liegt für ihn die Historienmalerei im Bereich des Künstlers; „doch", sagt er, „ziehe ich immer noch den Landschaftsmaler demjenigen Historienmaler vor, der, ohne seine Hauptabsicht auf die Schönheit zu richten, nur Klumpen Personen malt, um seine Geschicklichkeit in dem bloßen Ausdrucke, und nicht in dem der Schönheit untergeordneten Ausdrucke, zu zeigen".

Die Kunsttheorie, welche zu diesen radikalen Urtheilen gelangt, war im Wesentlichen diejenige Winckelmann's, der freilich nicht immer ganz konsequent in seinen Erklärungen ist; und sie führte zu jener klassischen oder pseudoklassischen Wiedergeburt der bildenden Künste, welche sich an die Namen Mengs, Canova und David knüpft.

In seinem Begriff von körperlicher Schönheit legt Lessing, wie Winckelmann, ein viel zu starkes Gewicht auf das Moment der Ruhe. Es ist wahr, daß alle großen Kunstwerke einen gewissen Eindruck sanfter Ruhe hervorbringen; aber dies kommt vielleicht nur von der Harmonie, mit welcher die besonderen Elemente zu einem Ganzen verschmolzen sind. Jedes dieser besonderen Elemente kann von einem starken, selbst leidenschaftlichen Leben beseelt sein. Zu behaupten, daß das Ideal der griechischen Bildhauerkunst absolute Stille sei, heißt ihren Geist durchaus verkennen. Wo finden

Digitized by Google

wir größere Kraft der Bewegung, als in den Metopen, welche die Schlacht der Kentauren und Lapithen darstellen? Und bei den Figuren in ruhender Stellung — wie dem Theseus auf dem östlichen Giebel des Parthenon — ist die Ruhe die herrlicher Lebensfülle, einer Kraft, die, wenn sie sich erhöbe, jedes Hinderniß vor sich zertrümmern würde. Die ruhige Haltung, welche Michel Angelo der Gestalt des Herrn giebt, als er die Worte spricht: „Es werde Licht!“, ist gewiß keine Ruhe, welche eine große Handlung ausschließt. Und mit welchem prächtigen Leben begabt er die feurige weibliche Gestalt, welche, vom linken Arm des Allmächtigen umschlossen, mit ernstem und doch bang erschauerndem Blick die Erschaffung Adam's mit ansieht!

Aber können wir, selbst die körperliche Schönheit in ihrem wahren Sinne genommen, Lessing darin beipflichten, daß die bildende Kunst sich in ihrem letzten Endzweck mit dieser allein befaßt? Sein Argument beweist das nicht. Wenn man einräumen wollte, daß nur die bildende Kunst die körperliche Schönheit wiedergeben kann, so würde daraus nicht folgern, daß sie sich hierauf beschränken muß. Es läßt sich zeigen, daß sie weit Mehr wiedergiebt; und daß sie dies gemeinschaftlich mit der Poesie thut, ist kein stichhaltiger Einwand, denn sie erreicht das gemeinschaftliche Ziel auf einem ihr eigenthümlichen Pfade.

Lessing war fest überzeugt, daß die griechische Kunst seine Ansichten bestätige. Er wußte allerdings, daß es Darstellungen gäbe — die der Furien z. B., — in welchen die Schönheit der Leidenschaft wiche; aber er entschlüpft diesem Bedenken durch die Annahme, daß ein scharfer Unterschied zwischen Werken, die nur zu Kunstzwecken, und zwischen Werken, die unter religiösen Einflüssen geschaffen worden, zu machen sei. Letztere wollte er nicht als Kunstwerke betrachtet wissen; nur wenn der Künstler mit völliger Freiheit den Antrieben seines eigenen Geistes folgen könne, sei er in Wahrheit ein Künstler. Hier ist Lessing unzweifelhaft im Irrthum. In vielen der Tempel befanden sich allerdings alte Statuen, die Niemand für schön hielt, obschon sie hoch verehrt wurden; allein andere waren mit Werken geschmückt, auf welche die Künstler die volle Kraft ihres Genius verwandt hatten. Die bildende Kunst hat fast immer in der Religion ihre höchsten Aufgaben, ihre tiefsten Inspirationen

Digitized by Google

gefunden; und dies galt besonders von der griechischen Kunst in ihrer glänzendsten Periode. Die Meisterwerke des Pheidias wurden alle in der Absicht geschaffen, dem religiösen Bedürfniß seiner Landsleute zu dienen.

Als ein Beispiel der Art, in welcher die griechischen Künstler den Ausdruck der Schönheit unterordneten, erwähnt Lessing das Bild der Opferung Iphigeniens von Timanthes, auf welchem die Umstehenden frei ihren Schmerz zeigten, während das Antlitz des Vaters, der die tiefste Trauer empfand, verhüllt war. Er meint, der Künstler habe diesen Ausweg gewählt, weil der Jammer Agamemnon's sich nur durch Verzerrungen hätte äußern können, die allezeit häßlich sind. Kurz, diese Verhüllung sei „ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte". Es läßt sich mit Fug bezweifeln, ob dies die richtige Erklärung ist. Das Problem ist ein sehr altes. Plinius und Quintilian meinen, daß die Würde des Königs die Verhüllung seines Gesichts verlangte; eine Ansicht, zu der sich auch Herder bekennt. Cicero und Valerius Maximus bemerken, daß der höchste Grad von Schmerz der Darstellung unfähig sei, und dieser Theorie schloß sich Voltaire an. Eine dritte und die natürlichste Erklärung ist, daß Timanthes einfach malte, was in der Wirklichkeit geschehen sein würde. Die Griechen verhüllten stets ihr Antlitz in Momenten verzweiflungsvollen Jammers, und bei Gelegenheit derselben Scene schildert Euripides den Agamemnon genau so, wie Timanthes ihn später malte.

Der Ausdruck nahm in der griechischen Kunst nicht entfernt die untergeordnete Stelle ein, welche Lessing ihm zuertheilt. Wer möchte glauben, daß, wenn ein Grieche den Zeustempel in Olympia betrat, einzig oder hauptsächlich die vollkommene Gestalt des Beherrschers der Götter und Menschen Eindruck auf ihn machte? Diese erfüllte ihn gewiß an sich mit Entzücken; aber sie muß doch besonders eindrucksvoll gewesen sein, weil die erhabene Majestät, die unendliche Güte, die unerschütterliche Ruhe der höchsten Gottheit durch sie hindurch strahlte. Was verleiht der Venus von Melos ihren ewigen Zauber? Nicht allein die sanften Linien der herrlichen Statue. Diese sind freilich an sich eine Quelle hohen Vergnügens; aber ihre wunderbare Wirkung verdankt sie hauptsächlich dem Verein von Anmuth, Reinheit und Würde, der die-

Digitized by Google

ielben beseelt. Wir fühlen, daß wir nicht allein in Gegenwart eines schönen Weibes, sondern in Gegenwart einer Göttin sind, deren Gestalt eine würdige Offenbarung ihrer göttlichen Herrlichkeit ist.

Wenden wir uns von der großen Periode antiker zu der großen Periode moderner Kunst, so finden wir Lessing's Ansicht noch gründlicher widerlegt. Die Meister der italiänischen Renaissance schätzten die Schönheit nicht weniger hoch, als die Bildhauer im Zeitalter des Perikles. Aber die Schönheit ist ihnen selten ein Selbstzweck; sie ist ihnen vielmehr ein Mittel, dem brünstigen Sehnen des inneren Lebens Ausdruck zu geben. Weit mehr als die Griechen suchen sie in die tiefsten Tiefen des menschlichen Geistes hinab zu dringen, denn zwischen ihnen und der antiken Welt lagen Generationen, die unter dem Schatten der Kirche durchs Leben gegangen waren, mit der Empfindung, daß dasselbe einen ehrfurchterregenden Sinn habe, den auch der Größte nur dunkel zu ahnen vermag. Das Gefühl eines verlorenen Erbtheils war im menschlichen Herzen erweckt, die Seligkeit der Schmerzen war offenbart, rohe Triebe waren durch einen Hauch göttlichen Erbarmens gesänftigt worden. Die Kunst konnte nicht über diese großartige Wandlung hinweg gehen, als wäre sie nicht vorhanden oder von geringer Bedeutung. Daher sehen wir bei Mantegna, welcher zuerst kräftig den neuen Ton anschlug, obwohl der hellenische Einfluß in ihm vorherrscht, in jeder seiner erhabenen oder anmuthigen Gestalten, die nach Ausdruck ringen, Aspirationen, welche unbekannt sein mußten zu einer Zeit, wo die Legende von einem göttlichen Erlöser noch nicht entstanden war. Lionardo und Michel Angelo vereinigen vollkommen die antiken und modernen Begriffe, denn ihre Kontouren haben die Bestimmtheit, Harmonie und Schönheit der griechischen Bildwerke, und sind doch von geistigen Eigenschaften beseelt. Während die körperliche Schönheit der „Morgenröthe“ und der „Nacht“ des letztgenannten Künstlers kaum von derjenigen der Göttin übertroffen werden kann, deren erhabene Gestalt über Athen wachte, lesen wir gleichsam das ganze menschliche Geschick auf ihren Gesichtern; und das „Abendmahl“ des Ersteren deutet, obschon es eine Vision von vollkommener Anmuth ist, leise die Freude und den Schmerz an, welche die abendländische Gesellschaft bis in ihre Tiefen aufgeregt haben.

Digitized by Google

Man kann also nicht sagen, daß äußere Schönheit der einzige oder höchste Zweck der Kunst ist. Von einer inneren Welt des Kampfes und Friedens, des Entzückens und der Verzweiflung getrennt, könnte sie uns nur ein augenblickliches Vergnügen gewähren: nur dann empfängt sie einen nie erblassenden Reiz, wenn sie zum Mittel gemacht wird, dasjenige zu enthüllen, was von tieferer Bedeutung und dauernderem Interesse als sie selbst ist. Der Bildhauer oder Maler, welcher sich mit der Nachahmung schöner Linien begnügt, steht nur auf der Schwelle echter Kunst. Um wahrhaft groß zu sein, muß sein Geist von einer großen Idee beherrscht werden, — einer Idee, die er im Verhältniß zu der Erhabenheit seines Genius und der Vollkommenheit seiner Bildung in ihrer eigenthümlichen Kraft und Reinheit zu verkörpern vermag.

Das Aeußerste, was sich behaupten läßt, ist, daß körperliche Schönheit eine wesentliche Bedingung der höchsten künstlerischen Leistung ist. Seelengröße, Sanftmuth, Frömmigkeit, Kraft, Leidenschaft sind in der wirklichen Welt oft mit plumpen, ungeschlachten Formen verknüpft. Allein in der idealen Welt tragen sie Gestalten, welche durch die Schönheit für sie geeignet gemacht werden. Wir sehnen uns, den Zwiespalt zwischen dem Aeußern und dem Innern gehoben, die beiden Sphären in edle Harmonie gebracht zu sehen. Das Problem wird nicht dadurch gelöst, daß das Gefühl herab gemindert wird, bis der Ausdruck desselben sich mit körperlicher Schönheit verträglich erweist. Der Künstler, welcher stark genug ist, die größten Triumphe zu erringen, läßt sowohl dem Gefühl wie der Schönheit volles Recht widerfahren; die Empfindung, welche sich nicht mit Schönheit vereinigen läßt, stellt er bei Erschaffung seiner herrlichsten Werke, als außer seinem Bereich liegend, nicht dar.

Wenn aber körperliche Schönheit nicht der einzige Zweck des Künstlers ist, werden wir nicht allein zugeben, daß der Ausdruck eine hohe und bedeutende Stelle in seinem Werke einnimmt, sondern das Portrait, das Genrebild, die historische und die Landschaftsmalerei dürfen den Platz wieder einnehmen, den Lessing ihnen streitig machte. Letztere hätte er nicht einmal nach seinen eigenen Grundsätzen anzutasten gebraucht. Denn obschon es wahr ist, daß der menschliche Körper dem Künstler mehr und höhere Ideale als die

Digitized by Google

Natur bietet, ist es nicht wahr, daß die Landschaft einer idealen Behandlung unfähig ist. Seit Turner wird Niemand das behaupten, und die glänzenden Eigenschaften Claude Lorrain's hätten Lessing etwas behutsamer in seinen Ausdrücken machen sollen. Alle Landschaftsmalerei von dauerndem Werthe ist ideal. Der Künstler spiegelt auf seiner Leinwand nicht genau die Erscheinungen, welche er erblickt; er wählt unter ihrer Menge diejenigen aus, welche seiner Absicht entsprechen. Und wenn es viele Naturerscheinungen giebt, die er nicht läutern oder verklären, sondern nur demüthig nachahmen kann, so verwebt er jedenfalls die, welche er in sein Bild aufnimmt, zu einem gemeinsamen Ganzen, und stellt sie unter den Einfluß einer herrschenden Stimmung.

Was das Portrait betrifft, so ist es genug, wenn es, nach Lessing's Definition, uns „das Ideal eines gewissen Menschen" darstellt. Thut es aber dies, so thut es noch weit Mehr. Wer erblickte nicht in vielen der Büsten großer Männer, die das Alterthum uns hinterlassen hat, herrliche Typen des menschlichen Charakters? Und wir erschöpfen nicht die Bedeutung der lieblichen Gestalten, welche Reynolds' und Gainsborough's Pinsel geschaffen haben, wenn wir die Namen der Schönheiten, die sie darstellen, erfahren.

Wer die Galerie historischer Gemälde in Versailles durchwandert, wird fast geneigt sein, Lessing in seiner geringschätzigen Meinung von der ganzen Klasse, der sie angehören, beizupflichten. Der Geschichtsmaler ist allzu oft nur ein Mann, welcher der Nationaleitelkeit schmeichelt, und den verderblichsten Geschmack unter allen, die volksthümliche Vorliebe für den Krieg, befördert. Dennoch giebt es historische Gemälde — es sei hier nur des Bildes von Lessing's Großneffen gedacht, das Huß vor den Kardinälen in Konstanz darstellt, — welche, obschon sie uns keine Gestalten von idealer Schönheit vorführen, doch die Freude erwecken, welche das Wiedererkennen großer menschlicher Eigenschaften erregt. Solche Gemälde tragen, wie immer unsere Definition von Kunst laute, ihre Rechtfertigung in sich selber.

Es ist sehr zweifelhaft, ob das Genrebild und die Karikatur selbst bei den Griechen in so geringer Achtung standen, wie Lessing behauptet. Der Zuname eines Rhopographen, oder Kothmalers, welchen Piräikos erhielt, scheint nur die gewöhnliche Bezeichnung

Digitized by Google

für jene Art der Genremalerei gewesen zu sein, welcher er sich widmete, ohne daß darin ein Beweis für die Verdammung derselben vom Standpunkte der Kunst gefunden zu werden braucht. Und Pauson, der Karikaturen gemalt haben mag, braucht nicht gerade deshalb arm gewesen zu sein, weil seine Kunst verachtet worden wäre. Lessing spielt in einer Anmerkung auf eine Stelle in der „Politik" des Aristoteles an, worin dieser sagt, daß man junge Leute nicht seine Werke sehen lassen solle, damit ihre Phantasie sich nicht an das Häßliche gewöhne; allein ein Philosoph mag immerhin der Jugend untersagen, was er für ein reiferes Alter nicht ungeeignet hält.

Welcherlei Ansicht immer die Griechen gehabt haben mögen, es ist eine hinlängliche Rechtfertigung der Karikatur wie der Genremalerei, daß jedes Zeitalter seine eigenen Bedürfnisse hat. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb Teniers und Hogarth einem Menschen kein Vergnügen machen sollten, der seine Hauptfreude an antiken Marmorbildern hat. Der Idealist und der Realist machen einander in keinem Sinne Konkurrenz; jeder von ihnen befriedigt uns, wenn er ein Meister in seiner Kunst ist, aber jeder befriedigt uns auf seine eigene Weise.

3.

Wir haben gesehen, daß die bildende Kunst, da ihre Mittel oder Zeichen neben einander geordnet sind, unmittelbar nur Gegenstände darstellen kann, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren. Daraus folgt jedoch nicht, daß sie nicht mittelbar sowohl das auf einander Folgende, wie das neben einander Existirende darzustellen vermag. Die Körper existiren nicht allein im Raume, sondern auch in der Zeit. „Sie dauern fort, und können in jedem Augenblick ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise, durch Körper."

Indem er das Wort „Handlung" in seinem strengeren Sinne als eine Reihe von Bewegungen, die auf einen Endzweck abzielen,

Digitized by Google

nimmt, theilt Leſſing die Handlungen in zwei Klaſſen: in einfache und kollektive, ein. Erſtere iſt eine Reihe von Bewegungen in eben demſelben Körper: letztere eine Reihe von Bewegungen, die in mehrere Körper vertheilt iſt. Da eine einfache Handlung ſich nur wahrnehmen läßt, wenn wir ihren Verlauf in der Zeit verfolgen, iſt ſie durch die bildende Kunſt nicht darſtellbar. Aber die Körper, welche an einer kollektiven Handlung theilnehmen, ſind im Raume vertheilt; und obſchon wir ſie nur nach einander gewahren können — vorausgeſetzt natürlich, daß ihre Zahl nicht zu groß iſt, — ſehen wir ſie ſo ſchnell, daß wir ſie als ein Ganzes auf einmal zu erblicken ſcheinen. Eine kollektive Handlung liegt daher im Darſtellungsbereiche der bildenden Kunſt. Aus dem Umſtande, daß wir die verſchiedenen Körper als ein Ganzes erblicken, folgt nothwendig, daß der Künſtler ſeine Aufmerkſamkeit mehr dem Ganzen, als den Theilen zuwenden muß. Dieſe Regel bricht den Stab über eine Menge moderner Gemälde. Leſſing findet ſie in Michel Angelo's „Jüngſtem Gerichte" verletzt: „Nicht zu gedenken, wie viel dieſes Gemälde durch die verjüngten Dimenſionen von Seiten des Erhabenen verlieren muß, ſo iſt es gar keiner ſchönen Anordnung fähig, die auf einmal ins Auge fallen könnte; und die allzu vielen Figuren, ſo gelehrt und kunſtreich auch eine jede für ſich ſelbſt iſt, verwirren und ermüden das Auge."

Bei der Darſtellung einer Handlung iſt es für den bildenden Künſtler nicht phyſiſch unmöglich, ſie in verſchiedenen Stadien ihres Fortgangs zu ſchildern; allein dies verträgt ſich nicht mit einem echt künſtleriſchen Reſultate. Man nehme z. B. das Gemälde, in welchem Tizian die ganze Geſchichte des verlorenen Sohnes dargeſtellt hat. Richardſon hatte bemerkt, dieſer Mißgriff ſei dem Fehler gleich, welchen ſchlechte dramatiſche Dichter begehen, wenn ſie eine Handlung lange Jahre dauern laſſen; allein Leſſing behauptet, daß der Fehler weit ernſtlicher ſei. Denn erſtlich habe der Maler die Mittel nicht, welche der Dichter hat, unſerer Einbildungskraft in Anſehung der beleidigten Einheit der Zeit und des Ortes zu Hilfe zu kommen. Zweitens flöſſen auf dem Gemälde, da wir Alles in demſelben auf einmal überſehen, alle verſchiedenen Orte in Einen Ort, alle verſchiedenen Zeiten in Einen Zeitpunkt zuſammen; im Drama bleibe doch immer eine Zwiſchenzeit, ehe

Digitized by Google

wir von Rom nach Aegypten kommen, ehe der Held, der im ersten Akte heirathet, erwachsene Kinder hat. Drittens gehe in dem Gemälde die Einheit des Helden verloren; denn wir sähen ihn auf dem Bilde mehr als einmal, was einen höchst unnatürlichen Eindruck mache.

Dem bildenden Künstler untersagen es also die Gesetze seiner Kunst, eine Handlung in ihrem ganzen Verlaufe darzustellen. Er muß einen bestimmten Moment derselben wählen. Nur Eine Ausdehnung gestattet Lessing diesem Princip. Der Künstler darf mehr als einen einzigen Moment darstellen, wenn die zwei oder drei Momente, welche er wählt, sich als einen einzigen denken lassen. Zum Beispiel billigt er — nach Mengs — den Kunstgriff, mittels dessen Rafael uns häufig durch den Faltenwurf des Gewandes die unmittelbar vorhergegangene Stellung der Glieder erkennen läßt.

Ist nun die bildende Kunst in der Darstellung einer Handlung auf einen einzigen Augenblick beschränkt, so muß sie, sagt Lessing, den „fruchtbarsten" wählen. Welcher Augenblick ist das? „Derjenige," antwortet Lessing, „welcher der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben." Oder, wie er sich anderwärts ausspricht, der rechte Augenblick für den Künstler ist derjenige, welcher das Vorhergegangene und das Nachfolgende am verständlichsten macht. Daher hält er es nicht für erlaubt, bei der Darstellung eines starken Affekts die höchste Staffel desselben zu zeigen. „Ueber ihr hinaus ist weiter Nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet."

Hegel geht noch weiter; er behauptet, der rechte Augenblick sei gerade im Anfang der Handlung zu suchen. Schranken dieser Art sind jedoch rein willkürlich. Zu welcher höheren Entwicklung ließe sich der Schmerz der Niobe treiben? Hätte trotzdem ein fruchtbarerer Augenblick gewählt werden können? Das einzige Gesetz, welches sich sicher aufstellen läßt, ist, daß der vom Künstler darzustellende Moment derjenige sein muß, in welchem der gewählte

Digitized by Google

Gegenstand die edelsten und bedeutungsvollsten Formen darbietet, die er zu bieten vermag. In einem einzigen Augenblick sollte sich, wo möglich, die Erfahrung eines Lebens koncentriren, die denkbar höchste Schönheit sich in Wirklichkeit verwandeln. Zuweilen wird dieser Augenblick am Anfang, zuweilen in der Mitte, zuweilen am Entscheidungspunkte der Handlung liegen; zuweilen gar wenn die Handlung vorüber ist, und der Künstler uns nur ihre Folgen erblicken läßt.

Lessing behauptet, die bildende Kunst solle nicht allein den fruchtbarsten Moment wählen, sondern sie müsse auch keine Erscheinungen von nur transitorischer Art ausdrücken wollen, d. h. Erscheinungen, die sich nur als plötzlich kommend und plötzlich verschwindend denken lassen. Er hält diese für ungeeignet zur künstlerischen Darstellung, weil es unangenehm sei, Etwas, von dem wir wissen, daß es in der Wirklichkeit jählings kommt und vergeht, als dauernde Erscheinung vor uns zu sehen. Aber was könnte transitorischer sein, als die Stellung vieler der Pferde und Reiter auf der panathenäischen Procession des Parthenon-Frieses, oder die Jünglinge, welche eiligst ihre Gewänder anlegen, um sich ihren Gefährten anzuschließen? Könnte wohl Etwas rascher verschwinden, als die Stellung des Marsyas, der auf dem Bildwerke Myron's in augenblicklichem Entzücken beim Anblick der Flöte zurück fährt, die Athene ihm hingeworfen hat? Er hat die Stellung in einem Augenblick angenommen, und wird sie im nächsten verändern. Der Diskuswerfer desselben Künstlers könnte nicht länger als einen Moment die Haltung bewahren, in welcher er als Marmorbild von Jahrhundert zu Jahrhundert verharrt. „Die badenden Soldaten" Michel Angelo's sind durch einen plötzlichen Ruf zu rascher Bewegung empor geschreckt worden; und jeder von ihnen wird sofort eine neue Attitude annehmen. Auf dem schönen Gemälde Mantegna's, wo Judith im Begriffe steht, das Haupt des Holofernes in den Sack fallen zu lassen, welchen eine Sklavin ihr hinhält, braucht sie nur ihre Finger zu lösen, und die Handlung ist vollbracht. So vorübergehend die Erscheinung in jedem dieser Werke ist, keins derselben gewährt nur ein augenblickliches Vergnügen; und der Grund davon ist, daß der flüchtige Moment zum Gegenstand einer erhabenen oder lieblichen Vision gemacht ward. Eine jähe

Digitized by Google

Handlung verstimmt uns nur, wenn die daran betheiligten Figuren an sich uninteressant sind; gebt ihnen Leben und Schönheit, und sie sind mit ewigem Zauber bekleidet. Künstler höchsten Ranges enthüllen oft in einem jähen Augenblick die tiefsten Eigenschaften des Charakters. In dem eben genannten Werke Mantegna's ist tragische Größe jedem Zuge, jeder Kontour der majestätischen Gestalt Judith's aufgeprägt. Sie ist mehr, als die individuelle Befreierin Israel's; die höchste Kunst des großen Meisters hat sie zum Typus einer Seele gemacht, die zu einem furchtbaren Schicksal berufen ist, und keinen Augenblick vor dem Rufe zurückbebt.

Schon dies eine Werk müßte uns veranlassen, eine Theorie zu modificiren, die Lessing in einem seiner Fragmente ausspricht: daß die Malerei unfähig sei, das Erhabene wiederzugeben. Die Erhabenheit eines sturmgepeitschten Oceans, ragender Berggipfel, und der Sterne liegt allerdings außer dem Bereiche des Malers; denn, wie Lessing mit Recht bemerkt, eine Bedingung des körperlich Erhabenen ist Größe der Dimensionen; und das Höchste, was die Kunst zu thun vermag, wenn sie mit großen Dimensionen zu schaffen hat, ist, daß sie ihre verhältnißmäßige Gestalt bewahrt. Es giebt indeß sowohl eine sittliche, wie eine körperliche Erhabenheit; und die erstere, größere der beiden kann der bildende Künstler so vollkommen wie der Dichter erreichen. Der „Moses" Michel Angelo's ist nicht minder erhaben, als das zermalmende Leid des Othello oder König Lear; und seine Gestalten der Gottheit in der sixtinischen Kapelle athmen eine Erhabenheit, die den gedankenlosesten Beschauer mit Ehrfurcht durchbebt.

4.

Mag nun der Dichter, wie Lessing behauptet, auf das Successive angewiesen sein oder nicht, jedenfalls leuchtet ein, daß er sich nicht auf das neben einander Existirende zu beschränken braucht. Bei der Darstellung von Handlungen mag er nach Gefallen von ihren ersten dunklen Anfängen bis zu ihren letzten Endresultaten über sie verfügen.

Wie Lessing zugiebt, daß kollektive Handlungen, weil die verschiedenen Theile derselben neben einander im Raume existiren und sich als ein Ganzes auf einmal übersehen lassen, vom bildenden Künstler behandelt werden mögen, so gestattet er sie auch dem

Digitized by Google

Dichter, weil sie thatsächlich, wenn auch noch so schnell, nach einander in der Zeit wahrgenommen werden. Die kollektiven Handlungen sind daher das gemeinschaftliche Gebiet der Poesie und der bildenden Kunst. Da erstere jedoch ein Element nach dem andern hervorheben muß, kann sie dieselben nicht so wirkungsvoll wie letztere verbinden. Was sie mithin an dem Ganzen verliert, muß sie an den Theilen zu gewinnen suchen. Das heißt: während der bildende Künstler, der eine kollektive Handlung darstellt, hauptsächlich die Vollkommenheit des Ganzen im Auge haben muß, muß der Dichter seine Aufmerksamkeit mehr auf die Vollkommenheit der einzelnen Theile richten.

Ungleich dem bildenden Künstler, ist der Dichter nicht auf kollektive Handlungen beschränkt. Er vermag sowohl der Bewegungsreihe eines einzelnen Körpers in der Zeit, wie derjenigen verschiedener Körper zu folgen. Kurz, das ganze Gebiet der Veränderungen steht ihm offen.

Kraft dieses weiteren Spielraums nimmt Lessing für die Poesie die Fähigkeit, das körperlich Erhabene darzustellen, in Anspruch, welche er der Malerei abspricht. Durch die allmähliche Verkleinerung der Gegenstände erweckt Shakespeare uns ein echtes Gefühl der Erhabenheit in seiner Schilderung der Felsklippe, von welcher Gloucester sich herabstürzen will. Mit dieser Stelle vergleicht Lessing die Stelle in Milton's „Verlorenem Paradiese", wo der Sohn Gottes in das grundlose Chaos hinabblickt. „Diese Tiefe ist bei weitem die größere; gleichwohl thut die Beschreibung derselben keine Wirkung, weil sie uns durch Nichts anschaulich gemacht wird."

Ein anderes Beispiel des Erhabenen in der Poesie ist Homer's Behandlung der Götter, wenn sie bei der Entscheidung über das Geschick Troja's unter sich selbst handgemein werden. Athene rafft einen riesigen Grenzstein auf, den die Hände vieler Männer — Männer der Vorzeit, die noch weit stärker als die homerischen Helden waren — dorthin gewälzt hatten, und schleudert ihn nach Ares, welcher niederstürzt und sieben Hufen Landes bedeckt. Der Dichter kann dies ohne Schwierigkeit darstellen, denn er macht die Scene unsichtbar, und überläßt es der Einbildungskraft, sich die Proportionen der Götter so groß, wie sie will, zu denken. Aber wie könnte der Maler dies wiedergeben? Jede Vorstellung der Größe

Digitized by Google

würde durch den verjüngten Maßstab verloren gehn. Daß Lessing hierin Recht hatte, wird durch die Thatsache bestätigt, daß die griechischen Künstler niemals göttliche Scenen zur Darstellung wählten, bei denen sie den Göttern übermenschliche Dimensionen hätten geben müssen.

Homer läßt seine Helden manchmal in Augenblicken der Gefahr durch einen Gott oder eine Göttin gerettet werden. In solchen Fällen hüllt die beschützende Gottheit den Geretteten meist in eine Wolke. Lessing meint, die Wolke sei nur ein poetisches Mittel, um die äußerste Schnelligkeit der Entrückung dadurch sinnlicher zu machen. Aber das ist unnütze Deutelei. Homer meint offenbar genau, was seine Worte besagen; und gerade die Einfachheit des Kunstgriffs verleiht demselben eine gewisse Schönheit. Wenige indeß werden es ungerechtfertigt finden, wenn Lessing behauptet, daß die Malerei sich dieses Kunstgriffs nicht bedienen dürfe. Es giebt kein Mittel, durch welches der Maler eine an der dargestellten Handlung betheiligte Person für die übrigen Personen unsichtbar machen könnte. Nur dem Dichter steht dies zu.

Ein anderer Vortheil, den die Poesie durch ihre größere Freiheit besitzt, ist der, daß sie eine ungemein sinnliche Vorstellung von der Schnelligkeit zu geben vermag. Der Graf Caylus hatte dem Künstler empfohlen, wenn er schnelle Pferde darzustellen hat, alle seine Kunst anzuwenden, um diese Schnelligkeit auszudrücken. Der bildende Künstler vermag das aber nur zu thun, indem er uns die Ursache derselben, das Anstrengen der Pferde, sehen läßt. Der Dichter kann die Schnelligkeit auf mancherlei verschiedene Art ausdrücken. Wenn die Länge des Raums bekannt ist, kann er unsre Einbildungskraft vornehmlich auf die Kürze der Zeit heften; so läßt er, wenn die verwundete Aphrodite auf dem Wagen des Ares das Schlachtfeld verläßt, Iris die Zügel ergreifen, und sofort sind sie im Olymp. Oder er kann einen ungeheuren Maßstab des Raumes annehmen; so läßt Virgil den Merkur auf seinem Fluge vom Olymp nach Karthago auf dem Berge Atlas, Homer den Hermes, als er vom Zeus zur Kalypso gesendet wird, auf dem Berge Pieros, und Tasso den von Gott nach Tortosa herabgeschickten Gabriel auf dem Libanon ausruhen. „Die Absicht des Dichters dabei," sagt Lessing, „ist diese: er will euch eine lebhaftere Idee

Digitized by Google

von der Weite des Weges machen; er zerlegt ihn also in zwei Hälften, und läßt euch aus der bekannten Größe der einen, kleinern Hälfte auf die unbekannte Größe der andern schließen.“ Oder auch, der Dichter kann die Schnelligkeit bloß aus den Spuren schließen lassen, die der bewegte Körper auf seinem Wege zurück läßt; so wenn Homer von den Stuten des Erichthonios sagt: „Sie liefen über die Spitzen der Aehren, ohne sie zu beugen, und liefen auf der schäumenden Fläche des Meeres einher.“

Mittels der größeren Freiheit der Bewegung, welche die Dichtkunst besitzt, löst Lessing verschiedene Probleme, welche frühere Schriftsteller in Verlegenheit gesetzt hatten. Spence z. B. hatte in seinem „Polymetis“ einige Stellen aus Statius und Valerius Flaccus angeführt, wo die Venus als erzürnt, mit so schrecklichen Zügen geschildert wird, daß man sie eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten sollte. Er bemerkte, daß er sich in den alten Kunstwerken vergebens nach einer solchen Venus umgesehen habe, und erklärte die Thatsache aus dem Umstande, daß die beiden Dichter einer Zeit angehörten, da die römische Poesie schon in ihrem Verfalle war. Ohne sich des Statius oder Valerius in diesem Fall anzunehmen, erwidert Lessing, daß dem Dichter in Betreff der Götter Freiheiten erlaubt seien, die dem bildenden Künstler nicht vergönnt wären. Bei Letzterem sind die Götter personificirte Abstrakta, die beständig die ähnliche Charakterisirung behalten müssen, wenn sie erkennbar sein sollen. „Venus ist dem Bildhauer Nichts als Liebe . . . Eine zürnende Venus, eine Venus, von Rache und Wuth getrieben, ist dem Bildhauer ein wahrer Widerspruch; denn die Liebe, als Liebe, zürnet nie, rächet sich nie.“ Aber der Dichter, welcher die Götter handeln lassen kann, kann ihnen auch eine gewisse Individualität verleihen, und er braucht nicht zu befürchten, daß wir seine Venus nicht erkennen, weil sie in Zorn geräth.

Diese Lösung ist in der Hauptsache richtig, aber Lessing zieht doch wohl die Unterscheidungslinie zwischen dem Dichter und dem plastischen Künstler in ihrem Verhältnisse zur Mythologie etwas zu scharf. Es stimmte kaum zum Charakter der Artemis, dem schlafenden Endymion einen Kuß zu rauben; dennoch ward diese Scene von den antiken Künstlern ungenirt dargestellt. Der Typus jedes

Digitized by Google

Gottes und jeder Göttin war so wohlbekannt, daß Alles, was demselben nicht geradezu widerstritt, dem Bildhauer und dem Maler so gut wie dem Dichter erlaubt war, und bloßer Zorn steht nicht nothwendiger Weise in Widerstreit mit Liebe. Der Dichter konnte jedoch weiter gehen. Wie es scheint, hat kein bildender Künstler je gewagt, die Liebesabenteuer des Zeus darzustellen.

Ein anderes Befremden hatte Spence darüber geäußert, daß, während die Musen so häufig in der antiken Kunst dargestellt werden sind, die Dichter sie selten mit ihren Attributen schildern. Aber weshalb, fragt Lessing, sollten die Dichter sie so schildern? Ein allegorisches Wesen muß in der bildenden Kunst ein Attribut haben, sonst ist es nicht zu erkennen. In der Poesie sind die Sinnbilder unnöthig; der Charakter des allegorischen Wesens offenbart sich durch seine Handlungen. „Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern ausziereet, so erhebt er eine bloße Figur zu einem höheren Wesen. Bedienet sich aber der Dichter dieser malerischen Ausstaffirungen, so macht er aus einem höheren Wesen eine Puppe."

Keine Dichtungsart, ausgenommen die beschreibende, stand zu Lessing's Zeit in höherem Ansehen, als die Allegorie. Lessing erklärt sich nicht geradezu für einen Gegner der allegorischen Dichtung; allein er deutet klar genug an, wo sie läppisch und geschmacklos wird; und es ist eine Thatsache, daß die Liebhaberei für dieselbe seitdem immer mehr abgenommen hat.

Lessing stimmt mit dem Grafen Caylus in dem Bedauern überein, daß die Künstler seit Rafael's Zeit ihre Vorwürfe dem Ovid, statt dem Homer, entlehnt hätten. Es würde ihm jedoch als ein Fehlgriff erscheinen, den einmal beschrittenen Pfad zu verlassen, da das Publikum den Ovid, nicht aber den Homer kenne, und es immer für den Künstler ein Vortheil sei, bekannte Themata zu behandeln. Seit Lessing's Tagen hat das Studium Homer's der Kunst einen mächtigen Anstoß gegeben; sein allgemeiner Grundsatz bleibt aber darum nicht minder wahr. Die bildende Kunst hat immer dann ihre höchsten Triumphe gefeiert, wenn ihre Schöpfungen nur den im Volksgeiste lebenden Vorstellungen Gestalt verliehen. Das Gleiche gilt bis zu gewissem Grade von der Poesie; aber, wie Lessing hervorhebt, ihr weiterer Bereich macht sie weniger abhängig von der Vorkenntniß Derer, an die sie sich wendet.

Digitized by Google

5.

Lessing sagt indessen weit Mehr, als daß die Poesie sich mit dem Successiven zu befassen im Stande sei. Er behauptet, sie müsse sich in ihren unmittelbaren Nachahmungen auf Bewegung, auf das Wechselnde beschränken. Wenn sie überhaupt das Coexistirende enthülle, müsse es mittels des Successiven geschehen. „Handlungen können nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise, durch Handlungen."

Der Grund, den Lessing für dies Gesetz angiebt, ist, wie wir gesehen haben, der, daß die Zeichen, welche die Poesie benutzt, artikulirte Töne in der Zeit sind. Als er zuerst das Gesetz aufstellt, behauptet er: wie der Maler und Bildhauer in der Darstellung einer Handlung auf einen einzigen Augenblick beschränkt sei, so müsse der Dichter bei der Darstellung eines Körpers sich mit einem einzigen Beiworte begnügen, das den lebhaftesten Eindruck des betreffenden Körpers aus dem Gesichtspunkte gebe, von welchem aus er ihn uns zeigen will. Später modificirt Lessing die Strenge dieses Gesetzes, indem er zugiebt, daß mehrere malerische Beiwörter angewandt werden dürfen, wenn die Vorstellungen, die sie wachrufen, so schnell auftauchen, daß sie in demselben Augenblick aufzutauchen scheinen.

Sein Raisonnement ist hier sicherlich nicht beweiskräftig. Daß die coexistirenden Zeichen des Bildkünstlers unmittelbar nur das Coexistirende ausdrücken können, leuchtet ein; aber bei den successiven Zeichen des Dichters ist, wie Herder mit Recht geltend macht, der Fall nicht ganz derselbe. Handelte es sich um den Gegensatz zwischen Poesie und Musik, so würde die Parallele vollständig gewesen sein; denn Töne sind das einzige Mittel des Tonkünstlers, und sie lassen sich nicht anders als auf einander folgend denken. Aber Worte sind nicht das einzige Material des Dichters. Abgesehen von dem Umstande, daß sie den Rhythmus hervorbringen, sind sie kein Selbstzweck, sondern ein Mittel, — ein Mittel, das die Ideen erweckt, mit denen sie willkürlich verknüpft sind. Diese Ideen sind das wirkliche Material des Dichters. Es fragt sich also: kann der Dichter mittels der Ideen, die er hervorruft, ein Bild des Ko-

Digitized by Google

existirenden erschaffen? Behaupten wollen, daß er kein Bild irgend einer Art erwecken kann, hieße der Alltagserfahrung widersprechen. Ein Botaniker würde niemals eine Pflanze beschreiben, wenn er nicht ein Bild hervorrufen könnte, das im Geiste seiner Leser einige Aehnlichkeit mit derselben hat. Im gewöhnlichen Gespräch nehmen wir an, daß wir durch Worte einen richtigen Eindruck von den zahllosen Gegenständen geben können, welche den Stoff der Unterhaltung bilden.

Lessing erkannte sehr wohl diese einleuchtenden Thatsachen, und im Lauf der Erörterung vertauscht er sein abstraktes Raisonnement ruhig mit einem faßlicheren Argumente. Er räumt ein, daß sich durch auf einander folgende Beiwörter eine Vorstellung von koexistirenden Eigenschaften erwecken läßt; allein diese Vorstellung ist nicht lebhaft genug für die Poesie. „Der Poet will nicht bloß verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich sein; hiermit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Idee, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte, bewußt zu sein aufhören." Durch direkte Beschreibung der Gegenstände, sagt Lessing, kann der Dichter niemals eine so weit gehende Illusion erzeugen. Wir werden uns eines Dinges im Raume bewußt, indem wir erst seine Theile, dann ihre Verbindung unter einander, und endlich das Ganze betrachten. Unsere Sinne verrichten diese Operationen so schnell, daß wir sofort zum Endresultat zu gelangen scheinen; aber durch Worte läßt sich diese Schnelligkeit nicht erreichen. Nachdem Lessing zur Erläuterung dieser Behauptung eine Reihe berühmter Schilderungen Haller's, Ariost's, Virgil's ꝛc. angeführt und mit Recht bemerkt hat, daß die mühsam zusammengetragenen Einzelheiten dem Leser kein anschauliches Bild geben, spricht er dem Dichter gänzlich das Vermögen ab, körperliche Gegenstände lebendig zu schildern. Darin geht er offenbar zu weit. Alles kommt auf den Genius des Dichters an. Ein Wort ruft nicht bloß Ein scharf umrissenes Bild in uns wach; der Gegenstand, den es bezeichnet, ist in unserm Geiste mit vielen andern Gegenständen verknüpft, und diese erwachen gleichfalls, wenn jener uns ins Be-

Digitized by Google

wußtsein gerufen wird. Der Dichter wird also von der Einbildungskraft seiner Leser unterstützt. Wir nehmen keineswegs immer seine Gedanken einzeln in uns auf und setzen sie langsam zu einem Ganzen zusammen; ist er ein Meister seiner Kunst, so merken wir gleich seine Absicht, und bilden aus seinen ersten Andeutungen ein Ganzes, das wir nur mittels seiner späteren Pinselstriche verbessern.

Das ist freilich nur dann der Fall, wenn der geschilderte Gegenstand ein solcher ist, von dem schon ein allgemeiner Typus in unserm Geiste existirt. Wenn der Poet ein uns gänzlich unbekanntes Feld betritt, werden die von ihm angedeuteten Konturen, aus den von Lessing bemerkten Ursachen, immer undeutlich und kalt sein. Und selbst wo es sich um Gegenstände handelt, deren Gleichen Jeder gesehen hat, lieben die größten Dichter es nicht, mühsam ausgearbeitete Bilder zu zeichnen. Sie ziehen es vor, indem sie die angemessensten Beiwörter wählen, die Einbildungskraft anzuspornen, daß sie sich selbst Bilder mache. In grellem Gegensatze dazu steht die Methode vieler beliebten Romandichter. Der gewöhnliche Romanschreiber giebt sich nicht zufrieden, bis er mit schuldigen Ausrufen der Bewunderung jeden Vorzug seiner Heldin: ihr Haar, ihre Augen, Zähne, Hautfarbe und ihre ganze Gestalt, katalogisirt hat. Besonders verschwenderisch ist er mit seinen Beschreibungen von Naturscenen. Und doch — wer *sieht* jemals, was er so langweilig ausmalt?

Während er bestreitet, daß die Poesie Körper unmittelbar schildern könne, sagt Lessing, daß sie dieselben mittelbar durch Handlungen — oder, wie er besser gesagt hätte, durch Veränderungen — schildern kann. Er erläutert diesen Satz aufs eingehendste, indem er seine Beispiele hauptsächlich dem Homer entnimmt. Dies ist bei weitem der interessanteste und vielleicht der dauernd werthvollste Theil des „Laokoon". Lessing bringt tief in den Geist des ersten und größten der epischen Dichter ein, und es ist nicht zu Viel gesagt, daß seine Entwicklungen eine neue Aera in der Werthschätzung und Kritik der Ilias wie der Odyssee eröffneten.

In direkter Schilderung geht Homer selten über den Gebrauch eines oder zweier Beiwörter, der lebendigsten und bezeichnendsten, die er wählen kann, hinaus. Wenn er unsern Blick auf einen besonderen körperlichen Gegenstand zu heften wünscht, so macht er

Digitized by Google

denselben, wie Lessing sagt, zum Mittelpunkt einer Handlung. „Er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheinet, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehn." Wenn er Here's Wagen beschreibt, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen. Um uns zu zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, läßt ihn der Dichter seine Kleidung Stück vor Stück anlegen. Um uns das Scepter des Agamemnon oder des Achilleus zu schildern, erzählt er uns die Geschichte des einen wie des andern. In diesem Fall war dem Homer zugleich daran gelegen, uns durch die Geschichte dieser Stäbe ein Bild von der Verschiedenheit der Macht zu geben, deren Zeichen sie waren. Aber auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, schlägt er dieselbe Methode ein. Wenn er uns z. B. den Bogen des Pandaros malen will, fängt er mit der Jagd des Steinbocks an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; dann kommen sie in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, polirt sie, und beschlägt sie an den Spitzen mit Goldblech.

Der Schild des Achilleus, den Homer „in mehr als hundert prächtigen Versen" so plastisch beschreibt, daß er vornehmlich mit Rücksicht auf diese Schilderung von Alters her als „ein Lehrer der Malerei" betrachtet wurde, wird auf dieselbe Weise behandelt. „Homer malt nämlich den Schild nicht als einen fertigen, vollendeten, sondern als einen werdenden Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedient, das Koexistirende seines Vorwurfs in ein Konsekutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht den Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er den Schild verfertiget. . . Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis Alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen." Welch ein Kontrast gegen die langweilige Behandlung einer ähnlichen Aufgabe bei Virgil, der uns den fertigen Schild des Aeneas mit einem ewigen „Hier ist" und „Da ist", „Nahe dabei steht" und „Nicht weit davon sieht man" beschreibt!

Digitized by Google

Die Mittel des Dichters, einen allgemeinen Eindruck von einem körperlichem Gegenstande zu geben, sind indeß nicht erschöpft, wenn er ihn zum Mittelpunkt einer Handlung gemacht hat. Er kann ihn auch mittelbar schildern, indem er seine Wirkungen beschreibt. Nur beiläufig erfahren wir, daß Helena weiße Arme und schönes Haar gehabt; dem ungeachtet genügt die Stelle, wo sie in die Versammlung der Aeltesten des trojanischen Volkes tritt, uns ihre Schönheit im strahlendsten Lichte zu zeigen. „Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wohl werth erkennen lassen, der so viel Blut und Thränen kostet? Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursachet, und ihr habt die Schönheit selbst gemalet! Wer kann sich den geliebten Gegenstand der Sappho, bei dessen Erblickung sie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennet, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die schönste, vollkommenste Gestalt zu sehen, so bald er mit dem Gefühle sympathisiret, welches nur eine solche Gestalt erregen kann?“

Zur Illustration dieses Gesetzes, eines der wichtigsten der ganzen Kunstlehre, hätte Lessing sich eben so erfolgreich an Shakespeare wie an Homer und Sappho wenden können. Shakespeare sagt Wenig oder Nichts von den äußerlichen Vorzügen, z. B. einer Miranda und Julie. Aber wozu sollte er es auch thun, wenn wir sie mit den Augen eines Ferdinand und Romeo sehen? Die Gluth dieser beiden Liebhaber sagt uns mehr von der Lieblichkeit und Schönheit der von ihnen angebeteten Wesen, als ganze Bände direkter Beschreibung es vermöchten.

Noch einen anderen Weg giebt es, auf welchem der Dichter uns einen Begriff von einem schönen Gegenstand geben kann. Er kann die Schönheit in Reiz verwandeln, den Lessing als „Schönheit in Bewegung“ definirt. Seinem Grundsatze getreu, daß die bildende Kunst nicht das schnell Entschwindende darstellen dürfe — was wir freilich durch zahlreiche Kunstleistungen widerlegt sahen, — spricht er ihr die Fähigkeit ab, den Reiz wiederzugeben. Ein Lächeln auf einem gemalten oder gemeißelten Gesichte, sagt er, wird schließlich zur Grimasse. Um so entschiedener betont er die

Digitized by Google

Fähigkeit der Poesie, den Reiz darzustellen. „In der Poesie bleibt er, was er ist: ein transitorisches Schönes, das wir wiederholt zu sehen wünschen." Demgemäß zeigt er uns, daß Alles, was in Ariost's Gemälde von der Alcina rührt und gefällt, Reiz ist: „Der Eindruck, den ihre Augen machen, kommt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie,

Pietosi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdseligkeit um sich blicken, und sich langsam drehen; daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt. Ihr Mund entzückt, nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwei Reihen auserlesener Perlen verschließen, sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches für sich schon ein Paradies auf Erden eröffnet; weil er es ist, aus welchem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen."

Der Graf Caylus hatte den Homer den bildenden Künstlern empfohlen und behauptet, daß seine unzähligen Bilder sich fast alle künstlerisch darstellen ließen. Man wird jetzt leicht verstehen, weshalb Lessing der Ansicht ist, daß viele der schönsten Schilderungen Homer's in der Form, wie er sie uns darbietet, durchaus ungeeignet für künstlerische Behandlung sind. Bewegung, fortschreitende Handlung gehören so wesentlich zu ihrem Charakter, daß der bildende Künstler unmöglich ihre ganze Wirkung wiederzugeben vermag. Gesetzt, man nähme seine Schilderungen der Pest zum Vorwurf eines Gemäldes. „Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend." In der unvergleichlichen Schilderung Homer's dagegen „führt uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeiget, durch eine ganze Galerie von Gemälden", und so weit Leben über dem Gemälde steht, so weit steht der Dichter hier über dem Maler.

Andererseits können leise Winke dem bildenden Künstler oft einen herrlichen Stoff bieten. Man nehme das Bankett der rathpflegenden Götter: „Ein goldener offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pokal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedienet. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Kontraste, welche

Mannigfaltigkeit des Ausdrucks! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wenn mich der Maler so bezaubert, wie viel mehr wird es der Dichter thun! Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, die aber selbst kein Gemälde sind.“

Wenden wir uns von Homer zu Milton, so finden wir, daß dieser „keine Galerien füllen kann“. Dieser Umstand verleitete den Grafen Caylus zu dem herben Urtheil, „der Verlust des Gesichts möge wohl die größte Aehnlichkeit zwischen den beiden Dichtern sein“. Lessing antwortet auf diese Spöttelei: „Müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen großen Werth auf den Verlust des erstern legen.“ Während Milton dem bildenden Künstler von so geringem direkten Nutzen ist, haben die Evangelisten, welche die Fakta mit trockener Einfalt erzählen, uns eine Leidensgeschichte Christi geliefert, in der man kaum eine Stelle mit dem Kopf einer Nadel berühren kann, die nicht die größten Artisten beschäftigt hätte.

Wenn der bildende Künstler die charaktervollsten Gemälde des Dichters reproduciren will, so kann er sie nicht in ihrer ursprünglichen Form wiedergeben; sie müssen sich der neuen Welt anpassen, in die sie verpflanzt werden. Der Graf Caylus rieth den Malern, wenn sie die Scene des Erscheinens der Helena vor den Aeltesten darstellten, „es sich besonders angelegen sein zu lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise empfinden zu lassen.“ Als Zeuxis eine Helena malte, unter welche er die Zeilen Homer's setzte, in denen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, schlug er nicht dies Verfahren ein: er malte einfach die nackte Figur. Er war dabei dem Geiste Homer's getreu, während Jemand, welcher den Rath des Grafen Caylus befolgen wollte, obschon er sich an den Buchstaben hielte, den Dichter gänzlich falsch darstellen würde. In der Ilias ist der Affekt der Greise nur momentan, auf der Leinwand würde er permanent, und die Aeltesten müßten ein Gegenstand des Ekels werden. „Handlungen aus dem Homer zu malen,“ sagt

Digitized by Google

Lessing, „bloß weil sie eine reiche Komposition, vorzügliche Kontraste, künstliche Beleuchtungen darbieten, schien der alten Artisten ihr Geschmack nicht zu sein; und konnte es nicht sein, so lange sich noch die Kunst in den engern Grenzen ihrer höchsten Bestimmung hielt. Sie nährten sich dafür mit dem Geiste des Dichters: sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen: das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er; und so wurden ihre Werke Abdrücke der homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater: ähnlich, aber verschieden."

6.

Gegen den Schluß des „Laokoon" erörtert Lessing die Frage, wie sich die bildende Kunst und die Poesie zur Häßlichkeit verhalten. Er will nicht zugeben, daß die Poesie eher als die bildende Kunst häßliche Gegenstände um ihrer selbst willen schildern dürfe. In ihrer Handlung erregen sie einfach Verdruß, und, so argumentirt Lessing, es kann nicht die Absicht irgend einer Kunst sein, dies zu thun.

Ist das Häßliche also der Poesie ganz untersagt? Nein, antwortet er, denn es kann ein Hilfsmittel werden, Empfindungen zu erwecken, welche durchaus im Bereiche des Dichters liegen. Eine dieser Empfindungen ist das Lächerliche. Lessing wählt als Beispiel den Thersites. Die körperliche Häßlichkeit des Thersites würde an sich nicht lächerlich sein, denn ein mißgebildeter Körper, der mit einer schönen Seele verbunden ist, afficirt in keiner Art unser Wohlgefallen an der letzteren; und wenn er durch seine Gebrechlichkeit die Seele in ihren Wirkungen hindert, so erweckt er nicht Lachen, sondern Mitleid. Allein bei Thersites ist seine Häßlichkeit im Einklang mit seinem Charakter, und beide stehen in Widerspruch mit der Idee, die er von seiner eigenen Wichtigkeit hegt. Selbst das, bemerkt Lessing, würde noch nicht genügen, ihn zu einer lächerlichen Figur zu machen; denn wenn sein „boshaftes Geschwätz" Jemandem anders als ihm selbst schädlich gewesen wäre, so hätten wir ihn gehaßt, aber nicht über ihn gelacht. Wie Aristoteles, hält Lessing die Unschädlichkeit (das *οὐ φθαρτικόν*) für eine unumgängliche Bedingung der komischen Wirkung. Da Thersites Niemandem schadet, hat er den Zweck, unser Lachen zu erregen, und seine Häßlichkeit erscheint uns als eins der komischen Elemente seiner Persönlichkeit.

Digitized by Google

Gesellt sich Häßlichkeit zu einem Charakter, der nicht allein boshaft ist, sondern unheilvolle Wirkungen anrichtet, so ist sie nicht lächerlich, sondern schrecklich. Der Bastard Edmund im „König Lear“ ist kein geringerer Böswicht, als Richard III.; dennoch erweckt Letzterer weit mehr Schaudern und Entsetzen, als Ersterer. Lessing meint, die Ursache davon sei, daß, wenn Edmund sich selbst schildert, wir „einen Teufel hören, aber ihn in der Gestalt eines Engels des Lichts sehen“; in Richard hingegen „hören wir einen Teufel, und sehen einen Teufel, in einer Gestalt, die der Teufel allein haben sollte.“

Vom Häßlichen zum Ekelhaften übergehend, widerspricht Lessing der Theorie Mendelssohn's, daß wir diese Empfindung nur durch die Sinne des Geschmacks, Geruchs und Gefühls zu erfahren vermögen. Lessing bemerkt, das Auge könne eben so wohl Ekel empfinden, z. B. über ein Feuermal im Gesichte, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit vorragenden Löchern ꝛc. Er räumt jedoch ein, daß der Ekel für den Gesichtssinn minder intensiv sei, da das Auge eine Menge von Eindrücken zugleich wahrnimmt, so daß die Wirkung der unangenehmen Dinge dadurch geschwächt wird. Jeder der niederen Sinne ist nur eines einzigen Eindrucks zu gleicher Zeit fähig, so daß das Widerwärtige hier in seiner ganzen Stärke wirkt.

Ekel in diesem weiteren Sinne nehmend, führt er eine Reihe von Beispielen an, um zu beweisen, daß das Ekelhafte, so gut wie das Häßliche, als ein Ingrediens des Lächerlichen, und noch mehr des Schrecklichen dienen kann, besonders des Schrecklichen, das der äußerste Grad von Hunger erzeugt.

Man kann Zweifel hegen, ob Lessing's Ansicht von der Stellung, welche Thersites in der Ilias einnimmt, richtig ist. Wohl möglich, daß der Charakter sich in einem komischen Lichte darstellen läßt; allein Homer will offenbar nicht, daß wir über ihn lachen, sondern daß wir ihn verachten und verabscheuen sollen. So ward er auch von den Griechen betrachtet. Wahrscheinlich empfing er eine häßliche Gestalt, damit Keiner in Versuchung käme, ihn in seinen Hetzereien gegen die Heerführer zu unterstützen. Des Kunstgriffs, durch körperliche Häßlichkeit Lachen zu erregen, pflegen große Dichter sich nicht gern zu bedienen; doch kann an seiner Zulässigkeit innerhalb gewisser Grenzen kein Zweifel sein. Wer könnte sich den

Digitized by Google

Digitized by Google

Falſtaff in einer Adonisgeſtalt denken? Und würde Sancho Panſa eben ſo lächerlich ſein, wenn er nicht ein ſolcher Dickwanſt wäre?

Daß Häßlichkeit unter Umſtänden das Schreckliche erhöht, kann man zugeben; allein das Beiſpiel, welches Leſſing als Beweis dafür wählt, hat nichts Entſcheidendes. Wenn Richard III. eine ſchrecklichere Figur als Edmund iſt, ſo rührt das nicht daher, weil er ihm an körperlicher Schönheit nachſteht, ſondern weil Richard's Boshaftigkeit teufliſcher als diejenige Edmund's iſt, ein weiteres Bethätigungsfeld hat, und um ihrer ſelbſt willen mit Vorbedacht genährt zu werden ſcheint. Vielleicht hätten wir nicht Unrecht, anzunehmen, daß Richard zu einer Mißgeſtalt gemacht worden iſt, damit ſeine Erſcheinung durch die Kraft des Gegenſatzes den Eindruck der wilden Triebe, von denen er beherrſcht wird, vertiefe.

Die Beiſpiele ekelhafter Gegenſtände, welche Leſſing anführt, ſetzen es faſt außer Zweifel, daß der Dichter ſich niemals mit dergleichen Dingen befaſſen ſollte. Ariſtophanes ſchildert freilich zuweilen das Ekelhafte; aber wir modernen Europäer ſind in dieſem Punkte empfindlicher, als die alten Griechen.

Auf die Frage, ob die bildende Kunſt, gleich der Poeſie, ſich des Häßlichen bedienen darf, um den Eindruck des Lächerlichen oder Schrecklichen zu verſtärken, will Leſſing, wie er ſagt, nicht geradezu mit Nein antworten. Thatſächlich thut er es jedoch, denn er bemerkt: da der bildende Künſtler neben einander geordnete Zeichen benutze, ſo empöre uns das, was uns in der Natur ſelbſt empört, nicht viel weniger in der Skulptur und Malerei, und wir vergäßen allmählich die Abſicht, um deren willen er es ſeinem Werke einverleibt habe, und empfänden nur noch das Unförmliche. Da der Dichter ſich ſucceſſiver Zeichen bedient, iſt er aus demſelben Grunde, der es ihm verbietet, ſchöne Körper unmittelbar zu ſchildern, im Stande, häßliche Gegenſtände zu ſchildern. Der Eindruck der Häßlichkeit wird bei dem langſamen Proceſſe, die Theile zu einem Ganzen zu verbinden, gemildert und abgeſchwächt.

Leſſing verfährt durchaus conſequent, indem er das Häßliche aus der bildenden Kunſt verbannt wiſſen will. Aber iſt in Tizian's „Bacchus und Ariadne" der betrunkene Silen nicht an ſeinem Platze? Möchten wir den garſtigen Drachen aus Dürer's „Melancholie" entfernt ſehen? Nimmt Jemand Anſtoß an Murillo's

Digitized by Google

zerlumpten Bettlern? Lionardo war nicht der Ansicht, daß die Medusa, in welcher er alles Schrecklichste verkörperte, außerhalb der Grenzen der Malerei läge; und die antiken Künstler nahmen mit Vorliebe denselben Gegenstand zum Anlasse, ihre Kunst in der Ueberwindung von Schwierigkeiten zu entfalten. Es ist richtig, daß der Bildhauer nur selten Gebrauch von dem Häßlichen machen kann; aber der Maler kann die Wirkung desselben durch die Farbe so sehr mildern, daß es reine Willkür ist, ihm seine Verwendung unter allen Umständen zu untersagen. Er mag sich seiner aus denselben Gründen wie der Dichter bedienen: zur Verstärkung des Schrecklichen und des Lächerlichen. Beide mögen sich auch desselbe zu Nutze machen, um durch den Gegensatz die volle Bedeutsamkeit höherer Eigenschaften hervor zu heben.

7.

Die bisher angeführten Unterschiede zwischen der bildenden Kunst und der Poesie entspringen meist aus der Ursache, daß erstere sich coexistirender, letztere successiver Zeichen bedient. Allein die Zeichen lassen sich nicht bloß als coexistirende und successive, sondern auch als willkürliche und natürliche ansehen. Auf diesen Unterschied gedachte Lessing in der Fortsetzung des „Laokoon" sein Augenmerk zu richten.

In einem Briefe an Nicolai vom 26. März 1769 über eine Recension des „Laokoon" von Garve, die in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" erschienen war, bemerkt Lessing, daß er durch den Unterschied der natürlichen und der willkürlichen Zeichen den Rang der historischen und der allegorischen Kunst zu bestimmen gedenke. Beide, sagt er, machen die Zeichen der Kunst zu „natürlichen Zeichen von willkürlichen Dingen," und willkürliche Zeichen nennt er nicht allein Alles, was zum Kostüm gehört, sondern auch einen großen Theil des körperlichen Ausdrucks selbst. Daher, folgert er, kann diese Kunstart nicht so allgemein verständlich sein, noch eine so schnelle Wirkung üben, wie diejenige Kunst, welche sich „natürlicher Zeichen von natürlichen Dingen" bedient. Letztere, welche nur die Schönheit darstellen will, ist die höchste Art der Kunst, die einzige wahre Kunst im strengsten Sinne des Wortes. Allein erstens nimmt Lessing zu voreilig an, daß die historische

Malerei nur willkürliche Dinge mittels natürlicher Zeichen darstelle. Er räumt selber ein, daß bis zu einem gewissen Grade der Ausdruck nicht willkürlich sei. Derselbe variirt im Einzelnen bei verschiedenen Racen und zu verschiedenen Zeiten; aber die großen Leidenschaften der menschlichen Natur offenbaren sich im Wesentlichen zu allen Zeitaltern und bei allen Völkern durch dieselben Bewegungen. In so fern derselbe allgemein verständlich ist, ist er im vollsten Verstande natürlich; und wenn die historische Malerei sich auf einen derartigen Ausdruck beschränkt, sind ihre Zeichen „natürliche Zeichen von natürlichen Dingen."

Anders steht es um die Allegorie. Hier vertreten natürliche Zeichen willkürliche Dinge. Eine weibliche Figur mit einem Zügel bedeutet nicht einfach eine weibliche Figur mit einem Zügel, sondern die Mäßigkeit, eine Eigenschaft des Geistes, die sich auf diese indirekte Art andeuten läßt. Eine andere Figur mit einer Binde vor den Augen und einer Wage in der Hand soll nicht für das gelten, als was sie erscheint: sie ist eine mehr oder minder willkürliche Darstellung der Gerechtigkeit.

Die Allegorie widersprach gänzlich dem Geiste der Griechen, welche in der Kunst wie in der Philosophie Deutlichkeit und Bestimmtheit liebten. Erst bei den Römern wurde der Geschmack für die Personificirung abstrakter Vorstellungen stark entwickelt; und von ihnen ging er auf die Christen der ersten Jahrhunderte über. Im Mittelalter war die Allegorie eins der Hauptmittel, durch welche künstlerische Instinkte geweckt und genährt wurden. Sie ist offenbar zu verwerfen, wenn die natürlichen Zeichen, abgesehen von den willkürlichen Dingen, mit denen sie verbunden sind, keinen Eindruck machen; wenn jedoch ein Gemälde oder eine Statue an sich schön oder ausdrucksvoll ist, so haben wir keine Ursache, darüber zu klagen, daß sie im Grunde nur abstrakte Eigenschaften verkörpert.

In einem seiner Fragmente sagt Lessing, daß die Poesie, obschon sie sich in der Regel nur willkürlicher Zeichen bedienen kann, doch nebenher auch natürliche Zeichen habe. Die Interjektionen rechnet er zu dieser Kategorie, und weist auf den „Philoktet" des Sophokles als Beispiel dafür hin, daß die moderne Poesie mit Nutzen einen weit größeren Gebrauch davon machen könnte, als es geschieht. Auch durch Onomatopöie gebildete Wörter sind natürliche

Digitized by Google

Zeichen, und „aus dem klugen Gebrauch derselben entstehet das, was man den musikalischen Ausdruck in der Poesie nennet, von welchem öfters und vielfältig Exempel angeführt werden.“ Die große Mehrzahl der Wörter ist indeß willkürlich; aber Lessing bemerkt sowohl in den Fragmenten wie in dem Briefe an Nicolai, daß es das Ziel des Dichters sein müßte, sie so viel wie möglich zu natürlichen Zeichen zu erheben. Unter den Mitteln dazu nennt er die Stellung der Worte, das Silbenmaaß, die Metaphern und Gleichnisse. „Alle diese Dinge bringen die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher; aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen. Folglich sind alle Gattungen, die sich nur dieser Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poesie zu betrachten; und die höchste Gattung der Poesie ist die, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist aber die dramatische; denn in dieser hören die Worte auf, willkürliche Zeichen zu sein, und werden natürliche Zeichen willkürlicher Dinge.“

Was Lessing meint, ist offenbar dies, daß in dem Drama die Worte, ohne buchstäblich natürliche Zeichen zu sein, die volle Stärke natürlicher Zeichen erhalten. Das heißt, sie rufen nicht bloß Vorstellungen und Empfindungen in unsrer Seele hervor; wir sehen, in der Handlung des Stückes, den Einfluß der Vorstellungen und Empfindungen, welche sie darstellen. Das Drama ist, mit Einem Worte, eine lebendige Kunst, und deshalb macht es auf uns einen tieferen Eindruck, als Skulptur und Malerei, oder als jede andere Art von Poesie. Obschon eine lebendige Kunst, würde ihre Wirkung nicht so eindringlich wie die ihrer Rivalen sein, wenn sie das menschliche Leben weniger wahr als diese spiegelte. Wenn aber Lessing sein System bis zu dessen letzten Resultaten ausgearbeitet hätte, würde er unzweifelhaft nachgewiesen haben, daß im Drama allein das menschliche Leben vollständig abgespiegelt wird.

Nachdem er die Unterschiede der verschiedenen Künste erschöpft hätte, gedachte Lessing all' ihre möglichen Verbindungen zu untersuchen. Von diesen erscheint ihm „die Vereinigung willkürlicher, auf einander folgender hörbarer Zeichen mit natürlichen, auf einander folgenden hörbaren Zeichen“ als die „unstreitig vollkommenste“. Von solcher Art ist die Verbindung der Poesie mit der Musik. „Die Natur selbst,“ sagt er, „scheint sie nicht sowohl zur Verbindung, als

vielmehr zu einer und derselben Kunst bestimmt zu haben. Es hat auch wirklich eine Zeit gegeben, wo sie beide zusammen nur eine Kunst ausmachten. Ich will indeß nicht leugnen, daß die Trennung nicht natürlich erfolgt sei, noch weniger will ich die Ausübung der einen ohne die andere tadeln; aber ich darf doch bedauern, daß durch diese Trennung man an die Verbindung fast gar nicht mehr denkt, oder, wenn man ja daran denkt, man die eine Kunst nur zu einer Hilfskunst der anderen macht, und von einer gemeinschaftlichen Wirkung, welche beide zu gleichen Theilen hervorbringen, gar Nichts mehr weiß. Hernach ist auch noch dieses zu erinnern, daß man nur eine Verbindung ausübet, in welcher die Dichtkunst die helfende Kunst ist, nämlich in der Oper, die Verbindung aber, wo die Musik die helfende Kunst wäre, noch unbearbeitet gelassen hat."

Die mit dem Namen Richard Wagner's verknüpfte Bewegung, welche das gebildete Europa so tief erregt hat, hat kein anderes Ziel, als die Musik zur „helfenden Kunst" zu machen. Man kann also mit Fug sagen, daß Lessing eine der bedeutendsten und charakteristischsten ästhetischen Entwicklungen des gegenwärtigen Jahrhunderts entfernt angedeutet hat, wenn auch das, woran er zunächst dachte, die Verbindung der Musik und Poesie im griechischen Drama war.

8.

Es ist jetzt an der Zeit, Etwas über die Marmorgruppe zu bemerken, welche dem Buch seinen Titel giebt, und in Verbindung mit welcher mehrere der von uns erörterten Gesetze aufgestellt werden.

In einer seiner früheren Schriften hatte Winckelmann von dem Gesichtsausdrucke des Laokoon als einem Ausdruck stiller Größe gesprochen. „Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singet; die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibet. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet, und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet wie des Sophokles Philoktet: sein Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können."

Lessing räumt ein, daß Virgil und der Künstler ganz verschieden verfahren, da Ersterer den Laokoon schreien, Letzterer ihn nur seufzen läßt; aber ist dies durch den Umstand zu erklären, daß der Künstler

Digitized by Google

einen höheren Begriff von menſchlicher Würde hatte, als der Dichter? Er will das nicht zugeben; eben ſo wenig räumt er ein, daß der Philoktet des Sophokles anders handle, als der Laokoon des Virgil. Beide, ſagt er, geben ihren Leiden gleicherweiſe vollen Ausdruck. Jeden Schmerz zu verbeißen, war bei den alten Nordländern ein Zeichen von Heldenmuth, und in der modernen Zeit verbieten Höflichkeit und Anſtand Geſchrei und Thränen. Aber die Griechen, ſagt Leſſing, theilten nicht dies Vorurtheil barbariſcher und hyperraffinirter Zeiten. „Homer's verwundete Krieger fallen nicht ſelten mit Geſchrei zu Boden. Die geritzte Aphrodite ſchreiet laut; nicht um ſie durch dieſes Geſchrei als die weichliche Göttin der Wolluſt zu ſchildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben; denn ſelbſt der eherne Ares, als er die Lanze des Diomedes fühlt, ſchreit ſo gräßlich, daß beide Heere ſich entſetzen.“ Es kann alſo nicht wahr ſein, folgert Leſſing, daß die Künſtler durch die Unterdrückung gewaltſamer Schmerzäußerung Seelengröße ausdrücken wollten.

Indeß müſſen ſie ihre Urſachen gehabt haben, nach einem Verfahren zu handeln, das ſich für den Dichter nicht empfehlen würde. Was für Urſachen waren das? Die Antwort liegt in einigen der Grundſätze, die wir erörtert haben. Erſtlich würden die Züge des Laokoon, wenn man ihn hätte ſchreien laſſen, unangenehm entſtellt worden ſein. Die bloße weite Oeffnung des Mundes hätte eine widerwärtige Wirkung gemacht. Dadurch würde das oberſte Geſetz der Schönheit verletzt worden ſein. Um das Geſicht in Einklang mit dieſem Geſetz zu bringen, ward der Ausdruck gemildert; der Schrei wurde ein Seufzer. Zweitens würde der Künſtler, wenn er den Laokoon ſchreien ließ, nicht den fruchtbarſten Moment gewählt haben; denn über einen Schrei hinaus iſt keine Steigerung denkbar. Die Einbildungskraft hätte weder vor, noch zurück gehen können, ohne das Opfer in einer beſſeren, und darum minder intereſſanten Lage, d. h. entweder todt oder in geringerem Grade leidend, zu ſehen. Drittens iſt ein Schrei weſentlich tranſitoriſch: daher wurde ein Ausdruck gewählt, den wir als eine Zeitlang fortdauernd denken können.

Alles Dies hält Leſſing, wie wir geſehn haben, durchaus nicht anwendbar auf den Dichter. Er mag ungefällige Verzerrungen darſtellen, wenn er einen Grund dazu hat; er braucht nicht einen einzigen Moment zu wählen, ſondern kann über eine ganze Hand-

Digitized by Google

lung verfügen, indem er das, was einem widerwärtigen Eindrucke vorhergeht oder nachfolgt, mildert und abschwächt; das Transitorische wie das Dauernde stehen ihm gleichmäßig offen. Die Frage für Virgil war also: sind triftige Gründe vorhanden, den Laokoon nicht bloß seufzen, sondern schreien zu lassen? Solche Gründe waren vorhanden. Erstens macht sein Geschrei einen erhabenen Eindruck auf den Gehörsinn; zweitens offenbart es uns die volle Schrecklichkeit des Schicksals, das ihn ereilt hat.

Sodann weist Lessing in einer meisterhaften Analyse nach, daß Sophokles eben so berechtigt war, den Philoktet seinen Schmerzen ungehemmten Ausdruck geben zu lassen. Also freien Spielraum den natürlichen Empfindungen im Drama wie im Epos, während sie in der bildenden Kunst an gewisse Grenzen gebunden sind!

Die Freiheit, welche hier für den dramatischen Dichter beansprucht wird, ist vollkommen berechtigt; aber es ist unmöglich, den Argumenten beizustimmen, mit denen Lessing die Ansicht Winckelmann's hinsichtlich der Laokoongruppe bekämpft. Wir haben gesehen, daß körperliche Schönheit allein nicht das höchste Ziel des Künstlers ist; und in diesem besonderen Falle haben die Bildhauer keinen Anstand genommen, sie bis zu einem gewissen Grade zu opfern; denn der geöffnete Mund ist so wenig schön, wie die tiefgefurchte Stirn. Andererseits ist der Künstler nicht gehalten, den Moment, welcher der Phantasie freien Spielraum gewährt, im Lessing'schen Sinne zu wählen; und wenn er das thun müßte, ist die Vorschrift hier nicht beobachtet worden. Der Sohn zur Linken des Laokoon ist noch nicht völlig umstrickt; aber dem Sohne zu seiner Rechten entschwindet schon das Leben, und Laokoon selbst windet sich im Todeskampfe. Der tödtliche Biß, den er empfangen, hat ihn fast gelähmt; er stöhnt vor Entsetzen, und im nächsten Augenblick wird er als Leichnam auf den Altar zurück sinken. Wie hätte der Künstler einen späteren Moment wählen können? Dies widerlegt auch Lessing's drittes Argument: daß die Gesetze der Kunst dem Bildhauer untersagten, eine transitorische Stellung zu wählen. Geschrei ist nicht nothwendig transitorisch; aber wäre es auch der Fall, so ist die thatsächlich dargestellte Positur so rasch entschwindend, wie irgend denkbar. Viel richtiger, als Lessing, schildert Goethe in einem Aufsatze über Laokoon — in welchem er

Digitized by Google

merkwürdiger Weise der Lessing'schen Arbeit mit keiner Silbe gedenkt — das Wesen der Attitude. „Um die Intention des Laokoon recht zu fassen," sagt er, „stelle man sich in gehöriger Entfernung mit geschlossenen Augen davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt."

Wenn man also zwischen der Erklärung Winckelmann's und derjenigen Lessing's wählen müßte, so würde die des Ersteren unzweifelhaft die wahrscheinlichere sein. Aber die Frage entsteht: sind die zu erklärenden Thatsachen von den beiden Kunstrichtern korrekt dargestellt worden? Ist die stille Größe, auf welche sie so viel Gewicht legen, wirklich vorhanden? Es mag richtig sein, daß der Mund nicht zu einem Schrei geöffnet ist — obschon Zweifel daran ausgesprochen worden sind; — aber ein Seufzer oder ein Stöhnen können der physischen Todesangst einen eben so vollständigen Ausdruck geben, wie ein Schrei. Die linke Hand umkrampft die Schlange nicht mit äußerster Gewalt; aber das kommt daher, weil Laokoon nur noch einer rein mechanischen Bewegung fähig ist. Der Akt des Hingreifens der rechten Hand nach dem Hinterkopfe*) ist der eines Menschen im letzten Todeskampfe; und der Bildhauer hat alle Mittel seiner Kunst erschöpft, um die körperlichen Aeußerungen höchsten Schmerzes sowohl in den Gesichtszügen wie in der Gestalt darzustellen. Laokoon verräth durch kein Zeichen, daß er sich mit Selbstbeherrschung in sein Schicksal ergiebt oder dasselbe gewaltsam bekämpft; er ist zu plötzlich von demselben überrascht worden, um das Eine oder das Andere zu thun. Aus dem Dunkel, mit unheimlicher Schnelle, stumm und sicher hat ihn der Schlag des Verhängnisses ereilt; er empfindet denselben in seiner vollen Schrecklichkeit; keine Macht der Erde kann ihn retten, und er stirbt. Das hat der Künstler uns zeigen wollen, und er zeigt es, ohne ein einziges Element des Tragischen zu mildern.

*) Bei der Restauration der Gruppe ließ man den Laokoon die rechte Hand über das Haupt empor strecken; aber das ist unzweifelhaft ein Verkennen des Originalwerks.

Digitized by Google

Das Problem, von welchem Lessing ausgeht, existirt also nicht. Der Dichter läßt den Laokoon seine ganze Todesangst ausdrücken: das Gleiche thut der Bildhauer. Wenn Letzterer ihn nicht als laut schreiend darstellt, so thut er es einfach deswegen nicht, weil er das Schreien nicht für die natürlichste Aeußerung einer Qual hält, auf die der Tod unmittelbar folgen wird.

Im fünften und sechsten Abschnitte bespricht Lessing die viel erörterte Frage, ob Virgil durch die Gruppe, oder der Künstler durch das Gedicht angeregt wurde. Er entscheidet sich für die letztere Alternative. Er behauptet, daß nach der griechischen Sage nur die Söhne erwürgt wurden, und daß griechische Künstler, wenn sie ohne Kenntniß des Virgil den Stoff behandelt hätten, nicht von der herkömmlichen Form der Sage abgewichen sein würden. Aber wir haben über diese keine zuverlässige Nachricht: und der Umstand, daß Sophokles dieselbe zum Vorwurf einer — leider verloren gegangenen — Tragödie machte, läßt uns als wahrscheinlicher annehmen, daß Laokoon ebenfalls als Opfer dargestellt wurde.

Lessing bemerkt sehr wohl die großen Unterschiede zwischen der Auffassung des Bildhauers und derjenigen des Dichters; aber er meint, daß dies Nichts gegen seine Theorie beweise, da, im Einklange mit dem von ihm aufgestellten Hauptprincip, daß Poesie und bildende Kunst verschiedene Gesetze haben, der Künstler unmöglich dem Dichter eine Idee entlehnen und dieselbe genau eben so wiedergeben konnte. Virgil läßt die Schlangen sich zweimal um Laokoon's Leib und Hals winden, während ihre Häupter hoch über ihm züngeln. In der Poesie ein edles Bild; allein wäre es genau so im Bildwerke reproducirt worden, so würden die entsetzlichen Schmerzäußerungen in den sich zusammen ziehenden Muskeln, welche wir jetzt gewahren, unsichtbar gewesen, und die pyramidale Form würde unmöglich geworden sein. Auch würde das Emporrecken der Schlangenhäupter in die Luft die Gesetze der Proportion unerfreulich verletzt haben. Virgil's Laokoon trägt seine priesterlichen Gewänder, während der Bildhauer ihn und seine Söhne nackt darstellt, ja sogar seine Stirn der priesterlichen Binde beraubt. Der Dichter konnte kein Motiv haben, sie als unbekleidet zu schildern, denn zur Vorstellung ihrer Leiden sind der Phantasie die Gewänder weder von Nutzen, noch hinderlich; und die Stirnbinde ist von ent-

Digitized by Google

schiedenem Vortheil, denn sie erinnert uns, daß selbst die priesterliche Würde das Unheil nicht abzuwenden vermochte. „Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein Großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdruckes. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringfügige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird Der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleineren begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt." Dies ist eine der wenigen Stellen, an denen Lessing der Macht des Ausdrucks Gerechtigkeit widerfahren läßt. Andererseits unterschätzt er unzweifelhaft die Schönheitsmöglichkeiten, welche der Bildhauer wie der Maler im Faltenwurf des Gewandes zu entdecken vermag.

Während der Ausarbeitung des „Laokoon" erschien, wie bereits erwähnt, Winckelmann's „Geschichte der Kunst des Alterthums". Lessing weist eine Reihe von Irrthümern in diesem Werke nach, allein er thut es mit der größten Hochachtung. Winckelmann setzte die Laokoongruppe in das Zeitalter Alexander des Großen, Lessing in die Zeit der ersten römischen Kaiser. Wenn wir, in Ermangelung direkter äußerer Zeugnisse, die Frage unter Bezugnahme auf die allgemeinen Bestrebungen während der Fortdauer der griechischen Kunst entscheiden dürfen, stand Winckelmann der richtigen Annahme viel näher, als Lessing. Das Werk gehört wahrscheinlich der Periode der Diadochen an, wo die rhodische Schule in voller Thätigkeit stand, und wo in einer reichen und dem Luxus ergebenen, aber nicht sehr gebildeten Gesellschaft die Vorliebe für den Effekt die erhabene Einfalt einer früheren Epoche verdrängt hatte.

Lessing giebt nirgends ein bestimmtes Endurtheil über das

Digitized by Google

Werk ab, an das er ſeine Entwicklungen knüpfte. Ungleich Winckelmann, ergeht er ſich nie in leidenſchaftlichen Ausrufen ſtaunender Bewunderung. Doch läßt er durchblicken, daß die Gruppe zu den Werken der vorzüglichſten Periode griechiſcher Kunſt gezählt zu werden verdiene. Es war natürlich, daß er dieſe Anſicht gewann; denn zu ſeiner Zeit hatten die Marmorſkulpturen des Parthenon noch nicht die wahre Herrlichkeit des helleniſchen Kunſtgenius offenbart. Als ein höchſt dramatiſcher Vorwurf, müßte die Gruppe tiefe Charakterprobleme andeuten; allein gerade das thut ſie nicht. Das Antlitz des Vaters ſpricht freilich Trauer um ſeine Söhne, verzweifelnden Gram über ſeine Machtloſigkeit, ſie zu retten, aus; allein dies iſt gänzlich dem Ausdruck körperlichen Schmerzes untergeordnet. Der Vorgang iſt ſo aufgefaßt, daß Laokoon kein anderes Gefühl, als die Todesangſt eines Menſchen, den der Tod jählings in ſchrecklicher Geſtalt ereilte, in ſtarkem Grade empfinden kann. Die Gruppe bringt daher ihre ganze Wirkung auf den erſten Blick hervor; wir können ſie nicht wieder und wieder anſchauen, um immer neue und tiefe Bedeutungen darin zu entdecken. So viel Leid, ungemildert durch geiſtige Eigenſchaften, macht zuletzt auf uns einen ſchmerzlichen und herzbeklemmenden Eindruck.

Trotzdem würde ſchon die Energie, mit welcher die Todesangſt der drei leidenden Perſonen dargeſtellt iſt, genügen, um das Intereſſe zu rechtfertigen, welches das Werk erregt hat, ſeit es vor vier Jahrhunderten zu Rom bei den Bädern des Titus ausgegraben ward, in Gegenwart Michel Angelo's unter Anderm, auf den es keinen beſonderen Eindruck gemacht zu haben ſcheint. Niemals hat die bildende Kunſt die Verrenkungen ſich windender Leiber vollſtändiger wiedergegeben, oder den Ausdruck jähen Grauſens lebenswahrer getroffen. Die Schönheit der einzelnen Figuren; die Geſchicklichkeit, mit der ſie mittels der Schlangen zu einem einzigen Ganzen verbunden ſind, während kein Effekt der Rundung oder Bewegung verloren geht; die Harmonie der Konturen, welche durch den pyramidalen Aufbau hervorgebracht wird: dieſe Vorzüge erklären, wenn ſie uns auch nicht mit dem Mangel geiſtigen Intereſſes ausſöhnen und etwas zu theatraliſch zur Schau geſtellt ſein mögen, hinlänglich den feſſelnden Reiz, den das Werk heute noch ausübt. Und Eine Idee liegt in demſelben, die uns mächtig ergreift und erſchüttert: die

Digitized by Google

Idee von einer Welt in den Klauen eines erbarmungslosen Schicksals, aus welchen es kein Entrinnen giebt.

9.

Zur Zeit der Veröffentlichung des „Laokoon" im Jahre 1766 war Goethe ein siebzehnjähriger Jüngling, welcher als Leipziger Student die ersten Lebensfreuden genoß. Als Greis auf jene fern entlegene Zeit zurückblickend, rief er sich den Eindruck ins Gedächtniß, den Lessing's Werk auf ihn und seine Zeitgenossen gemacht hatte. „Man muß Jüngling sein," schreibt er, „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's ‚Laokoon' auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ‚ut pictura poesis' war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Bahnen auch zusammen stoßen mochten. . . Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst, und glaubten, mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herab blicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, so wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte." Herder, der einige Jahre älter als Goethe war, schrieb kurz nach dem Erscheinen des „Laokoon" einem Freunde, daß er das Buch „einen Nachmittag und die folgende Nacht durch recht heißhungrig dreimal nach einander durchgelesen." 1769 schrieb er eine Kritik desselben, in welcher er zwar die Hauptgrundsätze Lessing's angriff, aber dabei dem Genie desselben die größte Bewunderung zollte. Lessing beklagte sich, daß Herder ihn mißverstanden habe, allein er fand, daß sein Gegner einer sorgfältigen Widerlegung werth sei. „Noch hat sich Keiner," schrieb er an Nicolai, „träumen lassen, wo ich hinaus will. Der Verfasser sei indeß, wer er wolle, so ist er doch der Einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Kraine ganz an den Tag zu kommen."

Digitized by Google

Seltsamer Weise scheint Kant, der fünf Jahre älter als Lessing war und später eine Art von Gesetzgeber der Aesthetik ward, den „Laokoon" nie gelesen zu haben.

Winckelmann, der zehn Jahre in Rom gelebt und niemals von Lessing gehört hatte, erfuhr von einigen schlecht unterrichteten Freunden, daß er im „Laokoon" angegriffen worden sei. Er war daher, ehe er das Buch gelesen hatte, ziemlich ungehalten: allein nach der Lektüre desselben nahm er in einem Briefe an einen Freund einige herbe Ausdrücke über den Verfasser mit der Entschuldigung zurück, daß er „von diesem gelehrten Manne vorher Nichts gelesen" habe. „Lessing," schrieb er an einen anderen Freund, „von dem ich leider Nichts gelesen hatte, schreibt, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte, und wenn ich nicht seine Reise von Ihnen erfahren, wäre ich demselben mit einem Schreiben zuvor gekommen. Es verdient derselbe also, wo man sich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich ist, von rühmlichen Leuten gelobt zu werden, kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung würdig geachtet zu sein." Leider schlug Winckelmann, der von reizbarem Charakter war, und keine Konkurrenz auf einem Felde, das er als seine besondere Domaine ansah, zu ertragen vermochte, nicht diesen sachgemäßen Ton an. In einem späteren Briefe an denselben Freund sagte er vom „Laokoon", das Buch sei „schön geschrieben, jedoch nicht ohne bekannte Fehler in der Sprache," und fügte sogar hinzu: „Dieser Mensch aber hat so wenig Kenntniß, daß ihn keine Antwort bedeuten würde, und es würde leichter sein, einen gesunden Verstand aus der Uckermark zu überführen, als einen Universitätswitz, welcher mit Paradoxen sich hervorthun will." Durch eine seltsame Fügung ward Lessing nach Winckelmann's Tode die Aufgabe zu Theil, aus einer Anzahl von Briefen, worunter sich auch der eben erwähnte befand, die zur Veröffentlichung geeigneten auszuwählen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er nicht daran dachte, ein so ungünstiges Urtheil über ihn selbst zu unterdrücken; auch scheint dasselbe seine Gesinnungen gegen den trefflichen Kunstschriftsteller in keiner Weise verändert zu haben. Als er im Sommer 1768 Winckelmann's tragisches Ende erfuhr, schrieb er an Nicolai: „Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte."

Digitized by Google

Und er trug sich lange mit dem Plane, eine vollständige Ausgabe von Winckelmann's Werken mit Anmerkungen, Zusätzen und Berichtigungen herauszugeben.

Trotz seines unermeßlichen Reizes, scheint der „Laokoon" keinen sehr tief gehenden Einfluß auf die bildende Kunst in Deutschland geübt zu haben. Er ist indeß noch eine lebendige Macht, und wird vielleicht in der Zukunft wirkungsvoller, als in der Vergangenheit sein. Daß er, nebst den Fragmenten, viele Andeutungen enthält, welche der Kunst zum Nutzen gereichen könnten, werden Wenige bestreiten. Der Gedanke, daß die bildende Kunst die Bilder der Poesie nicht genau in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederzugeben vermag, hätte, recht verstanden, manchen Künstler verhindern müssen, seine kostbare Kraft an nutzlose Arbeit zu verschwenden. Wie viele Werke, denen gerade „das Eine, was noth thut," fehlt, würden es erreicht haben, wenn die Artisten das von Lessing aufgestellte Gesetz beachtet hätten, daß der Maler bei der Darstellung einer Handlung mehr auf das Ganze, als auf die Theile, zu achten hat! Und würden nicht zahllose ehrgeizige Versuche unterblieben sein, wenn die Maler sich an seinen Grundsatz erinnert hätten, daß das körperlich Erhabene, obzwar es im Bereiche der Poesie liegt, nicht auf Leinwand oder Fresken reproducirt werden kann? In einigen Beziehungen bedürfen seine Vorschriften der Berichtigung und Erweiterung; aber das sollte uns nicht gegen diejenigen seiner Lehren verblenden, welche von bleibender Gültigkeit sind.

Die ästhetische Spekulation hat stets einen wichtigen Theil der modernen Philosophie in Deutschland ausgemacht. Kant, Schelling, Hegel, Feuerbach, Schopenhauer haben sich alle ernstlich mit der Kunsttheorie beschäftigt; und in Vischer's „Aesthetik" besitzt Deutschland gegenwärtig das bei Weitem vollständigste System, welches jemals ans Licht der Welt getreten ist. Bei der Entwicklung der Ansichten über dies ganze Thema hat der „Laokoon" eine höchst bedeutende Rolle gespielt. Er resumirte und überlieferte dem neuen Zeitalter in ihrer vorzüglichsten Gestalt die Resultate früherer Untersuchung; und er stellte zum ersten Mal einige der Probleme auf, die noch immer Diejenigen anziehen, welche sich nicht damit begnügen, nur die Kunst zu genießen, sondern ihren Zweck und ihre Bedeutung zu verstehen suchen.

Digitized by Google

In der schönen Literatur wirkte der „Laokoon" wie ein Sommerregen auf dürres Land. Die beschreibende Dichtung — wenn sie nicht höchsten Ranges ist, die unerträglichste aller Arten von Schriftstellerei — war ungemein beliebt geworden. Sie gerieth sofort in die äußerste Mißachtung. Wieland stellte die Wortmalerei seiner Jugendwerke ein; und Goethe, der sich auf der rechten Bahn befand, blieb derselben bis an sein Ende treu, denn wenn er sich auch gelegentlich nicht vor direkter Beschreibung scheut, hält er sich doch immer in engen Schranken, und findet in Leben und Bewegung ein besseres Reizmittel der Phantasie, als in einem freien Gebrauch malerischer Beiwörter. Dasselbe kann von Schiller gelten, der freilich mehr die durch den „Laokoon" geschaffene Tradition erbte, als durch das Buch selber beeinflußt ward. Nicht geringer war der Dienst, den Lessing der Nationalliteratur erwies, indem er sie ernstlich dem Drama zuwandte; und durch seine glänzenden Interpretationen des Homer wie des Sophokles gab er der Jugend Deutschlands den ersten Fingerzeig von der Ueberlegenheit der griechischen über die römische Literatur und dem richtigen Gebrauch der Meisterwerke der antiken Welt. Seitdem wurden die Klassiker für die vorzüglichsten Geister die Werkzeuge einer freien und edlen Bildung.

Ein Werk, dessen Werth einzig in seinen Ideen besteht, verliert unvermeidlich nach Verlauf einiger Zeit seine ursprüngliche Frische. Seine Resultate sind mit der Denkweise des Zeitalters verwebt, und man legt es späterer Entwicklungen halber beiseite. Wir haben noch viele Wahrheiten aus dem „Laokoon" zu lernen; aber selbst wenn wir uns all seinen Lehrstoff zu eigen gemacht hätten, würde er seinen hohen Rang behaupten. Denn sein Werth entspringt eben so sehr aus seiner Form wie aus seinem Inhalt, eben so sehr aus seiner Methode wie aus seiner Doktrin. Er ist ein lebendiges Bild eines Geistes, der nach Wahrheit sucht, — eines Geistes, der ungeduldig die beschränkten Formen abschüttelt, und sich seinen Weg zum Mittelpunkte des Themas bahnt, mit dem er sich beschäftigt. Ganz abgesehen daher von der Natur seiner Schlüsse, besitzt er einen dauernden Reiz: den Reiz eines Einflusses, der die Phantasie entflammt, und den Gedanken beschwingt, läutert und erweitert.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Von Berlin nach Hamburg.

Im Sommer 1766, nicht lange nach dem Erscheinen des „Laokoon", begleitete Lessing einen jungen Edelmann, Leopold von Brenkenhof, der ihn zum Gesellschafter gewählt und eine Zeitlang bei ihm gewohnt hatte, nach Pyrmont. Hier verlebte er einige angenehme Wochen, und besuchte auf der Rückreise Göttingen, wo er die persönliche Bekanntschaft des berühmten Theologen Michaelis machte, der einer der Ersten gewesen war, welche seine außerordentliche Begabung anerkannt hatten. Lessing soll ihn damals zu der bekannten Bibelübersetzung mit Anmerkungen für Ungelehrte angeregt haben. Dort besuchte er auch seinen alten Freund Kästner, der jetzt ein angesehener Professor an der Göttinger Universität war, und trat in freundschaftliche Beziehung zu dem Universitätsbibliothekar Tietze, mit welchem er später häufig korrespondirte.

Während der ganzen Zeit seines Breslauer Aufenthalts hatte Lessing weder an Gleim geschrieben, noch von ihm Nachricht erhalten. Vor der Abreise nach Pyrmont sandte er ihm ein Exemplar des „Laokoon", — „dieses Mischmasches von Pedanterie und Grillen," — und kündigte ihm seine Absicht an, einen oder zwei Tage in Halberstadt zu verweilen. Gleim empfing ihn mit Enthusiasmus, und stellte ihm seine Kasse wie seine Bibliothek zur Verfügung. Sechs Pistolen, die er von Gleim geliehen, erstattete Lessing einige Monate nach seiner Rückkehr von Berlin aus zurück, und entschuldigte sich zugleich, daß er einen Theil der mitgenommenen Bücher noch

Digitized by Google

gebrauche. „Ich brauchte sogar noch eins oder zwei mehr, die ich bei Ihnen gesehen habe," fügte er hinzu; „aber — als wenn Sie Ihre Bücher nicht selbst brauchten! Wenn es noch Pistolen wären!" Worauf Gleim erwiderte: „Meine Bücher brauch' ich so wenig, daß ich nebst denen, die Sie haben, noch eine Menge entbehren kann. Ist es nicht schon genug, daß ich für einen Lessing Bücher habe? Fordern Sie doch ja, so viel Sie wollen; sie stehen Ihnen alle zu Diensten."

In einer Nichts weniger als fröhlichen Stimmung betrat Lessing wieder die preußische Residenz. Er hatte das sieben und dreißigste Lebensjahr überschritten, und war noch immer ohne festes Einkommen; auch zeigte sich wenig Aussicht zu einer Verbesserung seiner Lage. „Ich stand am Markte und war müßig; Niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte," schrieb er einige Jahre nachher über diese Zeit. Außerdem war ihm Berlin gründlich verleidet worden. Die Ursache davon war zum Theil die Enttäuschung seiner Hoffnungen auf eine Anstellung an der königlichen Bibliothek, aber es kamen noch andere Umstände ins Spiel. Friedrich II. hatte, trotz der Loyalität, welche ihm sein Volk so vielfach bewiesen, seine despotische Regierungsmethode in keiner Weise gemildert, und der Freiheitssinn Lessing's fühlte sich durch die mancherlei Zeichen politischer Knechtschaft, denen er überall begegnete, verletzt. Zudem war der herrschende Ton in Betreff der wichtigsten Gegenstände menschlichen Denkens durchaus nicht nach seinem Geschmacke. Es galt jetzt mehr als jemals für ein Zeichen von Verstand und guter Erziehung, über den orthodoxen Glauben zu spötteln; Lessing aber hielt die meisten derjenigen, welche sich in dieser wohlfeilen Art von Freigeisterei gefielen, für die unlogischsten Denker.

Einige Monate scheint er in sehr unbehaglicher Stimmung verlebt zu haben. „Ich bin indeß krank gewesen," schrieb er in dem vorhin erwähnten Briefe an Gleim, vom 31. Oktober d. J., „ich bin verreiset und wieder verreiset gewesen, ich habe Verdruß, ich habe Beschäftigungen gehabt." Drei oder vier Tage nachher ward er durch ein Anerbieten überrascht und erfreut, das ihn all seinen Mißhelligkeiten zu entreißen schien.

Löwen, ein Hamburger Literat, hatte einem Bande drama-

Digitized by Google

tischer Werke einen Aufsatz über die deutsche Bühne vorgedruckt. Er entwarf ein wenig schmeichelhaftes Bild von ihrem Zustande, und behauptete, daß an eine Besserung nicht zu denken sei, so lange das Publikum sich mit wandernden Schauspielertruppen begnügen müsse, die aus mehr oder minder unwissenden Mitgliedern bestünden. Was Noth thue, sei die Errichtung stehender, vom Staat unterstützter Theater, wo die Schauspieler unter strenger Kontrolle stehen und, wie andere öffentliche Beamte, für ihre Dienstleistungen bezahlt werden müßten. In solchen Theatern allein werde es möglich sein, die Aufführung guter Stücke von wahrhaft nationalem Charakter zu sichern.

Zwanzig Jahre zuvor hatte J. E. Schlegel ähnliche Ansichten in Betreff der dänischen Schaubühne ausgesprochen; allein seine Worte waren für Deutschland erfolglos geblieben. Diesmal fiel das Saatkorn auf einen besseren Boden. Eine Staatsanstalt war freilich nicht zu erlangen; aber ein stehendes Theater, das ohne Rücksichtnahme auf die Interessen eines bestimmten Schauspielers geleitet würde, schien nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen. Zwölf Hamburger Bürger, an deren Spitze ein intelligenter Kaufmann Namens Seyler stand, traten zu einer Gesellschaft zusammen, und pachteten ein Theater, das von dem renommirten Schauspieldirektor Ackermann erbaut worden war. Letzterer hatte einen ausgezeichneten Stamm von Schauspielern um sich versammelt; da er jedoch in Geldkalamität gerathen war, fand er sich gern bereit, auf das ihm vorgeschlagene Arrangement einzugehen, und als gewöhnlicher Schauspieler in die Dienste der neuen Gesellschaft zu treten. Ein Komité von drei Mitgliedern übernahm die finanzielle Leitung, und Löwen ward zum technischen Direktor ernannt. Im November 1766 veröffentlichte er ein ausführliches Programm des Unternehmens, und Nichts konnte vielversprechender klingen. Den Schauspielern sollte ein angemessenes Gehalt ausgesetzt und für ihren Unterhalt im Alter gesorgt werden, wogegen ihnen eine gottesfürchtige und sittliche Aufführung zur strengsten Pflicht gemacht wurde; die gewählten Stücke sollten, so viel wie möglich, echte Erzeugnisse des deutschen Genius sein; und in einer vom Direktor geleiteten Theaterschule sollten junge Eleven sorgfältig für die Bühne ausgebildet werden. Der bescheidene Löwen vergaß nicht hinzu zu

fügen, daß der Direktor — es war damals noch nicht bekannt, daß er selbst diesen Posten bekleide — „ein Mann von untadelhaften Sitten und bewußten Einsichten in die Geheimnisse der Kunst" sein werde.

Mag indeß sein Enthusiasmus für das Unternehmen nicht ganz uneigennützig gewesen sein, Ein Verdienst erwarb er sich jedenfalls, für das ihm die Nachwelt zu danken hat: er veranlaßte Lessing, nach Hamburg zu kommen. In seiner Abhandlung über die deutsche Bühne hatte er den Verfasser der „Miß Sara Sampson" — die „Minna von Barnhelm" war damals noch nicht gedruckt worden — den ersten lebenden dramatischen Dichter genannt; und er kam jetzt auf den Gedanken, daß, wenn ein so ausgezeichneter Schriftsteller sich für das Unternehmen gewinnen ließe, der Erfolg desselben so gut wie gesichert sei. Er sandte daher ein Exemplar seiner Programmschrift an Nicolai und bat ihn, zu erforschen, ob Lessing Etwas mit der Angelegenheit zu thun haben möchte.

Mit den allgemeinen Zielen der Gesellschaft konnte Lessing nur herzlich einverstanden sein. Er hatte seine Jünglingsideen von dem hohen Range, den die Schaubühne im nationalen Leben einnehmen müßte, keineswegs aufgegeben, und es war ihm ein Gegenstand unabläßigen und schmerzlichen Bedauerns, daß sein Vaterland in Betreff der dramatischen Leistungen so weit hinter Frankreich und England zurückstehe. Er war daher hoch erfreut über den neuen Plan, ertheilte Löwen eine zustimmende Antwort, und reiste im December nach Hamburg, um über das Weitere direkt zu unterhandeln. „Ich kann Dir nur erst so Viel melden, schrieb er acht oder vierzehn Tage nach seiner Ankunft an seinen Bruder Karl, „daß die bewußte Sache, derentwegen ich hauptsächlich hier bin, einen sehr guten Gang nimmt, und daß es nur auf mich ankömmt, sie mit den vortheilhaftesten Bedingungen zu schließen. Allein Du kennst mich, daß der klingende Vortheil bei mir eben nicht der vornehmste ist! und solchemnach äußern sich andre Bedenklichkeiten, derentwegen ich erst beruhigt werden muß, ehe ich mich völlig bestimme." „Es mag mit mir werden, wie es will, in Ansehung Hamburg's," fügte er hinzu, „so bleibe ich doch nicht über Ostern in Berlin."

Die Leiter des Unternehmens wünschten sehr, daß er eine

Digitized by Google

Anzahl von Stücken für sie schriebe; allein er weigerte sich bestimmt, sich zu Arbeiten zu verpflichten, die so sehr von augenblicklicher Stimmung abhingen. Er erklärte sich jedoch bereit, die Stellung eines Rathgebers und Dramaturgen zu übernehmen, und in der letztgenannten Eigenschaft eine durch die Gesellschaft zu veröffentlichende Recension über jede Aufführung zu schreiben. Man kam schließlich überein, ihm diese Funktion zu übertragen, und ihm dafür ein Jahrgehalt von achthundert Thalern zu bewilligen.

Ein anderer Hamburgischer Literat, Bode, der eine reiche Heirath geschlossen, faßte um diese Zeit den Plan, eine Buchdruckerei zu gründen. Lessing verfiel auf den Gedanken, daß, wenn man einen Verlag damit verbände, die Schriftstellerei dadurch für ihn einträglicher, als bisher, gemacht werden könnte, und so associirte er sich mit Bode als Theilhaber an dessen Geschäft. Alle Druckarbeiten für das Theater sollten von ihnen übernommen werden, und Lessing, der, trotz seines scharfblickenden Verstandes, immer geneigt war, sich sanguinische Hoffnungen zu machen, zweifelte nicht, daß es leicht sein werde, durch Herausgabe seiner eigenen Schriften und derjenigen seiner Freunde viel Geld zu gewinnen.

Er war jetzt eben so heiter gestimmt, wie er früher verzagt gewesen war. „Ich weiß nicht," schrieb er am 1. Februar 1767 von Berlin aus an Gleim, „wo ich anfangen soll: so Vielerlei habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich gewesen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen, — wahrscheinlicher Weise, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf Nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur Nichts nehmen, so geben sie mir eben so Viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich Nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes

Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: ‚Quod non dant proceres, dabit histrio'. — Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, um die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden."

Als Vorbereitung für seine neue Lebensbahn veranstaltete er rasch eine Gesammtausgabe seiner Lustspiele in zwei Bänden, in welcher „Minna von Barnhelm" zum ersten Male veröffentlicht ward. Kurz bevor ihm das Hamburger Anerbieten gemacht wurde, hatte er ein Lustspiel unter sonderbaren Umständen begonnen. In einer Abendgesellschaft, bei der er und Ramler zugegen waren, kam das Gespräch auf die Stoffe, die sich am besten zu dramatischer Behandlung eigneten. Lessing behauptete in seiner lebhaften, zur Aufstellung von Paradoxen geneigten Art, man könne aus Allem eine Komödie oder Tragödie machen, da es mehr auf die Bearbeitung des Stoffes, als auf den Stoff selbst ankomme. „Der Stoff wäre nur arm, wenn das der Dichter wäre." Ramler nahm ihn beim Wort und frug ihn, ob er das durch die That beweisen wolle. „Warum nicht?" erwiderte Lessing. „Nun," versetzte Jener, „so machen Sie mir ein Lustspiel, wo ein Schlaftrunk die Katastrophe ist, und benennen es danach." Lessing machte sich sofort ans Werk, und nahm die durch seine Verhandlungen mit Hamburg unterbrochene Arbeit später dort wieder auf. Er ließ sogar einige Bogen davon drucken; als er aber ein Blatt des Manuskriptes verlor, ward ihm das Ganze verleidet, und blieb Fragment. Nach dem erhaltenen Anfang zu urtheilen, würde er freilich in diesem Stücke keinesfalls die „Minna von Barnhelm" erreicht, sondern höchstens eine erträgliche Posse geliefert haben.

Um seine Schulden zu decken und sich die Mittel zum Antritt seiner neuen Stellung in Hamburg zu verschaffen, sah sich Lessing genöthigt, vor der Abreise von Berlin seine mühsam gesammelte Bibliothek von ca. 6000 Bänden zu verkaufen. Er hatte gehofft, wenigstens sechshundert Thaler für dieselbe zu erhalten, erzielte aber nur den dritten Theil dieser Summe. Unpraktisch in seinen Privatangelegenheiten, ward er häufig von ungetreuen Dienern bestohlen. In der letzten Zeit seines Berliner Aufenthalts hatte ein

Digitized by Google

ihm befreundeter Officier einen Soldaten unter der Bedingung vom Dienste suspendirt, daß er bei Lessing als Bedienter fungire. Während dieser die vorhin erwähnte Reise nach Hamburg machte, hatte der Spitzbube die Unverschämtheit, den längst gezahlten Lohn nochmals vom Bruder seines Herrn zu verlangen, und es stellte sich obendrein heraus, daß er nicht allein Geld, sondern auch werthvolle Bücher aus der Bibliothek Lessing's entwendet und als Makulatur verkauft hatte.

Gerade als er sich entschlossen hatte, nach Hamburg zu gehen, ward ihm die Stelle eines Professors der Archäologie in Kassel angeboten, welche mit der Oberaufsicht über das Münz- und Antiquitäten-Kabinet verbunden war. Dies Amt hatte jedoch keinen Reiz für ihn im Vergleich mit der Stellung, welcher er jetzt entgegen sah, und in welcher er ein Feld für seine besten Kräfte zu finden hoffte.

Im April 1767 verließ er Berlin, um niemals dorthin auf längere Zeit zurück zu kehren, und seine Abneigung gegen dasselbe wuchs mit den Jahren. Dennoch bleibt sein Name unauflöslich mit dem Ruhme einer Stadt verknüpft, in welcher der große Geisteshero's so viele seiner besten Jahre verlebt hatte. Als ein Schriftsteller ganz anderen Schlages, Heinrich Heine, in seinen Jünglingsjahren nach Berlin kam, warf der Name Lessing's selbst für ihn, der sich so leicht nicht imponiren ließ, einen Schimmer der Verklärung über die nüchterne Residenz. „Mich durchschauert's, wenn ich denke: auf dieser Stelle hat vielleicht einst Lessing gestanden!" rief er aus, als er zuerst unter den Linden spazieren ging.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Hamburg.

Das neue Hamburger „Nationaltheater" ward am 22. April 1767 eröffnet, und am selben Tage erschien eine Ankündigung Lessing's, welche den Endzweck des Unternehmens erklärte. In ruhiger und würdiger Sprache forderte er das Publikum auf, demselben mit Vertrauen entgegen zu kommen, und der zu überwindenden großen Schwierigkeiten eingedenk zu sein. Die freieste Kritik sei erlaubt und erwünscht. „Nur," fügt er hinzu, „daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und Derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht Jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann."

Die Aussichten des Unternehmens schienen sehr glänzend, denn die Truppe enthielt in der That einige der besten Schauspieler, welche Deutschland hervorgebracht hatte. Löwen besaß die besten Absichten; und was ließ sich nicht von der Mitwirkung eines Mannes wie Lessing erhoffen? Nichts desto weniger fehlte es nicht

Digitized by Google

an Leuten, welche ein schnelles Mißlingen vorher sagten, und leider sollten sich ihre Prophezeiungen nur zu sehr als richtig erweisen. Schon einen Monat nach Eröffnung der Bühne schrieb Lessing an seinen Bruder: „Mit unserm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen. Es ist Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und Keiner weiß, wer Koch oder Kellner ist.“ Die äußerlichen Hindernisse waren noch ernster. Die Geschichte des Unternehmens ist wiederum eine Illustration der Thatsache, daß eine Bühne, welche sich über den allgemeinen Geschmack des Publikums erhebt, finanziell nicht rentiren kann. Eine gebildete Gesellschaft wird Direktoren unterstützen, die große Ziele im Auge haben, ein unerzogenes Publikum ignorirt oder verspottet Bestrebungen, die es nicht zu verstehen im Stande ist. Das neue Nationaltheater wollte sich einzig an die Höhergebildeten wenden; daher ward selbst das Ballet als der Bühne unwürdig verbannt. Die guten Hamburger zuckten die Achseln. In wenigen Monaten war das Kapital der Gesellschaft erschöpft; sie gerieth tief in Schulden, und machte verzweifelte Anstrengungen, durch Herabstimmung des ursprünglichen Ideales dem Pöbel zu gefallen. Aber vergebens wurden Tänzer und Lustspringer engagirt: das ganze Unternehmen war in Mißkredit gerathen, und im Winter 1767 ging die Truppe nach Hannover, um ein neues Experiment zu machen. Im nächsten Frühjahr kehrte sie nach Hamburg zurück, hatte aber keinen besseren Erfolg, als zuvor. Viele der angekündigten Vorstellungen konnten nicht gegeben werden; die Gläubiger drangen lärmend auf Bezahlung, und heftige Eifersüchteleien brachen unter den Schauspielern aus. Selbst Löwen legte seinen Posten mißmuthig nieder und suchte anderwärts sein Glück. Lessing harrte aus, so lange das Theater bestand; aber er erkannte bald, daß er zu steter Enttäuschung verurtheilt sei. Am 25. November 1768 fand die letzte Vorstellung statt, und die Gesellschaft löste sich auf.

„Ueber den gutherzigen Einfall,“ schrieb Lessing in der Schlußnummer der „Dramaturgie“, „den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nach-

Digitized by Google

ahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Gettinzle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat."

Bei Alledem war das Mißlingen nicht so vollständig, wie es augenblicklich den Anschein hatte. Jenes Unternehmen war der erste Schritt zu einer wahrhaft nationalen Schaubühne, und es gab die Veranlassung zu einem herrlichen Beitrag zur geistigen Bildung Deutschlands: der „Hamburgischen Dramaturgie." Die Kritiken, aus denen dies Werk besteht, sollten ursprünglich zweimal wöchentlich, Dienstags und Freitags, erscheinen. Es würde Lessing unter allen Umständen schwer gefallen sein, die Termine so pünktlich einzuhalten, und die Schwierigkeit ward um so größer, als nach kurzer Zeit Nachdrücke der verschiedenen Nummern sowohl in Hamburg wie in Leipzig erschienen. Lessing protestirte öffentlich energisch gegen diese Piraterie und erklärte wiederholt, daß er das ganze Werk aufgeben müsse, wenn das Publikum nicht die Originalausgabe kaufe. Seine Proteste waren jedoch vergeblich. Nach dem August 1767 trat eine Unterbrechung in der Herausgabe ein, im Winter jedoch ward die Zeitschrift während der Abwesenheit der Truppe bis zum April des nächsten Jahres fortgesetzt. Dann steckte sie wieder bis Ostern 1769, wo alle Nummern, die Lessing vollendet hatte, in zwei Bänden erschienen. Dieselben enthielten Berichte über die Stücke, die an den ersten zwei und fünfzig Abenden aufgeführt worden waren.

Die Enttäuschungen in Betreff des Theaters waren nicht die einzigen Sorgen, unter denen Lessing in Hamburg litt. 1768 ward er in die Aufsehen erregende Fehde mit Klotz verwickelt; und vorher schon hatte seine Betheiligung an dem Bode'schen Druckereigeschäfte zu ganz anderen als den erhofften Resultaten geführt. Die Firma gerieth in Verlegenheiten, Lessing mußte Geld borgen, und

Digitized by Google

Digitized by Google

endlich ward die Kompagnieschaft aufgelöst, um schwere Schulden als einziges Andenken zu hinterlassen.

Seine Briefe aus dieser Zeit, die fast alle sehr eilig hingeworfen zu sein scheinen, als wollte der Schreiber sich einer etwas peinlichen Pflicht entledigen, tragen Spuren von einer gedrückten und bekümmerten Stimmung. Daheim hatten sich die Nahrungssorgen seiner Eltern mit den Jahren nur noch erhöht, und es preßte ihm das Herz zusammen, daß er nicht immer nach Wunsch zu helfen vermochte.

Zu Ostern 1768, inmitten seiner Bedrängnisse, machte Lessing einen Abstecher nach Leipzig, wo er Nicolai antraf und einige seiner alten Freunde wiedersah. Der junge Goethe, voll herrlichen Lebens, entfaltete dort seine Schwingen unter tausend wechselnden Einflüssen, und schlug schon mit Meisterhand auf seiner Leier die Töne an, welche bald die Aufmerksamkeit von ganz Europa erwecken sollten. Er hatte nur diese eine Gelegenheit, Lessing kennen zu lernen, und bedauerte später sehr, dieselbe versäumt zu haben. „Lessing traf zu einer Zeit ein," schreibt er in „Wahrheit und Dichtung," „wo wir, ich weiß nicht was, im Kopf hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen."

Im Laufe dieses Jahres, als es ihm einleuchtend ward, daß das Theaterunternehmen vollständig scheitern, und daß er als Geschäftsmann eben so wenig Seide spinnen werde, scheint Lessing momentan gegen sein Vaterland verbittert gewesen zu sein. Er begann sogar, den „Laokoon" ins Französische zu übersetzen, und erklärte in der Vorrede, daß die deutsche Sprache nicht für solche Erörterungen geeignet sei. Sein alter Gedanke, Italien zu besuchen, tauchte wieder auf, und eine Zeit lang war er fest entschlossen, im Frühling 1769 dorthin aufzubrechen, um nie wieder heim zu kehren. „Was ich in Rom will," heißt es in einem Briefe

Digitized by Google

Digitized by Google

an Nicolai vom 28. September 1768, „werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so Viel sagen, daß ich in Rom wenigstens eben so Viel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So Viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben: wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen, als in Deutschland." — „Mit meiner Reise bleibt es fest," versichert er einen Monat später seinem Bruder Karl. — „Sie sind krank gewesen, liebster Freund," schreibt er den 6. November desselben Jahres an Ramler. „Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles, was man da sieht, muß Einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geschwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen, und ein paar tausend Meilen in die Welt hinein schwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder, als wir ausfuhren — oder auch gar nicht, welches auf Eins hinaus läuft. — Ich denke nicht, daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide Einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin."

Als die Leute hörten, daß Lessing nach Rom gehen wolle, war allgemein der erste Gedanke, daß er dem Beispiel Winckelmann's zu folgen gedenke. Stets von eigenen Antrieben bewegt, war es ihm unerklärlich, daß man ihn für fähig hielt, demüthig in den Fußtapfen eines, wenn noch so bedeutenden Mannes zu wandeln. „Wissen Sie, was mich ärgert?" schrieb er seinem Freunde Ebert in Braunschweig. „Daß Alle, denen ich sage: ‚ich reise nach Rom', sogleich auf Winckelmann verfallen. Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen, als ich; aber dennoch möchte ich eben so ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!" Sein unabhängiger Sinn ließ es ihm nicht einmal räthlich erscheinen, von den Empfehlungsbriefen Gebrauch zu machen, die ihm ein Freund Winckelmann's anbot. „Ich mag keine Bekanntschaften in Rom," schrieb er an Nicolai, „als die ich

Digitized by Google

unir zufälliger Weise selbst mache. Wenn Winckelmann nicht ein so besonderer Freund und Klient von Albani gewesen wäre, so, glaube ich, wären seine ‚Monumenti' auch anders ausgefallen. Es ist eine Menge Schund darin, bloß weil er in der Villa Albani steht; von Seiten der Kunst taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrsamkeit ist auch nicht mehr darin, als Winckelmann mit Gewalt hinein preßt. Was ich zu sehen, und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle."

Viele Monate lang hielt er an dem Entschlusse fest, diesen Plan zur Ausführung zu bringen; aber sein Schicksal sollte sich ganz anders gestalten.

Ehe wir uns zur Besprechung der „Dramaturgie" wenden, wird es geeignet sein, einige Bemerkungen anzuführen, die Lessing seinem Bruder über dessen Lustspiele schreibt. Nach einer sehr ungünstigen Beurtheilung derselben fügt er hinzu: „Ich habe Dir schon oft mündlich gesagt, woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du hast zu wenig Philosophie, und arbeitest viel zu leichtsinnig. Um die Zuschauer so lachen zu machen, daß sie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf seiner Studirstube lange sehr ernsthaft gewesen sein. Man muß nie schreiben, was Einem zuerst in den Kopf kommt... Freilich muß ich Dir zum Trost sagen, daß Deine ersten Stücke immer so gut sind, als meine ersten Stücke; und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis sechs Jahre Zeit lässen, so kannst Du leicht etwas Besseres machen, als ich je gemacht habe, oder machen werde. Aber wenn Du fortfährst, Stücke über Stücke zu schreiben; wenn Du Dich nicht dazwischen in andern Aufsätzen übst, um in Deinen Gedanken aufzuräumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verschaffen, so spreche ich Dir es schlechterdings ab, es in diesem Fache zu etwas Besonderem zu bringen, und Dein hundertstes Stück wird kein Haar besser sein, als Dein erstes." — „Studire fleißig Moral," hatte er in einem früheren Briefe geschrieben, „lerne Dich gut und richtig ausdrücken, und kultivire Deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten dramatischen Schriftsteller denken."

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

„Hamburgische Dramaturgie."

1.

Wohl nie hat Jemand das Amt eines Theaterrecensenten mit einer umfassenderen und sorglicheren Vorbereitung auf seinen Beruf übernommen, als Lessing. Er hatte nicht allein die besten Stücke geschrieben, welche damals in der deutschen Literatur vorhanden waren, sondern er hatte seit früher Jugend mit besonderer Vorliebe ernstlich über die Bedingungen nachgedacht, welche die Rücksichtnahme auf die Bühne dem dramatischen Schriftsteller auferlegt. Außerdem besaß er eine gründliche Kenntniß der griechischen und römischen Dramen, und war mit den Meisterwerken vertraut, welche England, Frankreich, Italien und Spanien hervorgebracht hatten. Auch damit waren die Fähigkeiten, welche ihn zu seinem neuen Berufe geeignet machten, noch nicht erschöpft; denn er hatte die besten kritischen Arbeiten über das Drama in allen ihm bekannten Sprachen gelesen, und dem Aristoteles vor Allem hatte er Tage und Nächte des eingehendsten und fruchtbarsten Studiums gewidmet. Es ließ sich daher voraussehen, daß sein Werk reich an abstrakten Ideen wie an praktischen Andeutungen sein werde; und die Hoffnungen Derer, welche die höchsten Erwartungen von demselben gehegt hatten, wurden nicht getäuscht. Manche Artikel sind jetzt freilich von geringem oder gar keinem Interesse, denn sie enthalten flüchtige Bemerkungen über unbedeutende Stücke; aber viele Dramen, die längst der Vergessenheit anheim gefallen sind, geben Anlaß

Digitized by Google

Digitized by Google

zu einer tiefen und weitgehenden Erörterung der Grundsätze der dramatischen Kunst, während Werke, die für alle Zeit die Aufmerksamkeit des Kritikers beanspruchen dürfen, einer gründlichen und über jede kleinliche Rücksicht erhabenen Prüfung unterzogen werden. Die späteren Abhandlungen sind von einem gelehrteren Charakter, als die am Anfange des Cyklus. Dies erklärt sich zum Theil durch den Umstand, daß Lessing eine Zeitlang wegen seiner Fehde mit Klotz fast an Nichts denken konnte, das nicht mit seinen antiquarischen Studien in Verbindung stand: und nach dem Eingehen des Nationaltheaters hatte er keine Ursache mehr, sich in der Behandlung seiner Themata irgend einen Zwang aufzuerlegen.

Bei der „Dramaturgie“ wäre es noch zweckloser, als beim „Laokoon“, wenn wir den Versuch machen wollten, uns genau an die Reihenfolge der Lessing'schen Entwicklungen zu halten; denn hier ist die Anordnung ganz willkürlich, und der Verfasser ist genöthigt, fast jeden seiner Grundsätze wiederholt einzuprägen. Es wird daher angemessener sein, bei einigen seiner Hauptgedanken zu verweilen, und ihren Einfluß auf sein Urtheil im besonderen Falle zu verfolgen. Um sich eine entsprechende Vorstellung von der Schärfe der Kritik, der Tiefe der Gelehrsamkeit und der Frische und Kraft des Stiles in den verschiedenen Erörterungen zu bilden, wird der Leser freilich das Buch selbst zur Hand nehmen müssen.

Recensionen von dieser Art waren bisher völlig unbekannt gewesen. Lessing war daher in Verlegenheit, wie er sie betiteln solle. Zuerst dachte er sie, nach griechischem Vorbilde, „Didaskalien“ zu nennen, wählte aber schließlich den Titel „Dramaturgie“, welchen Lione Alacci zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einem Buche gegeben hatte, das ein alphabetisches Verzeichniß aller bis dahin erschienenen dramatischen Werke enthielt. „Der Titel ‚Hamburgische Didaskalien‘,“ sagt er in der Schlußnummer der „Dramaturgie“, „klang mir allzu fremd, und nun ist es mir sehr lieb, daß ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen wollte, das stand bei mir; wenigstens hatte mir Lione Alacci desfalls Nichts vorzuschreiben. Aber wie eine Didaskalie aussehen müsse, glaubten die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die Casaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Lust, meine

Digitized by Google

Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben, und unsere itzt-lebende Causauboni würden die Köpfe trefflich geschüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Faktum einiges Licht werfen könnte."

2.

Das Grundprincip des „Laokoon" führte zu der Lehre, daß das Drama die höchste Gattung der Poesie sei. In gewissem Sinne kann man daher die „Dramaturgie" als eine Art Fortsetzung des „Laokoon" betrachten. Lessing's Stellung in dem früheren Werke ist jedoch wesentlich verschieden von derjenigen, welche er in dem späteren einnimmt. Bei den Erörterungen des „Laokoon" hatte er Vorgänger gehabt, wenn auch keinen von maßgebender Autorität; überall sehen wir ihn Ansichten prüfen, und langsam zu seinen Schlüssen als dem Ergebniß eigenen Nachdenkens und Forschens gelangen. Allein die Gesetze des Dramas, glaubte er, brauchten nicht erst entdeckt zu werden; sie seien ein für alle Mal in der „Poetik" des Aristoteles aufgestellt worden. Daher ist Aristoteles die herrschende Macht in der „Dramaturgie"; es ist seine Lehre, die von Lessing, — natürlich der Bildung und den Bedürfnissen seiner eigenen Zeit angepaßt, — entwickelt, vertheidigt und angewandt wird. Er hielt die „Poetik" für ein eben so unfehlbares Werk, wie die Elemente des Euklid. Waren doch ihre Gesetze auf einem tiefen Studium der Meisterwerke des griechischen Dramas begründet, und diese Meisterwerke erschienen ihm unter allen dramatischen Schöpfungen als die Krone der Vollendung. Wie sollte also die aus ihnen abgeleitete kritische Doktrin nicht die einzig maßgebende für alle Zeiten sein!

So hoch war seine Verehrung der „Poetik", daß er lange Zeit einen vollständigen Kommentar derselben zu schreiben gedachte. Er fand nicht die Muße dazu; aber glücklicher Weise ist uns das Wesentlichste, was er darüber zu sagen hatte, in der „Dramaturgie" aufbewahrt worden.

Wie das Drama die höchste Gattung der Poesie ist, so ist die Tragödie die höchste Art der dramatischen Dichtung. Hier dringt der Poet am tiefsten in die Geheimnisse der menschlichen Natur ein, und erhebt

Digitized by Google

sich zu ihren erhabensten Gipfeln. Der Tragödie widmet Lessing daher vor Allem seine Aufmerksamkeit.

Bei der Erörterung ihres Wesens folgt er der berühmten Definition im sechsten Kapitel der „Poetik“, — eine Definition, über die es fast eben so viele Ansichten, wie Uebersetzer und Erklärer, gegeben hat. Zu Lessing's Zeit legte man die Theorie, welche in dieser Definition aufgestellt wurde, gewöhnlich folgendermaßen aus: das höchste Ziel der Tragödie ist, die Leidenschaften zu reinigen; und sie erreicht dasselbe mittels einer Handlung, die Mitleid und Schrecken erregt, indem die Personen, welche die Handlung tragen, der Gegenstand dieser Empfindungen sind. Es ist nicht nothwendig, daß beide Gefühle in einem und demselben Stücke erweckt werden. In dem einen Stücke mag der Hauptcharakter nur ein Gegenstand des Schreckens, in dem andern nur ein Gegenstand des Mitleids sein. Was die Wirkung der Tragödie (die Katharsis) betrifft, so ist sie von rein sittlicher Natur. Wir sehen auf der Bühne gewisse Leidenschaften zu Unheil und Trauer führen; Liebe, Eifersucht, Zorn, Ehrgeiz in zu heftigem Uebermaaß enden mit tragischen Folgen. Wir werden daher vor dem Uebermaaße der Leidenschaft gewarnt, und von der Nothwendigkeit der Mäßigung und Selbstbeherrschung belehrt.

Diese Ansicht von der Theorie des Aristoteles, welche man hauptsächlich Corneille verdankte, bekämpft Lessing in allen Punkten. Erstlich beharrt er auf der Berichtigung, die er, wie wir sahen, vor Jahren in einem Briefe an Nicolai gemacht hatte: daß φόβος nicht mit Schrecken, sondern mit Furcht zu übersetzen sei. Sodann bestreitet er, daß die mit dem Mitleid verknüpfte Furcht den Personen auf der Bühne gelte, da Furcht um diese eben Mitleid sei, und man nicht annehmen könne, daß Aristoteles eine und dieselbe Sache mit zwei verschiedenen Worten ausgedrückt haben sollte. Worin besteht also die Furcht, welche, nach Aristoteles, die Tragödie erregen soll? Bei der Beantwortung dieser Frage macht Lessing auf den wichtigen Umstand aufmerksam, daß man zum Verständniß der Werke des griechischen Philosophen dieselben vom Anfang bis zum Ende lesen müsse, da man u. A. in der „Rhetorik“ und „Ethik“ die wichtigsten Aufschlüsse für die „Poetik“ finde. In Uebereinstimmung mit diesem Fingerzeig wendet sich

Digitized by Google

Lessing zur authentischen Erklärung der Begriffe „Furcht" und „Mitleid" an das fünfte und achte Kapitel des zweiten Buches der „Rhetorik". „Es beruht Alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unseres Mitleidens werden solle, nothwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst, oder für eines von den Unsrigen, zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sei, könne auch kein Mitleiden stattfinden. . . Er erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige eines durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem Andern begegnet wäre, oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde; und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld sei für uns verloren, sei nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit finde sich alsdann, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen; kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen eben so ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen; und diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe."

Die Furcht also, von der Aristoteles spricht, ist nicht Furcht für Andere, sondern Furcht für uns selbst. Lessing behauptet nicht, daß Mitleid ohne eine solche Furcht durchaus unmöglich sei. Aus bloßer Menschlichkeit können wir Jemand bemitleiden, dessen Unglück wir für uns selbst niemals zu besorgen haben; und diese Art von Mitleid nennt Aristoteles Philanthropie. Unser Mitleid wird jedoch nur dann zu einer starken, leidenschaftlichen Regung, wenn es von jener Furcht begleitet ist, und nur dann eignet es sich für die Zwecke der Tragödie.

Digitized by Google

Wenn es sich aber so verhält, wozu brauchte dann Aristoteles die Furcht überhaupt zu erwähnen? Liegt sie nicht schon in dem Mitleid, von welchem er spricht? Lessing meint: wenn Aristoteles uns bloß hätte lehren wollen, welche Leidenschaften die Tragödie erregen könne und solle, so würde er sich den Zusatz der Furcht allerdings haben ersparen können. „Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenschaften, durch die in der Tragödie erregten, in uns gereinigt werden sollten; und in dieser Absicht mußte er der Furcht insbesondere gedenken.“ Die Furcht für uns selbst sei freilich ein nothwendiges Ingrediens des Mitleids, aber das Mitleid für Andere sei kein Ingrediens der Furcht für uns selbst. So bald die Tragödie aus sei, höre unser Mitleid auf, und wir nähmen nur die Furcht mit heim, daß uns das bemitleidete Uebel selbst treffen könne. Wie sie, als Ingrediens des Mitleids, das Mitleid reinigen helfe, so helfe sie nun auch, als eine für sich fortdauernde Leidenschaft, sich selbst reinigen.

Das ist eine sehr gezwungene Erklärung; auch brauchen wir dieselbe nicht anzunehmen, wenn wir im Uebrigen der Ansicht Lessing's über das Verhältniß von Mitleid und Furcht zu einander beipflichten. Es ist ganz richtig, daß wir Mitleid im höchsten Grade nur dann empfinden, wenn das Unglück, das uns rührt, uns selbst bedrohen kann; aber im Augenblick des Mitleids kommt uns diese Befürchtung nicht nothwendig zum Bewußtsein. Das reinste Mitleid ist das, welches wir ohne direkte, bewußte Rücksichtnahme auf uns selbst empfinden. Am wahrscheinlichsten meint also wohl Aristoteles, nicht, daß Mitleid und Furcht zugleich als Elemente eines einzigen starken Affekts erregt werden müssen, sondern daß sie nach einander erweckt werden. Er will offenbar sagen, daß beide in jeder Tragödie erweckt werden müssen, aber als zwei besondere Leidenschaften.

Hinsichtlich der Wirkung, welche Aristoteles der Tragödie zuschreibt, der Katharsis, stimmt Lessing in so weit mit Corneille überein, daß ihr Charakter ein moralischer sei. Nicht als solle der Dichter Moral predigen; aber Lessing ist der Ansicht, daß die Empfindungen, welche die Poesie hervorruft, und welche allein ihrer würdig sind, läuternd auf den Charakter wirken. Mit Einem Worte, sittliche Veredlung ist naturgemäß mit dem ästhetischen Genusse verknüpft.

Digitized by Google

Die unreife, von Corneille entwickelte Ansicht über die Katharsis verwirft er im Uebrigen gänzlich. Aristoteles, bemerkt er, habe nicht von einer Reinigung der auf der Bühne dargestellten Leidenschaften gesprochen, sondern von einer Reinigung der im Zuschauer erweckten Leidenschaften, d. h. der Furcht und des Mitleids und der mit diesen verwandten Empfindungen. Von dem Zuviel wie dem Zuwenig derselben solle die Tragödie uns befreien.

Daß die Gebiete der Kunst und der Moral völlig verschiedene sind, ist einer der Fundamentalsätze der modernen Kritik; und da Lessing der Ansicht war, daß der Künstler in erster Instanz nur an die Empfindungen zu denken habe, die sein Werk erregen solle, war er von diesem Grundsatze nicht so weit entfernt, wie man oftmals geglaubt hat. Er irrte sich jedoch in der Annahme, daß Aristoteles in seiner Definition irgendwie auf den moralischen Einfluß der Tragödie angespielt habe. Nichts in der „Poetik" deutet darauf hin, daß die Katharsis ein Proceß von ethischer Natur sei; vielmehr führt die ganze Theorie des Aristoteles zu einem entgegengesetzten Schlusse. Wenn wir nun aber fragen, was denn die Katharsis sei, ist es nicht leicht, eine befriedigende Antwort zu geben. Die Frage ist seit Lessing's Zeit in Deutschland vielfach erörtert worden, und die Gelehrten haben sich noch lange nicht darüber geeinigt.

Die Ansicht Goethe's war, daß „die Tragödie nach einem Verlauf von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt." Aristoteles, meint er, „versteht unter Katharsis diese aussöhnende Abrundung, welche von allem Drama, ja von allen poetischen Werken gefordert wird." Jakob Bernays bezieht sich in einer 1858 veröffentlichen Abhandlung über denselben Gegenstand, zur richtigen Erklärung der Katharsis, auf das siebente Kapitel des achten Buches der „Politik", wo Aristoteles sich des Ausdruckes zur Bezeichnung der Wirkung der Musik bedient. Bernays legt dem Worte einen ursprünglich medicinischen Sinn unter, und meint, durch die lebhafte Erregung von Mitleid und Furcht in der Tragödie würden hauptsächlich Personen, die an einem Uebermaß dieser Empfindungen litten, zeitweilig von dem Drucke derselben befreit. Aber wie selten betritt Jemand das Theater mit einem solchen Wunsche, und wie selten wird die Anhörung eines ergreifenden Dramas uns das Herz erleichtern!

Digitized by Google

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir uns an Lessing's Bemerkung halten, daß die Katharsis des Aristoteles unsre Befreiung von dem Zuviel wie von dem Zuwenig des Mitleids und der Furcht bedeute. Lessing hatte nur Unrecht in der Annahme, daß diese Befreiung eine dauernde und fortwirkende sei. Aristoteles dachte offenbar nur an das, was während der Aufführung der Tragödie vorgeht. Demgemäß werden die Leidenschaften der Furcht und des Mitleids nicht überhaupt hinweg geläutert; sie werden nur selbst von jedem Elemente geläutert, das uns den vollen Genuß stören würde. Wir sehen einen Geist mit unheilvollen Mächten kämpfen; unser Mitleid wird erregt, und wenn es sich selbst überlassen bliebe, würde es zu stark, um uns noch Freude zu gewähren. Aber wir werden daran erinnert, daß wir ähnlichen Uebeln ausgesetzt sind, daher empfinden wir Furcht, und diese Furcht hindert uns, ganz und gar dem Mitleid zu fröhnen. Die Furcht wieder wird durch das Mitleid gehemmt, uns völlig zu übermannen. So halten beide einander das Gleichgewicht, so lange die Tragödie dauert, und wir sind fähig, uns mit vollem Genusse der Schöpfung des Dichters hinzugeben.

Wenn Lessing schon in seinem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn den Grundsatz aufgestellt hatte, daß der tragische Held nicht allzu vollkommen sein dürfe, sondern einen Theil der Schuld an seinem Verhängniß tragen müsse, so pflichtet er hier andererseits der Lehre des Aristoteles bei, daß das Unglück nicht einen ganz Unschuldigen treffen dürfe, daß aber völlig ruchlose Charaktere sich gleichfalls für die tragische Behandlung nicht eignen.

3.

Das Stück, welches Anlaß zu der gründlichsten Darlegung der eben entwickelten Ansichten giebt, ist das Trauerspiel „Richard III.“ von seinem alten Freund Weiße. Lessing erkennt die mancherlei poetischen Schönheiten desselben freudig an, bestreitet aber, daß es in wahrem Sinn eine Tragödie sei, da es einen so eingefleischten Teufel schildere, daß wir nicht das Geringste für ihn zu empfinden vermögen, und sein Schicksal uns weder Mitleid noch heilsame Furcht einflöße. Eben so wenig könne man sich für seine schuldlosen Opfer erwärmen, deren Jammer uns mit einer schaudernden

Verzweiflung und einem Murren wider die Vorsehung erfülle. Daß all diese Greuel wirklich geschehen seien, möge seinen guten Grund in dem ewigen, unendlichen Zusammenhang aller Dinge haben; aber in den wenigen Gliedern, die der Dichter heraus nehme, erscheine Alles nur als blindes Geschick und Grausamkeit. „Das Werk dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein, sollte uns an den Gedanken gewöhnen: wie sich in ihm Alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen; und er vergißt diese seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Cirkel flicht, und gestissentlich unsern Schauder darüber erregt."

Hätten die von Lessing vertretenen Grundsätze nur zu einer Verwerfung des Weiße'schen Stückes geführt, so würden sie wenig Aufsehen erregt haben; aber er zog aus ihnen ungleich weiter gehende Konsequenzen. Kraft derselben verurtheilte er das ganze klassische Drama der Franzosen. Corneille, der sich eingebildet habe, in völligem Einklang mit den aristotelischen Gesetzen zu stehen, verletze durchaus ihren Geist. In einer Klasse seiner Stücke, wie im „Polyeucte", erwecke er Mitleid ohne Furcht, indem er makellos unschuldige Charaktere in Gefahr und Verderben verstricke; in einer andern, wie in „Rodogune", errege er Furcht, oder vielmehr Schrecken, ohne Mitleid, indem er ruchlose Scheusale in ihrer ganzen unheilvollen Thätigkeit vorführe und keine schlimmere Strafe, als den Tod, für sie bereit halte. Seine Nachfolger hätten auf dem von ihm gelegten Grunde fortgebaut; und da Lessing das Fundament für erschüttert hielt, glaubte er, der ganze Bau müsse nothwendig in Trümmer zerfallen. Nicht allein die Deutschen, sondern auch die Franzosen, die seit hundert Jahren sich rühmten, ein Theater zu besitzen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlten, hätten in Wirklichkeit noch gar kein Theater, — wenigstens kein tragisches; denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie mache, seien so flach, so kalt! Die Eitelkeit lasse die Franzosen wähnen, daß ihr Theater der Vollkommenheit schon ganz nahe gewesen sei, als Corneille dasselbe ein wenig der Barbarei entrissen habe. „Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter

Digitized by Google

mußte sich darauf einschränken, dem Einen oder dem Andern so ähnlich zu werden, als möglich.“ Von Beiden habe Corneille am meisten geschadet; denn Racine habe nur durch seine Muster verführt, Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich. „Diese letzteren besonders,“ sagt Lessing, „von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwei Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft selbst nicht wußten, was sie wollten) als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweisen — Nichts anders, als das kahlste, wässrigste, untragischste Zeug hervorbringen können.“

„Man nenne mir,“ ruft er im Schlußartikel der „Dramaturgie“ aus, „das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte! Was gilt die Wette? . . . Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille sein, — und doch noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde Nichts gethan haben, als was Jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.“

Wo aber finden wir die wahren, die aristotelischen Gesetze der Tragödie befolgt? Bei den griechischen Tragikern und bei Shakespeare, antwortet Lessing; nur sie athmen in vollem Umfang den Geist dieser Gesetze. Aus den Werken Ersterer waren sie abgeleitet worden; aus den Werken des Letzteren könnten sie, wenn nicht der Form, so doch dem Wesen nach, abgeleitet werden. Wenn die Deutschen je eine tragische Bühne erlangen wollten, müßten sie vor Allem ihre Augen vom Zeitalter Ludwig's XIV. abwenden, und unverwandt auf die Zeiten des Perikles und der Elisabeth blicken. Indeß sei Shakespeare eben so wenig direkt nachzuahmen, wie Corneille. „Was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Er will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge Nichts daraus.“

Digitized by Google

4.

Gewiß, wenn wir das klassische Drama der Franzosen nach der aristotelischen Theorie von der Tragödie beurtheilen, müssen wir es mit Lessing verwerfen. Sowohl Corneille wie Racine sind bei all ihrem Streben, der bloßen Form dieser Lehre getreu zu sein, ihrem Geiste ungetreu. Müssen wir also diese beiden Namen aus der Liste der tragischen Dichter streichen? Mit anderen Worten, erschöpft die Theorie des Aristoteles das ganze Gebiet? Ist keine Tragödie möglich, außer solchen, die er gebilligt haben würde?

Es kann uns nur recht sein, uns zur Beantwortung dieser Fragen an Shakespeare als Führer zu halten. Wenn wir uns zu ihm hinwenden, finden wir, daß mehrere seiner Tragödien, was die stärksten, durch sie erweckten Empfindungen betrifft, in vollem Einklang mit der aristotelischen Lehre stehen. Die drei Werke, in denen sein Genius den höchsten Aufschwung nimmt — „König Lear", „Othello" und „Hamlet" — bringen einen Eindruck hervor, der an Tiefe und Fülle weit über die Mittel der antiken Kunst hinaus geht; allein die Art des Eindrucks ist im Ganzen und Großen dieselbe, wie bei den erhabensten Tragödien des Aeschylos, Sophokles und Euripides. Unser Herz wird von Mitleid erfüllt, wenn wir so herrliche Geister einem so traurigen Schicksal verfallen sehen, und zu dem Mitleid gesellt sich die Furcht. Wir besorgen nicht gerade, daß uns ihr Loos in der gleichen Gestalt ereile; aber dasselbe mahnt uns lebhaft daran, daß wir von unheimlichen Mächten umgeben sind, die wir nur dunkel begreifen und nur schwach zu beherrschen vermögen, und daß sie auch uns eines Tages erfassen können.

Die Hauptcharaktere dieser Stücke verschulden, in Uebereinstimmung mit dem von Aristoteles und Lessing aufgestellten Gesetze, zum Theil selber ihr Unglück. Dies läßt sich jedoch nicht aus der von Aristoteles angedeuteten und von Lessing mit großem Nachdruck betonten Ursache rechtfertigen: daß der Anblick eines Wehs, das eine völlig unschuldige Person trifft, Unzufriedenheit mit der sittlichen Weltregierung verursache. Wäre dies Argument fest begründet, so müßte der Held eines Trauerspiels sein Geschick vollständig verdienen, in welchem Falle er, nach der Theorie des Aristoteles, kein rechter Vorwurf für die Tragödie wäre, da er dann

Digitized by Google

nicht der Gegenstand tragischen Mitleids sein könnte. Der wahre Grund, weshalb diesen Charakteren gewisse Schwächen zuertheilt sind, ist der, daß ohne sie die Tragödie nicht stattfinden könnte. Wäre Lear von minder jähzornigem Temperamente, so würde er sich nicht in die Gewalt der Scheusale begeben, die ihn zu Grunde richten; ein minder leidenschaftlicher und hitzköpfiger Othello würde den Beweis für die Schuld seiner Gemahlin nicht ausreichend finden; ein Hamlet von stärkerer Willenskraft, mehr geneigt zu handeln als zu träumen, würde die Ausführung der Mission, zu welcher er sich berufen glaubt, nicht so lange verzögern.

Nachdem die tragische Bewegung einmal in Fluß gekommen ist, nimmt Shakespeare keinen Anstand, trotz Aristoteles, das Glück der schönsten Seelen zu zertrümmern. Wodurch verdient Desdemona ihr Schicksal? Welche Sünde hat Ophelia begangen, daß sie in Wahnsinn und Tod getrieben werden muß? Und ist es nicht die rührende Aufrichtigkeit, die kindliche Liebe Cordelia's, welche ihr trauriges Loos herbeiführt? Und doch verfallen sie mit Nothwendigkeit ihrem tragischen Geschick. Nachdem der Donner zu rollen, der Blitz zu flammen begonnen hat, muß der Sturm sich austoben, und das Gemüth des Zuschauers kann erst zur Ruhe gelangen, nachdem die entfesselte Leidenschaft ihr Werk der Zerstörung vollbracht hat. Bedürfte die Todesangst solcher Charaktere, wie Desdemona und Cordelia, der Rechtfertigung, so läge sie in dem Entzücken, das ihre herrlichen Geisteseigenschaften uns gewähren. Auch sterben sie nicht. Alles Tiefste und Edelste in ihnen — ihre zärtliche Liebe, Treue, Reinheit, grenzenlose Aufopferungsfähigkeit — lebt ewig fort im Angedenken Derer, welche es über die erbarmungslosen Schläge des Schicksals triumphiren sahn. Das Mitleid erstirbt fast in der Bewunderung.

Andere Tragödien Shakespeare's haben Wenig oder Nichts mit dem griechischen Drama gemein. Man nehme z. B. „Richard III.“ Es ist wahr, wir bemitleiden seine Opfer; aber von den zwei tragischen Empfindungen, deren Aristoteles gedenkt, bezieht sich nur die eine auf Richard selbst, und diese ist nicht bloß Furcht, sondern Schrecken; nicht Schrecken für uns selbst, sondern Schrecken, den wir bei unserm Mitgefühl mit Denen empfinden, welche ihm als Opfer fallen. Lessing selbst nennt Richard im „Laokoon“ einen

Digitized by Google

Teufel. Wie könnte das schlimme Geschick eines Teufels die Herzen der Zuschauer rühren? In Macbeth wird freilich die Stimme des Gewissens niemals völlig zum Schweigen gebracht; allein er erweckt so wenig Mitleid, wie Richard. Seine Tyrannei ist so unbändig, so herzlos, daß er unter dem Aufjubeln der Welt verscheidet, deren heiligste Gefühle er mit Füßen trat.

Selbst in denjenigen Stücken, deren Wirkung uns an die antike Tragödie erinnert, begegnen uns Gestalten, welche in direktem Widerspruch mit der Lehre des Aristoteles stehen. Goneril und Regan sind Ausbünde von Schlechtigkeit; eben so Jago, die personificirte Tücke, an der kein gutes Haar ist. Wir sehen sie gelassen sterben, ohne daß uns das geringste Mitgefühl ergriffe.

Andere Stücke von großartiger Kraft erregen zwar unser Mitleid, aber doch nur in beschränktem Grade. Coriolan ist zu hochmüthig, um tiefes Bedauern zu erwecken; wir fühlen, daß ein solcher Mann unser Mitleid als eine Beleidigung für seine Würde empfinden würde. Und im „Julius Cäsar" ergreift uns weniger das Schicksal der verschiedenen Charaktere, als der erhabene Geist republikanischen Eifers, der erbarmungslose Idealismus, welcher die Seele des Brutus erfüllt. Wir erhalten fürwahr nicht den Schlüssel zu diesen herrlichen Werken, wenn man uns sagt, daß es der Zweck jeder Tragödie sei, Mitleid und Furcht zu erwecken.

Wenn wir demnach lieber Shakespeare als Aristoteles zum Prüfstein des Urtheils über die Angemessenheit der Stoffe für die tragische Behandlung nehmen, dann werden wir nicht, wie Lessing es so verwegen thut, die Meisterwerke der klassischen Periode der französischen Literatur als unwürdig des Namens Tragödie verwerfen. Gemälde des Schreckens und der heroischen Schönheit ergreifen uns freilich nicht so tief, wie diejenigen, welche Mitleid und Furcht erwecken; sie stellen uns nicht vor die größten Probleme des Lebens, und reizen die Phantasie des Zuschauers nicht zur lebhaftesten Thätigkeit. Aber den besten Beweis dafür, daß sie im rechtmäßigen Bereich des tragischen Dichters liegen, giebt der Gebrauch, den Shakespeare von ihnen macht. Wenn wir den „Polyeucte" einfach deshalb verdammen, weil es ungeheuerlich sei, daß das Unglück zartbesaitete Seelen erreiche, so ist auch Cordelia nicht zu halten; wenn die Cleopatra in der „Rodogune" nur deshalb

Digitized by Google

zu verwerfen ist, weil ihre Verbrechen kein Mitleid mit ihrem Schicksal aufkommen lassen, so müssen wir mit ihr auch Richard III. und Jago den Lauspaß geben.

Das Charakteristische der Tragödie ist, daß sie einen Konflikt menschlicher Leidenschaften darstellt, der unvermeidlich zum Verderben führt; und es heißt, dem dramatischen Dichter willkürliche Grenzen bestimmen, wenn man verlangt, daß er sich auf diese oder jene Leidenschaft beschränken soll. Alle Leidenschaften stehen ihm frei, und er mag eben so wohl Schrecken und Bewunderung wie Mitleid und Furcht erregen. Nur soll er nicht glauben, daß dies seine einzige oder höchste Aufgabe sei. Er muß neben diesen Empfindungen zugleich ein tiefes geistiges Interesse erwecken; sonst könnte der gemeinste Mord füglich eine Tragödie heißen, und jeder Märtyrer hätte einen unbestreitbaren Anspruch auf den Titel eines tragischen Helden.

Der wahre Unterschied zwischen Shakespeare und den klassischen Dramatikern Frankreichs ist nicht, daß sie verschiedene Stoffe wählen, sondern daß sie sie in ganz verschiedener Weise behandeln. Shakespeare's Böjewichte sind den tiefsten Gesetzen der menschlichen Natur getreu, und in den Adern seiner Männer und Frauen von heroischem Gepräge fließt warmes Blut. Corneille und Racine bemühen sich nicht so sehr, leibhaftige Männer und Frauen zu erschaffen, als Männer und Frauen, die von einer einzigen Idee beherrscht sind, deren Existenz ohne den Einfluß dieser Idee unmöglich wäre. Wir haben daher kein Recht, von ihnen dieselben Wirkungen zu verlangen, welche Shakespeare hervorbringt. Die beiden Ideale sind einander völlig entgegengesetzt; aber in der großen und reichen Welt der Kunst ist Raum genug für beide.

5.

Einer der Hauptlehrsätze der „Dramaturgie“ ist der, daß der dramatische Dichter die äußerste Sorgfalt auf den Aufbau der Fabel verwenden müsse. „Nichts,“ sagt Lessing, „empfiehlt Aristoteles dem tragischen Dichter mehr, als die gute Abfassung der Fabel; und Nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern gesucht, als eben diese. Denn die Fabel ist es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht; Sitten, Ge-

Digitized by Google

sinnungen und Ausdruck werden Zehnen gerathen, gegen Einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich ist. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung; und eine Handlung ist ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten. Die Handlung ist das Ganze, die Begebenheiten sind die Theile dieses Ganzen; und so wie die Güte eines jeden Ganzen auf der Güte seiner einzelnen Theile und deren Verbindung beruhet, so ist auch die tragische Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen sie bestehet, jede für sich und alle zusammen, den Absichten der Tragödie mehr oder weniger entsprechen."

Die wesentlichste Bedingung der Handlung ist, nach Lessing, daß sie Einheit besitzen muß. Das heißt, sie muß ein Ganzes bilden, von deren Theilen jeder seinen angemessenen Platz in dem Plane der Dichtung hat; und die Theile dürfen sich nicht aufs Gerathewohl an einander schließen, sondern jeder muß in den vorhergehenden begründet sein, und naturgemäß zu den nachfolgenden hinleiten. In seiner Kritik von Corneille's „Rodogune" entwirft er ein lebhaftes Bild der Art und Weise, wie, nach seiner Ansicht, ein wahrer Dichter seine tragische Handlung einrichten werde. Derselbe werde in diesem Fall, wo es sich um die Geschichte einer Frau handle, die Mann und Söhne ermordet, vor Allem darauf bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinlichen Verbrechen nicht wohl anders als geschehen müssen. Er werde die Charaktere seiner Personen so anzulegen, die Vorfälle, welche auf sie wirken, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen, die Leidenschaften nach eines Jeden Charakter so genau abzumessen und allmählich zu steigern suchen, daß wir überall Nichts als den natürlichsten Verlauf wahrnehmen. Der bloße witzige Kopf und gewandte Versifikateur dagegen werde keinen Anstoß an der Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs nehmen, sondern vielmehr eben in dem Ungeheuerlichen desselben das sicherste Mittel zur Erregung von Schrecken und Mitleid erblicken. Habe er in der Geschichte eine Cleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, so sehe er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter Nichts dabei zu thun, als die Lücke zwischen beiden Verbrechen auszufüllen, und sie mit

Digitized by Google

Dingen auszufüllen, die wenigstens eben so befremdend sind, als diese Verbrechen selbst.

Wenn Lessing in Gemäßheit dieser Entwicklungen übrigens den Zufall ganz aus dem Plane des dramatischen Dichters verbannt wissen will, so kann er sich dabei nicht auf Shakespeare stützen. Was kann zufälliger sein, als daß Desdemona ihr Taschentuch verliert? Und doch ist dieser Umstand eins der wichtigsten Glieder in der tragischen Kette. Auch im „Hamlet“ wird die Lösung des Knotens zuletzt durch einige rein zufällige Umstände herbeigeführt. Das menschliche Schicksal wird stets durch kleine unvorhergesehene Zufälle beeinflußt; und warum sollte das Drama dies nicht eben so getreu spiegeln, wie jedes andere wichtige Element des Lebens? Es kommt nur darauf an, daß diese zufälligen Umstände an sich nicht unwahrscheinlich sind, und daß die Handlungen, welche aus ihnen entspringen, völlig zu dem Charakter der Personen stimmen, mit deren Geschick sie verknüpft sind.

Von den Einheiten der Zeit und des Ortes sagt Lessing verhältnißmäßig Wenig. Er bemerkt, daß die griechischen Dramatiker sie gleichsam nur als logische Folge der Einheit der Handlung betrachtet hätten, und sie schwerlich strenger beobachtet haben würden, als jene es nothwendig erforderte, wenn nicht die Anwesenheit des Chores sie fast gezwungen hätte, den Ort auf einen und denselben Platz und die Zeit auf einen und denselben Tag einzuschränken. Lessing ist indeß der Ansicht, daß die Beobachtung dieser beiden Einheiten von erheblichem Vortheil gewesen sei; denn sie habe die griechischen Dramatiker veranlaßt, die Handlung selbst so zu vereinfachen und alles überflüssigen Beiwerks zu entkleiden, „daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, Nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte.“ Was Lessing unter dem „Ideal einer Handlung“ verstand, erklärt er in einem der Fragmente zum „Laokoon.“ „Dasselbe besteht,“ sagt er, „1) in der Verkürzung der Zeit, 2) in der Erhöhung der Triebfedern, und Ausschließung des Zufalls, 3) in der Erregung der Leidenschaften.“

Anders war es bei den Franzosen. Durch die wilden Intriguen

der spanischen Stücke schon verwöhnt, ehe sie die „griechische Simplicität" kennen lernten, hatten sie keine richtige Vorstellung von dem Werthe der Einheit der Handlung. Daher nahmen sie die Einheiten der Zeit und des Ortes nur als äußerliche Vorschriften an, für die keine innere Nothwendigkeit vorlag, und sie mühten sich, sie mit einer Strenge anzuwenden, wie sie nur der Gebrauch des Chores hätte erfordern können. „Da sie aber fanden, wie schwer, ja wie unmöglich öfters, dieses sei, trafen sie mit den tyrannischen Regeln, welchen sie ihren völligen Gehorsam aufzukündigen nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anstatt eines einzigen Ortes, führten sie einen unbestimmten Ort ein, unter dem man sich bald den, bald jenen einbilden könne: genug, wenn diese Orte nur nicht gar zu weit aus einander lägen, und keiner eine besondere Verzierung bedürfe. Anstatt der Einheit des Tages schoben sie die Einheit der Dauer unter; und eine gewisse Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der Niemand zu Bette ging, wenigstens nicht öfter als einmal zu Bette ging, mochte sich doch sonst noch so Viel und Mancherlei darin ereignen, ließen sie für Einen Tag gelten."

Lessing tadelt die Franzosen nicht wegen dieser Erweiterung der beiden Einheiten; „denn unstreitig," sagt er, „lassen sich auch so noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprichwort sagt: Bohre das Brett, wo es am dünnsten ist." Wohl aber macht er es den französischen Kunstrichtern zum Vorwurfe, daß sie die Regelmäßigkeit, die sie sich so unendlich erleichtert, den Dramatikern aller übrigen Völker als Gesetz auferlegen wollten. Er verlangt weder, daß der moderne Dramatiker die Einheiten der Zeit und des Ortes beobachte, noch verwehrt er es ihm. Er bemerkt nur, daß „die strengste Regelmäßigkeit den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen kann."

Der erste Anspruch, welchen Lessing an die Charaktere stellt, ist der, daß sie treu der Natur sein müssen. Nächst der Thatsache, daß sie die wahre Absicht der Tragödie verkannt hätten, ist seine Hauptanschuldigung wider die klassischen Dramatiker Frankreichs, daß ihre Schöpfungen nicht auf der Natur beruhen.

Sodann soll die Sprache der auftretenden Personen nicht gesucht oder pomphaft sein. Die Anwesenheit des Chores im grie-

Digitized by Google

chischen Drama machte eine feierliche Würde und Gemessenheit der Rede nothwendig; aber wir Neueren, die wir den Chor abgeschafft, haben keine Ursache, unsere Personen anders als ungezwungen reden zu lassen. Selbst der königliche Anstand verbietet auf der Bühne nicht den Gebrauch der schlichtesten Worte und Redensarten. „Wenn Pomp und Etikette aus Menschen Maschinen macht, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen. Die wahren Königinnen mögen so gesucht und affektirt sprechen, wie sie wollen: seine Königinnen müssen natürlich sprechen. Nichts ist züchtiger und anständiger, als die simple Natur.“

Trotzdem war Lessing himmelweit von der Annahme entfernt, der dramatische Dichter habe Nichts zu thun, als wiederzugeben, was er in der wirklichen Welt gewahrt. Die Natur liegt jedem großen Dichterwerk zu Grunde; aber es ist eine Natur, die einem Proceß strenger Auswahl unterzogen und in die Farben der Phantasie getaucht worden ist. „In der Natur ist Alles mit Allem verbunden; Alles durchkreuzt sich, Alles wechselt mit Allem, Alles verändert sich Eines in das Andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen, abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können. Dies Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens. Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande, oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern, oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand, oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände, so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.“

In der Abhandlung, in welcher diese Stelle vorkommt, erörtert Lessing die Frage, in wie weit die spanische Gewohnheit, tragische und komische Elemente in einem Stücke zu vermischen, zulässig sei. Nur unter einer Bedingung gestattet er diese Mischung: wenn beide

Digitized by Google

so nothwendig aus einander entspringen, daß wir sie nicht getrennt von einander zu denken vermögen.

Diderot hatte behauptet: während die Lustspielcharaktere typische Figuren sein müßten, seien die Charaktere des Trauerspiels nothwendiger Weise nur Individuen. Lessing im Gegentheil verlangt, in Uebereinstimmung mit Aristoteles, daß sowohl die Charaktere der Tragödie wie der Komödie typisch sein sollen. Das heißt, wir müssen fühlen, daß jede Person nicht in einer exceptionellen, excentrischen Weise spricht und handelt, sondern so wie ein Jeder von ihrer Beschaffenheit unter gleichen Umständen sprechen und handeln würde.

Eine andere Lehre des Aristoteles, die Lessing nachdrücklich einschärft, ist die, daß jeder Charakter sich selber treu bleiben müsse. Auch dürfen, sagt er, die Beweggründe, welche seine Handlungen bestimmen, keine ausnahmsweisen sein. Daher tadelt er Corneille, daß derselbe in seiner „Rodogune" die Cleopatra ihren Gemahl nicht, wie in der Geschichte, aus Eifersucht, sondern aus Stolz und Herrschgier umbringen lasse. „Eine Frau," meint er, „der das Herrschen bloß des Herrschens wegen gefällt, bei der alle Neigungen dem Ehrgeize untergeordnet sind, so eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal, wirklich gewesen sein, aber sie ist dem ungeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme schildert, schildert unstreitig das minder Natürliche." Dennoch that Corneille, indem er in der Cleopatra Alles dem Ehrgeize unterwarf, nichts Anderes, als was Shakespeare in Betreff der Lady Macbeth that.

Zu Lessing's Zeiten pflegte man allgemein anzunehmen, daß echt tragische Stoffe nur in der Geschichte zu finden seien. Diese Theorie konnte Lessing, dem die Idee immer mehr als die bloße Thatsache galt, nicht zusagen; und er legt einen nachdrücklichen Protest wider dieselbe ein. „Aristoteles hat es längst entschieden, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter, als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann. Er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter

Digitized by Google

gewissen gegebenen Umständen thun werde." — „Weswegen wählt der tragische Dichter historische Namen?" fragt Lessing ein andermal, und aus der Antwort, daß nicht die bloßen Fakta, sondern die Charaktere, durch welche sie wirklich geworden, den Anlaß zu solcher Wahl geben, zieht Lessing den Schluß, daß der Dichter in Allem, was nicht die Charaktere betrifft, so weit von der historischen Wahrheit abgehen könne, als er wolle. Er kommt oftmals auf diesen Satz und auf die Behauptung zurück, daß gewisse historische Charaktere nur deshalb anderen vorzuziehen seien, weil sie in ungewöhnlichem Grade die Typen großer menschlicher Eigenschaften darstellen. Nur solche Aenderungen ihres Charakters seien daher dem Dichter erlaubt, welche die wesentlichsten Züge desselben in noch helleres Licht setzen. „Das poetische Ideal des wahren Charakters" nennt Lessing die Elisabeth des jüngeren Corneille in dessen „Essex"; und man könnte für die Mehrzahl von Shakespeare's historischen Charakteren keine treffendere Bezeichnung finden.

Obschon Lessing verlangte, daß der tragische Dichter den Charakterzügen der Menschen, die wirklich gelebt haben, in der Hauptsache treu bleibe, hielt er doch ein Abirren hievon für weit verzeihlicher, als jede Inkonsequenz bei erfundenen Charakteren; denn jener Fehler könne vollkommen mit dem Genie bestehen, nicht aber dieser. Dem Genie sei es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermöge, mache seinen Reichthum aus; es gestalte sich, dem großen Urschöpfer nachahmend, seine eigene Welt. Um so mehr aber seien wir berechtigt, in allen Charakteren, die der Dichter ausbilde oder sich schaffe, Uebereinstimmung und Absicht zu verlangen, wenn er für ein Genie gelten wolle.

In der Behandlung geschichtlicher Stoffe endlich soll der Dramatiker, nach Lessing's Ansicht, nur solche Motive wählen, welche in seiner eigenen Zeit völlig begreiflich sind. Roher Aberglaube und veraltete Vorurtheile dürfen nicht als Triebfedern der Handlung verwandt werden. „Der gute Schriftsteller, er sei von welcher Gattung er wolle, hat immer die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes in Augen, und nur was diesen gefallen,

Digitized by Google

was diese rühren kann, würdigt er zu schreiben. Selbst der dramatische, wenn er sich zu dem Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern, nicht aber ihn in seinen Vorurtheilen, ihn in seiner unedeln Denkungsart zu bestärken."

6.

Kein Name kommt in der „Dramaturgie" häufiger vor, als der Voltaire's. Lessing greift ihn mit einer gewissen Bitterkeit an, indem er ihm nicht allein seine literarischen Sünden vorhält, sondern gelegentlich auch auf seine moralischen Schwächen, seine Eitelkeit und Verlegenheit, anspielt. Er verkannte nicht die großen Eigenschaften Voltaire's, aber er hielt sich nicht besonders verpflichtet, dieselben zu betonen. Der berühmte Franzose beherrschte die öffentliche Meinung fast eben so sehr diesseit wie jenseit des Rheines, und es war jetzt eins der höchsten Ziele Lessing's, seine Landsleute von der sklavischen Unterwerfung unter Frankreich zu befreien.

Am eingehendsten verweilt er bei der Tragödie „Mérope", welche Voltaire nach dem gleichnamigen Stücke Maffei's bearbeitet, und, wie Lessing nachweist, nicht immer glücklich bearbeitet hatte. Er bemerkt zwar, daß die Einheiten der Zeit und des Ortes nicht einmal beobachtet worden, aber er fügt hinzu: „Es kostet mir Ueberwindung, ein Werk des Genius aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten," und ruft aus: „Möchten meinetwegen Voltaire's und Maffei's ‚Mérope' acht Tage dauern, und an sieben Orten in Griechenland spielen! Möchten sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen!"

Der große Stil der Lessing'schen Kritik zeigt sich auch in seiner Hindeutung auf den Umstand, daß Voltaire den Zuschauer lange in Ungewißheit über die Person seines Helden erhält: „Es ist wahr, unsere Ueberraschung ist größer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß Aegisth Aegisth ist, als bis es Mérope selbst erfährt. Aber das armselige Vergnügen einer Ueberraschung! Und was braucht der Dichter uns zu überraschen? Er überrasche seine Personen, so viel er will; wir werden unser Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorausgesehen haben. Ja, unser Antheil wird um so lebhafter und stärker sein, je länger und zuverlässiger wir es vorausgesehen haben."

Digitized by Google

Diese Verachtung des armseligen Vergnügens einer Ueberraschung, welche auch Diderot schon ausgesprochen hatte, veranlaßt ihn, Euripides gegen den Tadel in Schutz zu nehmen, daß er fast immer den Zuschauern das Ziel voraus gezeigt habe, zu welchem er sie führen wollte. Lessing deutet sogar an, daß Aristoteles zum Theil aus diesem Grunde den Euripides den tragischsten aller tragischen Dichter genannt habe, da die Zuschauer, weil sie von Anfang auf das Schicksal der verschiedenen Personen vorbereitet gewesen wären, das ganze Stück hindurch Mitleid mit ihnen hätten empfinden können.

Auf den Einwurf, daß Euripides solchermaßen die erzählende Dichtungsart mit der dramatischen vermische, entgegnet Lessing: „Was will man mit der Vermischung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern sondere man sie so genau von einander ab, als möglich; aber wenn ein Genie, höherer Absichten wegen, mehrere derselben in einem und demselben Werke zusammenfließen läßt, so vergesse man das Lehrbuch, und untersuche bloß, ob es diese höheren Absichten erreicht hat.“

Diese Stelle ist nicht allein merkwürdig, weil sie zeigt, wie viel höher, als die Mehrzahl der deutschen Kunstrichter, Lessing den Euripides schätzte, sondern weil sie beweist, eine wie vollständige Freiheit er dem Genie einräumte. Niemand konnte eifriger darauf bedacht sein, die Grenzen zu ziehen, welche eine Kunstart von der anderen scheiden, und die Regeln einer jeden festzustellen. Im Grunde jedoch hielt er nur Geister zweiten Ranges an ihre peinliche Befolgung gebunden. Der große Genius, dachte er, befolgt sie unbewußt; und wenn er sie einmal verletzt, ist es die Aufgabe der Kritik, ihm nicht ohne Weiteres den Stab zu brechen, sondern zu ergründen, ob er nicht im Einklang mit einem höheren Grundsatze steht.

In seiner Besprechung von Voltaire's „Semiramis“ hält sich Lessing hauptsächlich an das Erscheinen des Geistes. Er gestattet dem modernen Dramatiker unter Umständen die Einführung von Geistern, aber nicht aus dem von Voltaire angegebenen Grunde, daß die Menschen früher allgemein an Geister geglaubt hätten, sondern weil dieser Glaube auch heutigen Tages nicht ganz erloschen sei; der Keim desselben liege noch in uns Allen, daher könne ein

Digitized by Google

wahrer Dichter ihn immerhin als Mittel zur Hervorbringung einer mächtigen Wirkung benutzen. So ein Dichter sei Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. „Vor seinem Gespenste im ‚Hamlet' richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken." Aber Voltaire's Geist des Ninus erscheine, wider allen Gespensterbrauch, an hellichtem Tage inmitten der Reichsversammlung, während der Geist von Hamlet's Vater in unheimlicher Stille der Nacht seiner Gruft entsteige, und sich einzig mit Hamlet einlasse. „Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirkt auf uns mehr durch ihn, als durch sich selbst." Außerdem ist Shakespeare's Gespenst eine wirklich handelnde Person, an deren Schicksal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid. Voltaire's Gespenst hingegen ist nur eine poetische Maschine. Der Geist des Ninus soll uns nur die Lehre ertheilen, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache; — „eine nicht eben erbauliche Moral," sagt Lessing, „denn es ist unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Bestrafung des Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken."

Die einzige andere Tragödie Voltaire's, welche Lessing bespricht, ist „Zaire". Ein Kunstrichter hatte gesagt, die Liebe selbst habe dem Verfasser das Stück diktirt. „Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie," bemerkt Lessing. „Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen; und das ‚Romeo und Julie' von Shakespeare." Er findet zwar, daß „die verliebte Zaire ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrückt", daß der Verfasser „den Kanzleistil der Liebe vortrefflich versteht", aber daß er „in das Wesen der Liebe nicht eben die tiefe Einsicht, wie Shakespeare, gehabt, oder sie wenigstens hier nicht hat zeigen wollen". Eben so weit stehe der Held, Orosman, hinter seinem Vorbilde, dem Shakespeare'schen Othello, zurück. „Wir hören in dem Oros-

man einen Eifersüchtigen reden, wir sehen ihn die rasche That eines Eifersüchtigen begehen; aber von der Eifersucht selbst lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen ist das vollständigste Lehrbuch über diese traurige Raserei; da können wir Alles lernen, was sie angeht, sie erwecken und sie vermeiden.“

Wer die Abhandlung von Coleridge gelesen hat, wird allerdings nicht zugeben, daß Othello nur von der verächtlichen Leidenschaft der Eifersucht beherrscht wird. Er ist nicht von lauerndem und argwöhnischem, sondern von offenem, edelmüthigem und hitzigem Charakter. Er verurtheilt freilich seine Gattin ohne entsprechenden Schuldbeweis; aber er thut das, weil seine leidenschaftliche Natur ihn schlecht dazu geeignet macht, die Zeugnisse nach ihrem Werthe zu prüfen. Auch tödtet er sie nicht aus verletztem Ehrgefühl. Sie war ihm das Ideal vollkommener Tugend, die Offenbarung alles Schönsten und Edelsten in der Welt. Plötzlich ist sein Ideal zertrümmert; er sieht in dem göttlichen Bilde nur noch ein Geschöpf von gemeinem Erdenstaub. Für einen so ungestümen Hitzkopf bleibt Nichts übrig, als Das, was ihn so bitter getäuscht hat, aus seinem Anblick zu entfernen. Das Ideal, welches er liebt, gebietet ihm, die erbärmliche Wirklichkeit, welche ihn an dessen Stelle angrinst, zu vernichten.

7.

Obschon Lessing's Aufmerksamkeit sich in der „Dramaturgie“ hauptsächlich der Tragödie zuwendet, bespricht er doch auch eine erkleckliche Anzahl von Lustspielen. Wie er das Vergnügen, das aus idealem Mitleid und Furcht entspringt, für den unmittelbaren Zweck der Tragödie hält, so erklärt er das Vergnügen, welches aus dem Lachen entspringt, für den unmittelbaren Zweck der Komödie. Um letztere von der Posse zu unterscheiden, müssen wir jedoch mit George Meredith hinzufügen, daß ihr unmittelbarer Zweck „gedankenvolles Lachen“ ist.

Die Komödie soll Lachen, aber nicht Verlachung erwecken, sagt Lessing. Durch diese Unterscheidung fertigt er Rousseau's griesgrämigen Angriff auf Molière ab, der uns in seinem „Misanthrop“ über „den ehrlichen Mann des Stücks“ lachen mache. Wir lachen

Digitized by Google

über ihn, aber wir verlachen ihn nicht; er wird nicht verächtlich. Lessing glaubte mit Aristoteles, daß die Fehler, welche der Lustspieldichter schildert, nicht die eines gänzlich verderbten Charakters sein dürften; sonst würden sie „widrig, ekel, häßlich sein; nicht lächerlich". Aber ist Tartuffe nicht lächerlich? Und mit welchen guten Eigenschaften wäre er begabt?

Lessing meint nicht allein, daß die komischen Charaktere Vertreter eines allgemeinen Typus sein müßten, sondern er behauptet auch, in der alten griechischen Komödie sei das meistens der Fall gewesen. Selbst die wahren Namen hätten sich oft mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne bezogen. „Unter dem Namen Sokrates wollte Aristophanes nicht den einzelnen Sokrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen."

Während Lachen der unmittelbare Zweck der Komödie ist, stellt Lessing ihr Endziel, wie das Endziel der Tragödie, als ein moralisches dar. Auch hier erscheint das Ethische als unauflöslich mit dem Aesthetischen verknüpft. „Die Komödie will durch Lachen bessern, aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken... Ihr ist es genug, wenn sie keine verzweifelten Krankheiten heilen kann, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arzenei; und die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres, als das Lächerliche."

Es ist bemerkenswerth, daß die englische Komödie in ganz anderer Weise, als die englische Tragödie, behandelt wird. Die englische Lustspielmanier, sagt Lessing, zerstreue und ermüde uns selbst in den besten Stücken eines Congreve und Wycherley durch die verworrene Ueberladung mit Episoden, und könne bei den Deutschen, die einen einfachen Plan lieben, der sich auf einmal übersehen läßt, kein Glück machen. Von der französischen Komödie hingegen spricht er durchweg mit aufrichtiger Anerkennung. Selbst einige Lustspiele Voltaire's beurtheilt er günstiger, als heut zu Tage der mildeste Kritiker sie beurtheilen würde. Einmal — nicht in

Digitized by Google

der „Dramaturgie“ — stellt Lessing den Namen Molière's neben denjenigen Shakespeare's; die höchste Ehre, welche er einem Dichter erweisen zu können glaubte. Hier bespricht er leider nur ein einziges Stück dieses größten aller Lustspieldichter, „die Frauenschule“, und begnügt sich, dasselbe gegen die Anschuldigung Voltaire's in Schutz zu nehmen, daß es nur aus Erzählung ohne Handlung bestünde. Selbst französische Schriftsteller untergeordneten Ranges behandelt er mit Hochachtung, dafern sie nicht in den Spuren Corneille's und Racine's wandeln. Den „Verheiratheten Philosophen“ von Destouches rechnet er zu „den Meisterstücken der französischen Bühne“; und von Marivaux rühmt er, derselbe wisse, obschon seine Plane nur von geringem Umfang seien, „als ein wahrer Kallipides seiner Kunst den engen Bezirk derselben mit einer Menge so kleiner und doch so merklich abgesetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch so weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.“ Er protestirt dagegen, daß in der Uebersetzung eines seiner Stücke der Harlekin zu einem Peter geworden sei, und tadelt sogar den seligen Gottsched, daß er diesen närrischen Charakter von der Bühne verbannt habe. Er erinnert an die Satyrspiele der Griechen und an den Parasiten, der ein stets in seiner eigenen Tracht wiederkehrender Harlekin gewesen sei, und fragt, warum die Deutschen ekler, in ihrem Geschmack wähliger sein wollten, als die Griechen und Römer. Zum Glück wurde in diesem Fall seine Vorliebe für alles Volksthümliche von Wenigen getheilt.

Die französische „comédie larmoyante“, von welcher er in seiner „Theatralischen Bibliothek“ so wegwerfend sprach, behandelt er in der „Dramaturgie“ als eine Gattung von hohem Werthe. Das vom wirklichen Leben losgelöste Drama war ihm seitdem so verhaßt geworden, daß er Alles willkommen hieß, was ihm wie eine Rückkehr zu den natürlichen Quellen der Inspiration erschien. Auch von dem nahe damit verwandten „genre sérieux“ Diderot's spricht er daher jetzt mit noch größerer Wärme; zum mindesten den „Hausvater“ hält er noch immer für ein echt geniales Werk. Die Nachwelt pflichtet zwar seinem Urtheil über beide Gattungen nicht mehr bei; aber sein Auge war, indem er sie billigte, wie immer, der Hauptströmung seiner Zeit zugewandt. Denn die dramatischen Leistungen Nivelle de la Chaussée's und Diderot's waren, so schwach

Digitized by Google

sie sein mochten, ein Symptom der tiefen, wenn auch noch halb unbewußten Auflehnung des europäischen Geistes gegen jede Kunstform, welche nicht die gegenwärtigen Interessen der Menschheit spiegelt und ihre lebhafte Sympathie erregt.

Die wenigen deutschen Lustspiele, welche aufgeführt wurden, besprach er mit derselben ruhigen Unparteilichkeit wie die Trauerspieldichtungen seiner Landsleute. Gellert wird getadelt, weil er die Naturwahrheit so auffaßte, als habe der Lustspieldichter die Thorheiten gerade so auf die Bühne zu bringen, wie sie außerhalb derselben erscheinen, ohne Etwas von dem Seinigen hinzu zu thun. Höheres Lob zollt er den Komödien Johann Elias Schlegel's; aber er bedauert, daß in den besten derselben ausländische Sitten dargestellt würden. Daß Lustspiel und Tragödie, so weit Sittenschilderungen in Betracht kommen, die vaterländischen Sitten des Verfassers spiegeln sollten, ist ein Grundsatz, auf den Lessing wiederholt zurück kommt. Konsequenter Weise dürften auch die Stoffe nicht ausländischen Verhältnissen entnommen werden, wie es schon die griechischen Autoren vermieden. Lessing scheint dabei für den Augenblick vergessen zu haben, daß Shakespeare in wenigen seiner größten Stücke die Scene nach England verlegt; und, seltsam genug, spielt keins der beiden Dramen, die er selbst noch schreiben sollte, in Deutschland.

Auch heute noch besitzt die deutsche Nation kein Lustspiel, das auf der Höhe ihrer Leistungen in anderen Kunstgebieten stünde. Der gewöhnliche Erklärungsgrund dafür ist die Behauptung, daß den Deutschen der Sinn für Komik abgehe. Vor Rabelais und Molière hatten jedoch auch die Franzosen in ihrer Literatur kein hervorragendes komisches Talent an den Tag gelegt, und wir wissen jetzt, daß es Thorheit gewesen sein würde, ihnen ein solches abzusprechen. Es müssen also wohl andere Gründe für die Armuth Deutschlands an guten Lustspielen vorhanden sein. Einer davon ist unzweifelhaft der bisherige Mangel an einer großen Hauptstadt, an einem Centralpunkte des geistigen und gesellschaftlichen Lebens. Schon Lessing bemerkt einmal, daß die deutsche Komödie „zu provinzial" sei, und an einer anderen Stelle beklagt er, daß, in Folge eines allgemeinen Vorurtheils seiner Zeit, fast nur jüngere Leute sich der schönen Literatur zuwenden. „Daher hat sie noch so wenig

Digitized by Google

Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ellen Cirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will. Welche Nahrung kann so ein Mann wohl z. E. in unsern höchst trivalen Komödien finden?“

Es ist leicht, ein hartes Urtheil über die Mängel seiner Zeitgenossen zu fällen; aber wenige Schriftsteller sind ehrlich genug, ihre eigenen Qualitäten unbefangen zu würdigen. Lessing jedoch ist ein solcher Mann, und die Stelle der „Dramaturgie“, in welcher er sich über seinen Dichtertitel ausspricht, ist eins der merkwürdigsten Beispiele offenherziger Selbstkenntniß, welche die Literaturgeschichte aufzuzeigen hat. „Man erweiset mir,“ sagt er, „zwar manchmal die Ehre, mich für einen Dichter zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik Etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, Etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.“

Wenn wir bedenken, wie ängstlich der Schriftsteller in der Regel beflissen ist, sich für etwas Größeres auszugeben, als er wirklich ist, so können wir nicht umhin, dies edle Geständniß zu bewundern. Lessing erfreute sich des höchsten, des verlockendsten Ruhmes: ein Dichter zu sein; er nimmt hier geflissentlich den Kranz

Digitized by Google

von seiner Stirne, und legt ihn als ihm nicht von Rechtswegen gebührend hin. Man stellt das gewöhnlich als einen Akt der Bescheidenheit dar; es war vielmehr ein Akt erhabenen Stolzes. Lessing war zu groß, um zu beanspruchen, was ihm nicht zukam; er besaß so Viel, daß er ohne Ueberwindung auf Das verzichten konnte, was er nach seiner Ansicht nur scheinbar besaß.

Daß er kein Dichter höchsten Ranges war, wird jeder unparteiische Leser seiner Dramen zugeben. Es fehlt ihnen jener ureigene Antrieb, jene absolute Freiheit der Bewegung, welche das Kennzeichen der größten Kunst ist. Seine Charaktere haben Leben, aber nur so viel, wie er ihnen absichtlich eingehaucht hat; sie deuten nicht auf eine Welt unter und hinter derjenigen hin, welche auf der Oberfläche erscheint. Und nur selten enthüllen seine Worte durch einen jener plötzlichen Züge, welche dem höchsten Dichter eigenthümlich sind, wie durch einen Blitzstrahl die wunderbaren und ungeahnten Tiefen der menschlichen Seele.

Aber wenn er auch kein Dichter ersten Ranges ist, thut sich Lessing doch Unrecht, indem er sich jedes poetische Verdienst abspricht. Wie Goethe in edler Weise sagt: seine Werke zeugen am besten gegen ihn selbst. Wäre er nicht mehr als ein Kritiker gewesen, so würden seine Dramen längst vergessen sein. Aber sie sind untrennbar mit dem geistigen Leben seiner Nation verwebt. Nur Goethe und Schiller haben Gestalten erschaffen, die einen tieferen Eindruck gemacht haben; und es steht zu bezweifeln, ob irgend eine Schöpfung des Letzteren an Reichthum und Tiefe der Gedanken den „Nathan" übertrifft. Ohne die Kritik würde freilich wohl der Funke göttlichen Feuers in Lessing niemals zur Flamme entfacht worden sein; aber die Kritik allein hätte ihn nicht in den Stand gesetzt, die Wirkungen des Genies zu erreichen. Selbst seine Einsicht als Kritiker verdankt er zum großen Theil dem Studium seines eigenen geistigen Verfahrens als Dichter.

8.

Als Lessing seine Recensionen der Aufführungen im Nationaltheater begann, hatte er die Absicht, der Darstellungsweise der Stücke die gleiche Aufmerksamkeit wie diesen selbst zu widmen. Er hatte die Schauspielkunst aufs eifrigste studirt, und, wie uns erinnerlich ist, einmal sogar ein Werk über dieselbe schreiben wollen. Mit

Digitized by Google

besonderer Freude übernahm er daher gewiß diesen Theil seiner Verpflichtungen, und deutete in der Ankündigung, die er am Tage der Eröffnung des Theaters erscheinen ließ, an, in welchem Geiste er ihnen nachzukommen gedenke. Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeige sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden wisse, was und wie Viel davon auf Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Besonders der Schauspieler dürfe hierin die strengste Unparteilichkeit verlangen, weil das Werk seiner Kunst transitorisch sei. Andererseits aber dürfe derselbe nicht glauben, daß die Naturanlagen allein ihn befähigten, seinen Beruf zu erfüllen. Er müsse überall mit dem Dichter denken, ja, wo diesem etwas Menschliches widerfahren sei, für ihn denken.

Eine Zeitlang berichtete Lessing getreulich über die Eindrücke, welche er von der Kunst der Darsteller empfing; da jedoch eine Schauspielerin es ihm übel nahm, daß er eine ihrer Rivalinnen zu sehr gelobt, und ihr auf die schonendste Art zu verstehen gegeben hatte, daß sie, trotz ihrer Vortrefflichkeit, sich nicht für Rollen jeder Art eigne, war er nach Verlauf einiger Wochen genöthigt, sich auf die literarische Kritik zu beschränken.

Der bekannte Schauspieler Schröder, welcher nach dem Scheitern des Hamburger Nationaltheaters großen Ruf erlangte, stimmte mit manchen von Lessing's Urtheilen nicht überein, und begründete seine abweichende Ansicht durch die Bemerkung, daß „Lessing es nie vermocht habe, einer ganzen Vorstellung seine Aufmerksamkeit zu widmen, und aus Zügen, die sein flüchtiges Gefallen erregt, ein Bild zusammen setzte, das mehr seiner Seele als der Wirklichkeit gehörte." Darin mag etwas Wahres liegen; allein Lessing's Urtheile beweisen, daß er mit Einem Blick das wahrhaft Wesentliche in der Kunst eines Schauspielers zu erkennen vermochte. Auch ging er nie mit allzu hohen Erwartungen ins Theater. „Man muß," sagt er, „mit der Vorstellung eines Stückes zufrieden sein, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich und die andern gut gespielet haben. Wen in den Nebenrollen ein Anfänger oder sonst ein Nothnagel so sehr beleidiget, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien, und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick ist."

Digitized by Google

In seiner „Theatralischen Bibliothek" stellte Lessing den Satz auf, der Schauspieler erziele seine Wirkungen nicht so sehr dadurch, daß er die dargestellten Leidenschaften wirklich empfinde, als dadurch, daß er die äußeren Zeichen für den Ausdruck derselben getreulich entfalte. In der „Dramaturgie" ist dies die Grundlage seiner Beurtheilung der Schauspieler. Er behauptet, daß von zwei Schauspielern, deren einer die darzustellenden Empfindungen besitzt, aber dessen Gesichtszüge, Gesten und Ton nicht mit ihnen im Einklang stehen, während der andere nicht jene Empfindungen besitzt aber ihre verschiedenen Merkmale rasch und genau nachzuahmen gelernt hat, der letztere bei weitem brauchbarer für die Bühne sein würde. Ueber die Vortragsweise der in jener Zeit so beliebten moralischen Sentenzen gelangt er zu dem Schlusse, daß dieselben, als allgemein gültige Wahrheiten, mit Gelassenheit und einer gewissen Kälte gesprochen werden müßten; da aber der allgemeine Satz zugleich das Resultat von Eindrücken individueller Umstände auf die handelnden Personen sei, wolle er zugleich mit Feuer und einer gewissen Begeisterung vorgetragen sein. Beides müsse der Schauspieler zu vereinigen wissen; aber je nach der Situation werde bald das Eine, bald das Andere hervorstechen. Lessing entwickelt bei dieser Gelegenheit, zu welcher ihm das vorzügliche Spiel Eckhof's, des größten deutschen Schauspielers jener Zeit, Anlaß giebt, ausführlich den wichtigen Satz, daß der Schauspieler auch im höchsten Affekt eine gewisse Mäßigung bewahren müsse, und beruft sich dabei auf die Vorschriften, welche Hamlet den Komödianten ertheilt. Offenbar mit Bezugnahme auf den Grundgedanken des „Laokoon", erklärt Lessing, daß ein übertriebener Ausdruck des Gefühls deshalb zu vermeiden sei, weil er sich nicht mit der Schönheit vertrage, deren Anforderungen der Schauspieler nicht vernachlässigen dürfe, da seine Kunst zwischen den bildenden Künsten und der Poesie mitten inne stehe. „Als sichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchstes Gesetz sein; doch als transitorische Malerei braucht sie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunstwerke so imponirend macht. Sie darf sich, sie muß sich das Wilde eines Tempesta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich ist, ohne das Beleidigende zu haben, das

es in den bildenden Künsten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß sie nicht allzu lang darin verweilen; nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählich vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen; nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unsern Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt sein, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll.“

Lebhaft mißbilligt Lessing das, die Illusion störende, geräuschvolle Hervorrufen der Schauspieler, welches dieselben oftmals verführe, vor ihrem Abgang von der Bühne die Stimme zu erheben und mit ungewohntem Feuer zu agiren, um den Beifall der Galerie heraus zu fordern. Er selbst applaudirte niemals im Theater, was ihm erklärlicher Weise bei den Schauspielern nicht gerade zur Empfehlung gereichte.

Sehr feinsinnig sind seine Bemerkungen über den Gegensatz des einförmigen Mouvements in der Musik zu dem abwechselnden Mouvement der Stimme im dramatischen Vortrag, und er zollt einer Attrice hohes Lob, weil ihr beständiger Tonwechsel immer in Uebereinstimmung mit den auszudrückenden Gedanken und Empfindungen sei.

Nicht die kleinste Wirkung echter Kunst entging Lessing's scharfem Blick. So schreibt er bei der Aufführung von „Miß Sara Sampson“: „Madame Henseln starb ungemein anständig, in der malerischsten Stellung; und besonders hat mich ein Zug außerordentlich überrascht. Es ist eine Bemerkung an Sterbenden, daß sie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Diese Bemerkung machte sie sich auf die glücklichste Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte sich auf einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Armes, ein gelinder Spasmus; sie kniff den Rock, der um ein Weniges erhoben ward und gleich wieder sank: das letzte Aufflattern eines verlöschenden Lichts; der jüngste Strahl einer untergehenden Sonne.“

Zwei besonders interessante Aufsätze handeln von der Eröffnungs- und Zwischenaktsmusik, die nach Lessing's Ansicht in vollkommenem

Digitized by Google

Einklang mit dem aufzuführenden Stück stehen, und das Gemüth des Zuschauers auf die nachfolgenden Scenen vorbereiten sollte. Er weist dem Orchester gewissermaßen die Stelle des Chores im alten griechischen Drama an.

9.

Kein Werk, das Lessing bisher geschrieben, erregte so viel Aufsehen, wie die „Dramaturgie". Das Publikum, welches man gelehrt hatte, die französische Tragödie als die höchste Leistung menschlichen Genies anzusehen, war erstaunt, zu erfahren, daß dieselbe, nach der Ansicht des größten Kunstrichters seiner Zeit, gegen die wesentlichsten Grundsätze der dramatischen Kunst verstoße. Ein junger Mensch in Berlin sandte das Werk an Voltaire, mit der Bitte, darauf zu antworten. „Mein Herr," erwiderte Voltaire mit höflicher Ironie, „ich bin zu alt, noch Deutsch zu lernen, um meinen Widersacher zu verstehen. Sie melden mir, daß des Herrn Lessing Blätter gut geschrieben sind. In der That, wenn er so gut Deutsch schreibt, wie Sie Französisch, so müssen sie ganz vortrefflich sein." Als Lessing im Jahre 1768 nach Leipzig kam und seinen Freund Weiße daselbst nicht antraf, hieß es, daß derselbe verreist sei, um dem Manne nicht zu begegnen, der seinen „Richard III." so scharf beurtheilt habe. Weiße beeilte sich, ihn der Grundlosigkeit dieses Geschwätzes zu versichern. „Mit Freuden," schrieb er, „gebe ich Ihnen alle meine theatralischen Tändeleien preis, und ein Freund, wie Sie, ist mir lieber, als meine ganze Autorschaft." In einem Briefe an Garve sprach er jedoch seine Mißbilligung über Lessing's kritische Methode aus. „Man sollte," meint er nicht unrichtig, „einen Engländer in London und einen Franzosen in Paris beurtheilen," und die Wirkung eines Stücks auf dem Theater als die wahre Probe desselben betrachten. „Hätte Lessing," fügte er hinzu, „bei meinen ersten Versuchen seine Geißel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken lassen, und beinahe ist mir, seit er Alles niederreißt, aller Muth zu weitern Versuchen vergangen." In der That entsagte er fortan dem Trauerspiel, und wandte sich, mit ungleich besserem Erfolge, der leichteren Oper und dem Singspiele zu.

Der Angriff auf Corneille, Racine und ihre Nachfolger war fast nur zu wirkungsvoll; denn schon während des Erscheinens der „Dramaturgie" erhob sich in verschiedenen Journalen das Geschrei,

Digitized by Google

daß die Kunst keine Gesetze habe, und daß der Genius sich nur treu bleiben könne, wenn man ihn ganz sich selbst überlasse. Diejenigen, welche sich auf diesen Standpunkt stellten, klagten Lessing an, daß er durch seine strenge Kritik das Originalgenie entmuthige, und behaupteten, die Bühne müsse „durch Beispiele, nicht durch Regeln reformirt werden." — „Als ob sich Genie," entgegnete er, „durch Etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch Etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist ein Genie, aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich." In der Schlußnummer, in welcher er sich selbst den Dichtertitel abspricht, protestirt er nachdrücklich gegen den Einfall, daß „Jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden solle"; ein Irrthum, der ihm kaum minder gefährlich erschien, als die Lehre, daß nur durch absolute Unterwerfung unter die Führerschaft der Franzosen etwas Erhebliches im Drama geleistet werden könne. Es war jedoch unmöglich, einer Bewegung Einhalt zu thun, die ihren Ursprung in den tiefsten Zeitbestrebungen hatte. Die Männer der jüngeren Generation dachten, indem sie sich von den französischen Mustern losrissen, sie hätten weiter Nichts zu thun, als in wilder Freiheit zu toben. Sie führten beständig „die Natur" auf den Lippen, und sahen, seltsam genug! Shakespeare als das Vorbild glorreicher Gesetzlosigkeit an. Aber die Zeit brachte die Sühne, denn der Tag erschien, wo die beiden größten Dichter Deutschlands, Goethe und Schiller, — obschon Beide, zumal Letzterer, Viel von der „Dramaturgie" gelernt hatten, — es für keine Schande hielten, Racine und Voltaire zu übersetzen. Zu dieser Zeit war jedoch Lessing's Aufgabe in Betreff des Dramas erfüllt. Er hatte seine Landsleute von einem erniedrigenden Joche befreit, und es war nun kein Grund mehr vorhanden, weshalb sie ihren ehemaligen Herren nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen sollten. Er hatte die Wenigen, welche Ohren hatten, zu hören, ebenfalls gelehrt, daß das größte dramatische Werk von Denen hervorgebracht werden wird, die demselben hohen und ernsten Fleiß widmen, und die, während sie eine lebendige Berührung mit der Welt unterhalten und Kraft und Antrieb vor Allem aus dem eigenen Inneren schöpfen, die Phantasie durch Vertrautheit mit den herrlichsten Schöpfungen vergangener Zeitalter nähren.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Die Fehde mit Klotz.

Die Schriftstellerhändel bilden gerade kein erbauliches Kapitel in der Literaturgeschichte, und wenn Lessing's Fehde mit Klotz weiter Nichts als ein gewöhnlicher Zank gewesen wäre, verlohnte es sich nicht der Mühe, jetzt noch darauf zurück zu kommen. Sie war jedoch weit Mehr, denn sie entsprang einem der tiefsten Beweggründe seiner Laufbahn: dem Wunsche, das geistige Leben seiner Nation dadurch zu fördern, daß er Alles, was ihrem Wachsthume hinderlich war, unerbittlich beseitigte.

Klotz war noch ein junger Mann, etwa neun Jahre jünger als Lessing. Er stammte gleichfalls aus der Lausitz, und da er ein Mann von ehrgeiziger, strebsamer Natur, nicht ohne Talent war, hatte er sich früh zu einer hervorragenden Stellung unter den Gelehrten und Tagesschriftstellern erhoben. Mit vierundzwanzig Jahren Professor in Göttingen, nahm er bald darauf eine Berufung nach Halle an, wo er eine unter den Gelehrten jener Zeit sehr ungewöhnliche Lebensweise führte. Heine giebt uns ein ergötzliches Bild von der imposanten Wichtigthuerei A. W. Schlegel's in Bonn: von seinen feinen Glacéhandschuhen, dem Livreebedienten, welcher bei den Vorlesungen des großen Mannes die Wachslichter putzte, den gelegentlichen pomphaften Anspielungen auf „meinen Freund, den Großkanzler von England." Klotz scheint in solchen Dingen ein Vorläufer von Heine's bête noire gewesen zu sein. Er hatte seine Gönner selbst in den höchsten Regionen. Als er einen Ruf nach Warschau erhielt, bewog ihn Friedrich II., der nicht oft gegen Professoren so freigebig war, zum Dableiben, indem er nicht allein sein

Digitized by Google

Gehalt erhöhte, sondern ihm auch den Titel eines Geheimraths verlieh. Klotz gab sich fortan die Airs eines Mannes, der mit den Großen auf vertrautestem Fuß stünde, und erfreute sich des Rufes, daß er selbst von den Geheimnissen der Kabinette weit mehr als Andere wisse.

Seine Vorlesungen hatten geringen Erfolg; auf schriftstellerischem Wege erwarb er seinen Ruhm. Nicht daß er etwas besonders Werthvolles geschrieben hätte; aber sein Name kam dem Publikum beständig zu Gesichte, und er schrieb einen sehr reinen und kräftigen lateinischen Stil. Er gab zwei Zeitschriften heraus, die „Acta Litteraria" in lateinischer und die „Hallische Gelehrte Zeitung" in deutscher Sprache. Er hatte zahlreiche Mitarbeiter, welche Losung und Feldgeschrei von ihm empfingen, und unermüdlich sein Lob posaunten. Selbst große Gelehrte, wie Heyne, sprachen mit tiefstem Respekt von seinen Leistungen, und der gutmüthige Gleim ergoß sich gegen ihn in Ausdrücken der Bewunderung und Freundschaft. Es war ziemlich gefährlich, ihn zu reizen, denn er verschmähte kein Mittel, seinen Feinden zu schaden, indem er häufig nicht allein ihre schriftstellerische Thätigkeit, sondern auch ihr Privatleben zum Gegenstand der gehässigsten und schamlosesten Anzapfungen machte.

Während seines Breslauer Aufenthalts war Lessing mit den Vorgängen in der literarischen Welt nicht mehr so vertraut, wie in früherer Zeit; und in Unkenntniß seines wahren Charakters hatte er ihn in einer Anmerkung des „Laokoon" „einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmack" genannt. Klotz beeilte sich daher, ihm nach dem Erscheinen des „Laokoon" in einem schmeichelhaften Briefe seinen Dank für das Vergnügen auszusprechen, welches das Werk ihm gemacht habe, und ihn um Erlaubniß zu bitten, in den „Actis litterariis" ein paar kleine Bedenken, die ihm aufgestoßen, mittheilen zu dürfen. Lessing antwortete nach Verlauf eines Monats in höflicher Weise, und gab natürlich die erbetene Erlaubniß. Sechs Monate darauf erschien eine Kritik voll übertriebener Lobsprüche, aber von mancherlei Ausstellungen begleitet. Klotz sandte dieselbe sofort an Lessing mit einem zweiten, eben so schmeichelhaften Briefe, den Lessing jedoch, da ihm Lob und Tadel gleich sehr mißfielen, unbeantwortet ließ.

Klotz fühlte sich durch diese kalte Behandlung, an welche er

Digitized by Google

nicht gewohnt war, empfindlich beleidigt, verbiß aber zunächst schweigend seinen Groll, da er es nicht gerathen finden mochte, einen so gewaltigen Kritiker, den er obendrein noch so eben überschwänglich gelobt hatte, zum Kampfe heraus zu fordern.

Es gab keinen einflußreichen Schriftsteller, dessen Bekanntschaft er nicht gesucht hätte. Unter Anderm hatte er sich auch Nicolai genähert und sogar gelegentliche Beiträge für die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" geliefert. Als in derselben jedoch ein Aufsatz erschien, der zwei seiner Schriften scharf angriff, gründete er, neben seinen beiden Zeitschriften, eine dritte, die „Allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften", durch welche er das Nicolai'sche Unternehmen zu bekämpfen und zu verdrängen gedachte. Er sprach davon, daß eine kritische Schule in Berlin erstanden sei, welche die Originaltalente zu unterdrücken suche, und deren hervorragendste Mitglieder Nicolai, Mendelssohn und Ramler seien. Klotz wußte recht wohl, daß Lessing jetzt in keinerlei literarischer Verbindung mit ihnen stand; trotzdem entblödete er sich nicht, den Verfasser des „Laokoon" als das eigentliche Haupt dieser Partei darzustellen, ohne dessen Einflüsterung dieselbe Nichts unternehme. Gleichzeitig beredete Klotz einen seiner Freunde und Anhänger, den Professor Riedel in Erfurt, in jener Stadt ein ähnliches polemisches Journal zu begründen.

Das erste Heft der Klotzischen „Bibliothek" erschien Anfangs 1768; und das zweite war, wie Lessing in einem Briefe an Nicolai bemerkt, „schon so elend," daß er „der ganzen Lusterscheinung eine sehr kurze Dauer versprach." Besonders ärgerte ihn eine plumpe Recension von Ramler's „Liedern der Deutschen." „Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Literaturbriefchen machen kann," fügte er hinzu.

Als er im Frühling 1768 nach Leipzig ging, gedachte er auf der Rückreise nach Hamburg Klotz in Halle zu besuchen, um sich, wo möglich, mündlich mit ihm zu verständigen. Er hörte jedoch in Leipzig so Viel von der unglaublichen Eitelkeit und Bosheit des Mannes, daß er diesen Gedanken aufgab. Auch hatte Klotz so eben ein Büchlein über geschnittene Steine herausgegeben, in welchem er Lessing mehrmals in unverständiger Weise falscher Ansichten bezichtigte. Dieser beschloß daher, das Publikum vor einem Charlatan zu warnen, der durch die Oberflächlichkeit seiner Untersuchungen der Wissenschaft den größten Schaden zuzufügen drohte.

Digitized by Google

Er veröffentlichte, wie er es in einem Schreiben an Nicolai nennt, seine Kriegserklärung gegen Klotz in Gestalt eines Briefes an die „Neue Hamburgische Zeitung", — der Form nach eine Entgegnung auf einen Journalartikel, in welchem ein Recensent schadenfroh behauptet hatte, daß Klotz Lessing eines „unverzeihlichen Fehlers" überwiesen habe. Der „Fehler" sollte in einer angeblichen Behauptung im „Laokoon" bestehen, daß die alten Maler selten ihre Stoffe dem Homer entnommen hätten. Es war Lessing ein Leichtes, nachzuweisen, daß er eine solche Behauptung niemals aufgestellt, sondern nur gesagt habe, die alten Maler hätten, wenn sie homerische Stoffe behandelten, nie den Versuch gemacht, sich genau an die Schilderungen des Dichters zu halten, sondern seine Ideen den Erfordernissen ihrer besonderen Kunst angepaßt; obendrein habe er die Beispiele, durch welche Klotz ihn widerlegen wolle, selbst angeführt. In den nächstfolgenden Briefen nimmt er die übrigen gegen ihn erhobenen Einwürfe vor, und zeigt, daß sie sämmtlich auf Mißverständniß seiner Entwicklungen oder auf der Unwissenheit des Herrn Klotz beruhen. — Die Bemerkung Lessing's, daß die alten Künstler keine Furien dargestellt, hatte Klotz dadurch widerlegen wollen, daß er auf einen geschnittenen Stein verwies, auf dem eine Furie abgebildet sei. Lessing bestreitet, daß es der Kopf einer Furie sei; erinnert aber für alle Fälle daran, daß er ja die geschnittenen Steine ausdrücklich von seiner allgemeinen Behauptung ausgenommen. Gegen Klotzens Freund Riedel, den Lessing hier noch einen jungen Mann nennt, „der einen trefflichen Denker verspreche," bemerkt er, daß die Anführung einiger Furien-Statuen in Tempeln Nichts gegen ihn beweisen könne, da er niemals geleugnet habe, daß solche Statuen zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt worden seien. Er habe nur bezweifelt, daß die alten Bildhauer sich in rein künstlerischem Interesse Furien zum Vorwurfe gewählt hätten.

Nachdem er alle Ausstellungen Klotzens widerlegt hat, wendet sich Lessing zu dem Buche selbst, in welchem dieselben erhoben worden waren, und enthüllt in einer Reihe mit beißender Ironie geschriebener Briefe Gelehrten wie Laien den wahren Charakter und Bildungszustand des Mannes, den sie so hoch verehrt hatten, der die geachtetsten Namen in den Staub zu ziehen suchte und der

Nation vorschreiben wollte, was sie im Reiche des Gedankens und der Forschung bewundern oder hassen solle. Bereits im Herbste 1768 erschien der erste Band dieser „Briefe antiquarischen Inhalts", und ein zweiter folgte im nächsten Jahre. Lessing traf schon die Vorbereitungen für einen dritten, zugleich gegen Riedel gerichteten; da starb Klotz plötzlich, und der Plan ward für immer aufgegeben.

Lessing hatte für geschnittene Steine kein besonderes Interesse. Er glaubte sogar, daß sie wegen der Kleinheit ihrer Darstellungen einen schädlichen Einfluß auf die ernste Kunst auszuüben vermöchten. Auch von antiquarischen Studien um ihrer selbst willen hielt er nicht Viel. „Ich schätze," schrieb er an Mendelssohn, „das Studium der Alterthümer gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen." Dennoch zeigt er mit dem ganzen Thema des Klotzischen Buches — das von zu technischem Charakter ist, um hier eine ausführliche Besprechung zu erfordern — eine Vertrautheit, wie sie kein Fachgelehrter seiner Zeit in höherem Grade besaß. Dabei verleiht er gewohntermaßen Erörterungen, die bloße Fachschriftsteller in der trockensten Weise behandeln würden, einen unaussprechlichen Reiz. In Betreff Klotzens gelangt er zu dem Resultate, daß derselbe, so sehr er sich den Anschein eines selbständigen Forschers gebe, sich nur die Früchte der Arbeit Anderer angeeignet, daß er die Schriftsteller, auf die er sich berufe, stets mißverstanden habe, und daß seine Ungenauigkeit in der Anführung von Thatsachen wie seine allgemeine Flüchtigkeit des Denkens ihn durchaus ungeeignet mache, Andere belehren zu wollen.

Nach dem Erscheinen des ersten Bandes schrieb Klotz zwei kurze Entgegnungen rein persönlicher Natur, nach seiner Ansicht in einem würdigen und höflichen Tone. Lessing antwortet darauf in den letzten sechs Briefen, und niemals — selbst nicht in dem „Vade mecum für Herrn S. G. Lange" — hatte er sich so scharf ausgedrückt. Wir fühlen, daß er entschlossen war, seinen Gegner nicht fahren zu lassen, bis er ihn völlig vernichtet hätte. In dem Briefe, worin Lessing auf Klotzens Ansuchen, den „Laokoon" recensiren zu dürfen, erwiderte, hatte er die Worte gebraucht, daß er dem Buch „wenige Leser und noch wenigere gültige Richter" verspreche. Klotz druckte diese Bemerkung ab, um den Schreiber derselben einer großen Selbstüberhebung zu bezichtigen. Lessing ant-

Digitized by Google

wortet ganz ruhig, daß die Aeußerung nicht so stolz sei, wie sie klinge. Es gebe, sagt er, Männer genug, die mehr Kenntnisse und Scharfsinn als er besäßen; aber nur wenige von ihnen wendeten ihren Scharfsinn auf solche Dinge an, wie sie im „Laokoon" behandelt würden, da man im Allgemeinen der Ansicht sei, daß man die Poesie und Kunst genießen, nicht aber darüber nachgrübeln solle. Nur hie und da wage es Einer, diesen seinen Genuß aufs Spiel zu setzen, und in der Beschauung, Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur seine Leser sein würden, so könnten nur die geübtesten derselben seine Richter sein. „Aber Tausend gegen Eines," ruft er aus, „daß sich unter diesen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht sein können, unmittelbar für den Dichter oder für den Maler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren."

Klotz hatte den Schein erregt, als habe er seine Kritik des „Laokoon" auf Wunsch des Verfassers geschrieben. Lessing antwortet durch Abdruck des Briefes, den Klotz zuerst an ihn gerichtet, und giebt mit beißendem Sarkasmus die Gründe an, weshalb er den späteren Brief unerwidert gelassen. Das übertriebene Lob habe ihn angeekelt. Ein Anderes sei, Einem Weihrauch zu streuen; und ein Anderes, Einem das Rauchfaß um den Kopf zu schmeißen. Denke Herr Klotz im Ernste so, wie er rede, so habe er wohl das Pulver nicht erfunden. Aber er preise die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. In diesem Fall sei er an den Unrechten gekommen. „Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen." Eben so unverständig, wie das Lob, seien ihm die Einwürfe des Herrn Klotz erschienen. Er halte sich bei nebensächlichen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahre er dahin. Dabei gebe er sich den Anschein großer Belesenheit, und möge auch wohl hübsche Kollektanea haben. „Ich habe dergleichen nicht," fährt Lessing fort; „ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was Andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät sein sollte, wenigstens das,

wovon ich gelernt habe, daß es Andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch, und ich werfe schon wieder weg."

Trotz obiger Bemerkung ist es sicher, daß Lessing sich eine überaus werthvolle Sammlung von „Kollektaneen" gerade während seines Hamburger Aufenthalts angelegt hatte. Sie erstrecken sich über ein weites Gebiet von Gegenständen, und sind von ihm für spätere Arbeiten mehrfach benutzt worden. Dennoch ist seine Bemerkung, dem Geiste, wenn auch nicht dem Buchstaben nach, wahr. Die Kollektaneen von Leuten wie Klotz sind ein Surrogat für eigenes Denken und Forschen; Männern wie Lessing sind sie nur ein Hilfsmittel für beides.

Klotz hatte die Heftigkeit von Lessing's Angriffen wider ihn seinem Aerger darüber zugeschrieben, daß Nicolai's „Bibliothek" in der Klotzischen eine Konkurrenz gefunden. Lessing erklärt, daß er nie das Mindeste mit der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" zu schaffen gehabt habe, und betont die völlige Unabhängigkeit seiner Stellung. Klotz und seine Freunde hätten sich vorgenommen, der Welt eine Berlinische Literaturschule aufzuheften, und ihn zu einem von ihren Stiftern zu machen. Zur Bekämpfung ihres angeblichen Despotismus habe sich Klotz an die Spitze der Mißvergnügten gestellt. „Viel Glück zu diesen Erscheinungen," ruft Lessing spöttisch aus, „und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden wenigstens nur in Absicht auf mich erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemanden und helfe Niemanden und lasse mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen Etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlauf brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hin schwärmen, aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter

Digitized by Google

durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben, auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt."

Lessing rechtfertigt seine Strenge, indem er ein Beispiel von der Art und Weise giebt, wie Klotz seine Macht als Herausgeber verschiedener Literaturzeitungen mißbraucht und das Publikum durch elende Klätschereien verderbt habe, statt es durch echte Kritik auf einen höheren Standpunkt zu erheben. Zwar bleibe immerhin der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Herrn Klotz zu verfahren; die Höflichkeit sei doch eine so artige Sache — „Gewiß!" antwortet Lessing, „denn sie ist eine so kleine! Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht; und nicht höflich sein, ist noch lange nicht grob sein. Hingegen, zum Besten der Mehrern freimüthig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht. Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: gelinde und schmeichelhaft gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher."

Anfangs stellte sich Klotz, als beabsichtige er eine vollständige Entgegnung auf die „Antiquarischen Briefe" zu schreiben; dann aber änderte er seine Taktik, und wollte sie nicht einmal gelesen haben. Leichter zu handhabende Waffen standen ihm zu Gebote, und mit diesen suchte er seinen Gegner nach Möglichkeit zu schädigen. Nirgends wurde so heftig auf die „Dramaturgie" geschimpft, wie in seiner „Bibliothek"; und er entblödete sich nicht, kleine Artikel abzudrucken, in denen angedeutet ward, daß Lessing seine besonderen Ursachen habe, diese oder jene Schauspielerin zu loben.

Den Eindruck, welchen die „Antiquarischen Briefe" im Allgemeinen machten, kann man aus folgenden Worten eines Briefes von Wieland an Riedel entnehmen, welche Beiden damals auf sehr freundlichem Fuß mit einander standen: „Wenn ich Etwas bei Ihnen gelte, so hüten Sie sich, handgemein mit Lessing zu werden, nicht eben weil ich besorge, daß Sie sich nicht aus der Sache ziehen

Digitized by Google

würden, sondern nur parcequ'il ne faut pas se donner en spectacle. Und dann däucht mich doch, es gilt von Lessing, was Yorick vom Teufel sagt: Widersteht dem Teufel, so flieht er euch! Es mag wahr sein, aber das Sicherste ist doch, vor ihm zu laufen, so bald man ihn erblickt."

Viele Gelehrte und Schriftsteller, die einen so gewissenlosen Gegner wie Klotz nicht anzugreifen gewagt hatten, freuten sich über die ihm zu Theil gewordene Züchtigung; allein wenige hatten den Muth, offen für Lessing Partei zu nehmen, und im Ganzen war man der Ansicht, daß er doch etwas zu unbarmherzig gehandelt habe. „Es war damals," sagt Goethe in „Wahrheit und Dichtung", „in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotzischen Händel und Lessing's Antworten schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde." Hätte Lessing nur aus persönlicher Gereiztheit geschrieben, so ließe sich die Heftigkeit seines Angriffes unmöglich rechtfertigen; leitete ihn aber, wie man überzeugt sein darf, das Verlangen, die Autorität eines Mannes zu vernichten, welcher dem geistigen Leben der Nation schweres Unheil zufügte, so bedarf sein Verfahren keiner Vertheidigung. Auch wird in den „Antiquarischen Briefen" nicht Klotz allein an den Pranger gestellt. Wie das „Vade mecum für Herrn S. G. Lange", beziehen sie sich mehr auf einen Typus, als auf eine einzelne Person. Klotz ist nur der Repräsentant der Klasse gedankenloser Schwätzer, die unaufhörlich geringfügigen Leistungen den Anschein höchster Wichtigkeit zu geben suchen, und an allem Ausgezeichneten nergelu, das sich nicht nach den herkömmlichen Maßstäben messen läßt.

Auch waren die „Antiquarischen Briefe" glücklicherweise nicht das einzige Resultat der Fehde mit Klotz. Sie führten zur Veröffentlichung einer Schrift, die, obschon von geringem Umfang, wegen der Schönheit ihrer Gedanken und der Anmuth ihres Stiles für alle Zeit zu den Meisterwerken Lessing's gehören wird. Sie trägt den Titel: „Wie die Alten den Tod gebildet."

Graf Caylus empfahl den bildenden Künstlern die Stelle in der „Ilias", wo Apollo den Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe übergiebt. Er bedauerte nur, die Attribute nicht namhaft machen zu können, welche dem Schlafe zu geben seien,

Digitized by Google

damit derselbe mit der schrecklichen Gestalt des Todes zu gruppiren vermöchte, welcher nach seiner Meinung in alter wie in neuerer Zeit als ein Skelett dargestellt worden. In einer Anmerkung zum „Laokoon" bekämpfte Lessing diese Ansicht, welche damals die allgemein herrschende war. Er erinnerte an die von Pausanias geschilderte Liste im Tempel der Here zu Elis, auf der, unter anderen Figuren, Schlaf und Tod als in den Armen der Nacht ruhende Knaben dargestellt waren.

Klotz, welcher darauf versessen war, Lessing grobe Irrthümer nachzuweisen, führte einige Beispiele von Skeletten an, die von antiken Künstlern gebildet worden, und glaubte damit siegreich die herkömmliche Meinung bestätigt zu haben. Allein Lessing hatte nie bestritten, daß sich Skelettabbildungen unter den Ueberresten antiker Kunst befänden. Er leugnete nur, daß sie den Tod vorstellen sollten. Vielmehr bedeuteten diese Skelette Larvae, d. h. die abgeschiedenen Seelen böser Menschen, die zur Strafe ihrer Verbrechen flüchtig und unstät auf der Erde umher irrten. Zum Beweis für seine Ansicht zog Lessing eine Stelle aus den Briefen des Seneca an, die allerdings kaum eine andere Deutung zuläßt.

Wenn aber das Knochengerippe nicht den Tod darstellte, wie wurde dann letzterer dargestellt? Zur Beantwortung dieser Frage verweist Lessing zuerst auf einen römischen Sarkophag, auf dem die Figur eines Jünglings erscheint, welcher, den einen Fuß über den andern geschlagen, sich mit dem linken Arme auf eine umgewandte Fackel stützt. Darüber stehen die Worte: „Somno Orestilia Filia", so daß derselbe unzweifelhaft den Schlaf vorstellt. Damit vergleicht er einen andern, gleichfalls römischen Sarkophag, auf welchem eine, diesmal geflügelte Figur in ähnlicher Stellung neben dem Körper eines todten Mannes steht, die umgekehrte Fackel auf seine Brust gestemmt. Auf der linken Hand der Figur, die einen Kranz hält, sitzt ein Schmetterling. Diese Gestalt, folgert Lessing, kann nicht der Schutzgeist des Todten sein, denn dieser wartete den völligen Tod des Menschen nicht ab, um sich von ihm zu trennen. Früher glaubte man, daß er den Amor vorstelle; allein abgesehen von dem Umstande, daß sich ein Gott nicht durch den Anblick eines Todten verunreinigen durfte, wie konnte Amor eine umgestürzte Fackel tragen, welche die Auslöschung aller Leidenschaften bezeichnete?

Digitized by Google

Das hieße ja, seine Attribute völlig seinem Charakter widersprechen lassen. Offenbar ist die Figur der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod, oder der Genius des Todes. In beiden Fällen ist die Fackel angemessen, denn im Schlafe sind die Leidenschaften zeitweilig, im Tode für immer beschwichtigt. Die Flügel kommen mit größerem Rechte dem Tode, als dem Schlafe zu, da seine Ueberraschung noch plötzlicher, sein Uebergang noch schneller ist. Der Kranz steht in Einklang mit der Sitte der Griechen und Römer, die Häupter ihrer Leichen zu bekränzen; und der Schmetterling ist das bekannte Bild der Seele, und besonders der vom Leibe geschiedenen Seele.

So mit einem Schlüssel versehen, führt uns Lessing noch mehrere antike Kunstwerke vor, auf deren einem sich eine Figur findet, die den eben erwähnten im Wesentlichen gleicht, während auf den andern zwei ähnliche Figuren einander gegenüber stehn. Daraus wird der allgemeine Schluß gezogen, „daß die Alten den Tod als den Schlaf, und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beisammen, bald ohne, bald mit gewissen Abzeichen, gebildet haben."

Alle Kunstwerke, auf die Lessing sich bezieht, sind römische; allein er schließt von ihnen unbedenklich auf die griechischen, anscheinlich weil ihre Aehnlichkeit mit dem von Pausanias geschilderten Werke darauf hinweise, daß die Idee von Hellas nach Rom gekommen sei. Er bemerkt ferner, daß die Alten von einem einmal festgestellten Typus nicht leicht abwichen. Indeß schließt er hier wohl, nach der Sitte seiner Zeit, etwas zu voreilig von den Römern auf die Griechen, als wären sie ein einziges Volk gewesen und von denselben Einflüssen bestimmt worden.

Vor dem Erscheinen dieser bewundernswerthen kleinen Abhandlung hatte man nicht allein allgemein angenommen, daß ein Gerippe bei den Alten den Tod vorstelle, sondern Spence hatte auch gefolgert, daß ihre Bilder von dem Tode nicht wohl anders als schrecklich sein konnten, weil die Alten nothgedrungen weit finstrere Begriffe von seiner Beschaffenheit gehabt hätten, als uns Christen davon beiwohnen. Er hätte gerade umgekehrt folgern müssen, sagt Lessing, da das Christenthum, indem es den Tod als eine Frucht und Strafe der Sünde darstellte, die Schrecken desselben unendlich vermehrt habe. „Es hat Weltweise gegeben," bemerkt er, „welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten,

Digitized by Google

das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte. Da jedoch die christliche Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, daß der Tod des Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne, so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das schauderliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes; und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen? Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen; und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Die Schlußworte zeigen uns deutlich, wie Lessing zu dieser Untersuchung gekommen war. Einer der Hauptsätze des „Laokoon" ist, wie wir sahen, daß Schönheit das höchste Gesetz antiker Kunst sei; und daraus erwuchs naturgemäß der Zweifel, ob selbst der Tod durch ein widerwärtiges Bild hätte dargestellt werden können.

Die Wirkung der Abhandlung war tief und augenblicklich. „Am meisten," sagt Goethe an der schon angezogenen Stelle, wo er sich die ersten Eindrücke des „Laokoon" ins Gedächtniß ruft, „entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und Beide zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen." Die deutsche Kunst stellte fortan den Tod nicht mehr in der alten Weise dar; und in einer bekannten Strophe der „Götter Griechenlands" gab Schiller dem Resultate von Lessing's Untersuchung dichterischen Ausdruck:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden; ein Kuß
Nahm das leichte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius."

Herder, welcher die Frage gleichfalls zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung machte, behauptete, daß alle den von Lessing angeführten verwandte Figuren nur den Schlaf vorstellten, da die

Digitized by Google

Griechen und Römer den Tod nur als einen ewigen Schlaf aufgefaßt hätten.

Weder diese noch Lessing's Ansicht entspricht jedoch ganz der Wahrheit. Spätere Forschungen haben allerdings bestätigt, daß der Tod nicht durch ein Skelett dargestellt wurde, und daß der Genius mit der umgestürzten Fackel sowohl den Schlaf wie den Tod bedeutet. Allein es gab keinen gleichförmigen Typus, an den sich die antiken Künstler zu binden brauchten. Lessing selbst weist darauf hin, daß κήρ, die Macht eines jähen und gewaltsamen Todes, welche auf derselben Kiste mit den in den Armen der Nacht ruhenden Gestalten von Tod und Schlaf abgebildet war, als ein Weib mit greulichen Zähnen und mit krummen Nägeln erschien. Der Genius des gewöhnlichen Todes war zuweilen ein bärtiger Mann; zuweilen eine geflügelte, zuweilen eine ungeflügelte Gestalt. Die Künstler durften ihrer eigenen Inspiration folgen, aber sie scheinen keine Neigung gehabt zu haben, diesen Vorwurf häufig zu behandeln.

Selbst wenn der Tod immer so dargestellt worden wäre, wie Lessing annahm, würde es irrthümlich gewesen sein, daraus zu schließen, daß erst das Christenthum ihn zu einem Schreckbilde gemacht hätte. Es liegt vielmehr nahe, daß in Uebereinstimmung mit den im „Laokoon" ausgesprochenen Grundsätzen, die bildende Kunst, wenn sie ein an sich furchtbares Thema behandelte, demselben eine Seite abzugewinnen suchte, von welcher es einer schönheitsvollen Gestaltung fähig war. Die griechischen und römischen Dichter zeigen kein Bestreben, den Tod durch angenehme Vorstellungen zu verklären. Der Schatten einer unsichtbaren Welt, den das Christenthum in die sichtbare hineinwarf, hat den Ernst und vielleicht auch den Schrecken des Augenblicks erhöht, in welchem wir aus dieser in jene hinüber gehen; allein die Griechen und Römer waren nicht so durchaus von uns verschieden, daß sie ohne Schaudern an den Moment zu denken vermochten, der sie auf ewig vernichtete. Soll die Kunst als Prüfstein gelten, so muß ihr Gefühl in Betreff der letzten Stunde viel ernster gewesen sein, als dasjenige, welches zu der Zeit herrschte, wo das Skelett die Menschen an ihr bevorstehendes Schicksal mahnte; denn in den Todtentänzen liegt ein grotesker Humor, welcher selbst den Landsleuten des Aristophanes und Terenz völlig fremd gewesen sein würde.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Von Hamburg nach Wolfenbüttel.

1.

Wären Leſſing's Privatverhältniſſe günſtiger geweſen, ſo würde er ſich aus mancherlei Urſachen in Hamburg heimiſcher gefühlt haben, als in irgend einer Stadt, in welcher er bisher gelebt hatte. In den freien Reichsſtädten herrſchte ein unabhängigerer und männlicherer Ton, als es in von Hofſtraditionen eingeengten Städten möglich war; und in Hamburg, das viele und ausgedehnte Handelsbeziehungen mit der Außenwelt unterhielt, machte ſich ein gewiſſer Kosmopolitismus geltend, der gerade Leſſing's Neigungen entſprach. Er verkehrte unbefangen mit allen Ständen, und pflegte zu ſagen, daß er erſt in Hamburg den ganzen Reichthum der deutſchen Sprache kennen gelernt habe.]

Er ſtand jetzt in der vollen Kraft des Mannesalters, und erfreute ſich meiſtens einer trefflichen Geſundheit. Einige Worte über ſeine äußere Erſcheinung mögen daher hier am Platze ſein. Er war von etwas mehr als mittlerer Größe, von gedrungenem Körperbau, den regelmäßige Uebung geſchmeidig gemacht hatte. Sein Haupt trug er aufrecht, und ſeine Haltung war ſo frei, daß Fremde darin zuweilen ein gleichgültiges Weſen erblickten. In ihm zuſagender Geſellſchaft war er jedoch offen und heiter. Auf ſeinem ſchönen Geſicht, beſonders in ſeinen glänzenden, dunkelblauen Augen, lag ein Ausdruck von Kraft, Lebhaftigkeit und Güte. Sein Haar, deſſen hellbraune Farbe ſelbſt zur Zeit ſeines Todes wenig mit Grau untermiſcht war, trug er aus der Stirn zurückgekämmt, und

Digitized by Google

hinten, nach damaliger Sitte, in einen Haarbeutel geschürzt. Weder in seiner Kleidung, noch in seinen Manieren zeigte sich etwas Auffälliges; doch hatten all seine Bewegungen ein stark individuelles Gepräge. Selbst sein Klopfen an der Hausthür war, wie Nicolai an Herder schreibt, so eigenthümlich, daß, so bald es sich hören ließ, Jedermann, der im Zimmer war, ausrief: „Da kommt Lessing!"

Als er nach Hamburg kam, erkannte man ihn aller Orten als einen der größten Schriftsteller Deutschlands an, und sein Ruhm war in stetem Wachsen. Seine Anwesenheit galt daher als eine Ehre für die Stadt, und die gebildetsten Familien empfingen ihn mit Freuden als einen hochgeschätzten Gast. Er fand wahres Behagen an diesem geselligen Verkehr, den er durch seine schlagfertige Konversation auf das anregendste belebte. Klopstock, der sich später ganz in Hamburg niederließ, und jetzt häufig dort zum Besuch war, bewegte sich in denselben Kreisen, wie Lessing, und Beide wurden aufrichtige Freunde, wenn auch die Empfindsamkeit und Selbstgefälligkeit des Ersteren einen augenfälligen Kontrast zu der Einfachheit und dem unbefangenen Wesen des Letzteren bildete. Sie spielten zuweilen Schach mit einander, und es machte den Umstehenden dann viel Ergötzen, die Aufregung und den Aerger Klopstock's zu gewahren, wenn sein kälterer und ruhigerer Gegner ihm einen Vortheil abgewann. Wenn irgend ein Tischgespräch Klopstock besonders interessirte, zog er nachher gern Lessing beiseite, um dasselbe bis zur Erschöpfung des Gegenstandes fortzusetzen. Lessing liebte das nicht, er erging sich lieber in zwangloser Unterhaltung mit verschiedenen Leuten.

Am Spiel fand er, wie immer, viel Vergnügen. In einem Hause, wo er ein gern gesehener Gast war, begann er häufig noch vor dem Mittagessen ein L'Hombrespiel mit der Wirthin und einer anderen Dame, welche dasselbe eben so sehr, wie er, geliebt zu haben scheinen. Die Gäste wurden zuweilen ungeduldig, wenn das Spiel sich über die Essensstunde hinaus zog. „Tous les gens d'esprit," sagte Lessing dann wohl mit dem Riccaut seiner „Minna von Barnhelm", „aiment le jeu à la folie!"

Den vertrautesten Verkehr pflog er mit der Familie des Herrn König, eines wackeren, hoch intelligenten Mannes, den er in einem Einführungsschreiben an Gleim einmal seinen speciellen Freund nennt. Er war ein Seidenfabrikant, der seine Fabriken in Wien

hatte, wohin er häufige Geschäftsreisen machte. Von seiner Gattin, Eva König, wird später ausführlich die Rede sein. Sie war eine muntere, lebhafte Frau, voll Anmuth und weiblichen Taktes, aber nicht ohne einen Anflug von Sarkasmus, und hatte, obschon Mutter von vier Kindern, immer noch Etwas von der Frische und dem Zauber der Jugend bewahrt. Sie fand ihre Freude an geistvollem Umgang, und ihr Haus bildete, eben so sehr um ihrer selbst wie um ihres Gemahls willen, den Mittelpunkt eines auserlesenen Gesellschaftscirkels. Kein Gast stellte sich dort häufiger ein oder war herzlicher willkommen, als Lessing.

Als König im Jahre 1769 eine Geschäftsreise nach Italien antrat, rief er Lessing beim Abschiede zu: „Ich empfehle Ihnen meine Familie." Er starb einige Monate darauf plötzlich in Benedig, — wie man Anfangs wähnte, in Folge einer Vergiftung, — und Lessing fiel die Aufgabe zu, den letzten Wunsch seines Freundes in einem ganz anderen Sinne zu erfüllen, als Beide es gedacht hatten.

Die Geistlichkeit bildete einen wichtigen Theil der Hamburger Gesellschaftswelt. An ihrer Spitze stand der Hauptpastor Goeze, dessen Name in eine enge, durchaus nicht beneidenswerthe Verbindung mit dem Lessing's kommen sollte. Er war ein Mann von imponirendem Wesen, nicht ohne Kenntnisse, und rühmte sich, zu den strengsten Vertretern der lutherischen Orthodoxie zu gehören. Er verabscheute den milden, wenn auch etwas unlogischen Rationalismus einer großen Zahl seiner Amtsbrüder; er kämpfte mit hitzigem Eifer bis auf den Buchstaben für das, was ihm als der wahre Glaube erschien, und schmähte in derbster Sprache auf Alle, die um ein Haarbreit von seiner Ansicht abwichen. Obschon ihm das Theater ein Greuel war, fand er seltsamer Weise doch an Lessing so großes Gefallen, daß er ihn wiederholt in sein Haus einlud. Zuletzt kam Lessing, und zur Verwunderung seiner Freunde gefielen die Beiden einander so gut, daß der Besuch öfters wiederholt ward. Böse Zungen behaupteten, der treffliche Wein in Goeze's Keller erkläre die seltsame Freundschaft. Lessing verhehlte sich nicht, daß der Geist, welcher den zelotischen Verfechter der engherzigsten Richtung des Christenthums beseelte, ihn unter günstigen Umständen zu einem höchst gefährlichen Feinde wahrer geistigen Freiheit gemacht haben würde. Allein Goeze war streng logisch und konsequent; und zu

Digitized by Google

einer Zeit, wo die Logik einem großen Theile der Geistlichkeit für Nichts galt, mußte schon diese Eigenschaft Lessing bestechen. Auch interessirte ihn jeder originelle und scharf markirte Charakter. Goeze entsprach in so weit Lessing's günstiger Meinung, daß er bei einer heftigen Kontroverse gegen das Theater, in welcher er die Bühnenschriftsteller mit Nichts weniger als glimpflichen Beiwörtern bedachte, ausdrücklich die Werke des Verfassers der „Miß Sara Sampson" von dem allgemeinen Verdammungsurtheile ausnahm. Dieser Streit wirbelte so viel Staub auf, daß schließlich die bürgerlichen Behörden sich einmischten und die Veröffentlichung fernerer Broschüren über den Gegenstand untersagten. Jedermann erwartete, daß Lessing zur Vertheidigung der Bühne das Wort ergreifen würde. Er schwieg jedoch; das Scheitern des Nationaltheaters hatte ihn so verstimmt, daß er mit dem Theaterwesen Nichts mehr zu thun haben wollte.

Ein anderer Hamburgischer Pastor, Alberti, war in jeder Hinsicht das Gegentheil von Goeze. Von einer milden und versöhnlichen Natur, wünschte er die Schranken, welche das Lutherthum von der Popularphilosophie jener Zeit trennten, nach Möglichkeit nieder zu reißen. Als Mensch, wenn auch nicht als Denker, stand er in hoher Achtung bei Lessing, der ihn öfters traf. Dieser liebenswürdige Geistliche gerieth mit Goeze in einen tödtlichen Konflikt. Er und ein anderer Prediger hielten es wider ihr Gewissen, die Worte des am Bußtage üblichen Kirchengebets: „Schütte Deinen Grimm auf die Heiden ꝛc." ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen dieselben im Jahre 1769 zum ersten Mal aus. Goeze ward Feuer und Flamme, er predigte und schrieb mit Erbitterung wider die Ketzer. Eines Tages ward Lessing in einer Gesellschaft, bei der auch Alberti zugegen war, im Scherz aufgefordert, seinen orthodoxen Freund zu vertheidigen. Zu Aller Erstaunen nahm er das anstößige Kirchengebet in Schutz. Man müsse nur recht distinguiren, sagte er, dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne oder müsse. „Hier hilft keine Distinktion," rief Alberti aus, „denn in jeder Betrachtung ist es abscheulich, ein solches Gebet zu sprechen. Christus sagt: ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst'." — „Das sollen und wollen wir auch," versetzte Lessing, „und mögen doch wohl Gottes Grimm über Die herbei rufen, die ihn verdienen." — „Die Distinktion möchte ich

sehen, mit welcher Sie dieses vereinigen wollen!" — „Das sollen Sie sehen." Alberti und die Anderen lachten; aber nach wenigen Tagen drückte ihm Lessing einen Korrekturbogen in die Hand, der betitelt war: „Eine Predigt über zwei Texte; über Psalm 79, V. 6: ‚Schütte Deinen Grimm über die Heiden ꝛc.'; und über Matth. 22, V. 39: ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst'. Von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt." Lessing ergötzte sich einen Augenblick an der verlegenen Miene Alberti's; dann erklärte er lachend, das Fragment einer Predigt sei nur ein Scherz, und solle niemals bekannt werden.

Nicolai, welcher lange Zeit nachher die kleine Arbeit zu lesen bekam, nennt sie ein Meisterstück. Er theilt aus dem Gedächtnisse den Eingang mit, welcher die Veranlassung enthält, die Yorick gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Als der Oberst Shandy eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren gegangen, hätten sie einen französischen Invaliden am Wege gefunden. Der Oberst hätte ihm einige Schillinge, Trim aber einen Penny gegeben, indem er dabei sagte: „French dog!" Auf die Vorstellungen seines Herrn über diese Liebllosigkeit, hätte Trim dem Invaliden, immer gerührter und freudiger, einen Penny nach dem andern und zuletzt seine ganze Baarschaft gereicht, aber stets dabei wiederholt: „French dog!" Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorick über diesen Vorfall. Yorick sagte: „Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient." An diesen Text knüpft Yorick seine leider verloren gegangene Predigt. „Man erweitere," sagt Guhrauer in seiner Fortsetzung der Danzel'schen Biographie Lessing's, „den Begriff des Vaterlandes, man setze den Begriff der Religion an dessen Stelle, und man erkennt ganz die Idee der Toleranz, welche, wo sie einen positiven Kern enthält, und nicht bloß aus Gleichgültigkeit entspringt, die lebendige Vermittelung eines geschichtlichen Gegensatzes durch die allgemeine Menschenliebe ausdrückt."

Das Predigtfragment ist auch deshalb interessant, weil es von Lessing's hoher Bewunderung für Sterne zeugt. In einer schon angezogenen Briefstelle über Winckelmann's Tod bemerkte Lessing, dies sei der zweite kürzlich verstorbene Schriftsteller, dem er mit

Digitized by Google

Vergnügen ein paar Jahre von seinem Leben geschenkt hätte. Der andere war Sterne.

2.

Wir haben gesehen, wie leidenschaftlich Lessing sich sehnte, nach Rom zu reisen, um dort wenigstens ein Jahr lang, oder, wo möglich, für immer zu bleiben. Als die Zeit, da er hatte abreisen wollen, heran kam, fehlten ihm jedoch vor Allem die Geldmittel, den Plan ins Werk zu setzen. Er war tief verschuldet, und hatte geringe Hoffnung, sich bald frei bewegen zu können.

Eine Zeitlang trug er sich mit Erwartungen, die von mehreren der hervorragendsten Schriftsteller jener Tage getheilt wurden. Diese Erwartungen waren durch einen Plan geweckt worden, den Klopstock durch den österreichischen Gesandten in Kopenhagen dem jungen und thatkräftigen Kaiser Joseph II. zu unterbreiten gewußt hatte. Sein Vorschlag, den er in die phantastische Form einer Erzählung kleidete, welche ein Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts von den Großthaten giebt, die im achtzehnten zu Wien für Kunst und Wissenschaft geschehen seien, lief auf die Gründung einer Muster-Akademie hinaus, an welche die berühmtesten Schriftsteller des deutschen Reiches berufen werden sollten. Auch eine großartige Staatsbühne ward in Aussicht genommen und Lessing als einer der beiden Direktoren in Vorschlag gebracht. Der Kaiser, dem Klopstock kurz darauf seine „Hermannsschlacht" mit einer begeisterten Zuschrift widmete, nahm das Projekt gnädig auf, und man gab sich im Kreise von Klopstock's Verehrern den ausschweifendsten Hoffnungen auf den baldigen Anbruch eines goldenen Zeitalters für Kunst und Poesie unter den Flügeln des österreichischen Doppeladlers hin.

Die Berliner literarischen Kreise, in welchen die patriotische Eifersucht theilweise mit ins Spiel kam, verhielten sich all diesen Verkündigungen gegenüber höchst ungläubig. Nicolai schrieb an Lessing, daß nach Gleim's Ansicht die ganze Sache nur ein Finanzprojekt sei; man hoffe, wenn die berühmtesten Schriftsteller ihre Werke in Oesterreich drucken ließen, durch den Buchhandel viel Geld ins Land zu ziehen. Welche Freiheit könne man aber in einem von den Pfaffen beherrschten Lande erwarten, wo neuerdings sogar Mendelssohn's „Phädon" konfiscirt worden? Lessing antwortete, daß Gleim's Gerede ganz ohne Grund sei. „Wien mag

Digitized by Google

sein, wie es will, der deutschen Literatur verspreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin. Wenn der ‚Phädon' in Wien konfiscirt ist, so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit, zu denken und zu schreiben, ja Nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist."

Die Berliner Ansicht sollte sich indeß als die richtige erweisen. Maria Theresia, welche die eigentliche Herrschergewalt in ihren Händen behielt, war eine zu gute Katholikin, um einen Plan zu begünstigen, der die tüchtigsten Protestanten und Freidenker in ihre Residenz ziehen würde; und Joseph II. selbst war, bei all seinem Eifer für sociale und politische Verbesserungen, nicht so durchdrungen von der Wichtigkeit einer geistigen Bewegung, die nach der Absicht der Projektmacher zugleich durchaus national und wahrhaft groß sein sollte.

Obschon man auf die Gründung der Akademie nicht einging, ward Lessing im Jahre 1769 eingeladen, eine ähnliche Stellung beim Wiener Theater anzunehmen, wie er sie in Hamburg bekleidet hatte. Er mochte jedoch mit Theaterunternehmungen Nichts mehr zu schaffen haben, und brach daher nach dem Austausch einiger Briefe die Verhandlungen ab.

Im Herbst desselben Jahres kam ihm endlich von unerwarteter Seite ein Antrag zu, der ihn wenigstens zum Theil seiner peinlichen Lage entriß, und für seine Zukunft bedeutsam ward.

Er hatte vor Kurzem die Bekanntschaft Johann Arnold Ebert's gemacht, eines geborenen Hamburgers, der jetzt als Professor am Carolinum in Braunschweig angestellt war. Fünf Jahre älter als Lessing, hatte er als geschmackvoller Schriftsteller und Gelehrter, besonders als Kenner der englischen Sprache und Literatur, einen geachteten Ruf erlangt. Bei einem Besuch seiner Vaterstadt war er mit Lessing befreundet geworden, und bedauerte es, daß Deutschland einen so ausgezeichneten Mann verlieren sollte. Er beschloß daher, Alles aufzubieten, um ihm eine seinen Neigungen angemessene Stellung zu verschaffen.

Der Erbprinz von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, — der spätere unglückliche Feldherr des Champagnefeldzuges und der Vernichtungsschlacht von Jena, — hatte jetzt eben sein vierunddreißigstes Jahr vollendet, und stand in dem Rufe, nicht allein ein tüchtiger Soldat, sondern auch ein eifriger Förderer der Kunst und Literatur zu sein. Als ihm Ebert von Lessing sprach, ging der Prinz daher mit Freuden auf den Vorschlag ein, einen so berühmten Mann in sein Land zu ziehen. Er bot Lessing die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel an, mit welcher zwar nur ein Jahrgehalt von 600 Thalern verbunden war; allein im Uebrigen schienen die Bedingungen nicht ungünstig zu sein. Zur Erleichterung des mechanischen Theils seiner Geschäfte wurden Lessing zwei Sekretaire und ein Bibliotheksdiener in Aussicht gestellt. Seine Hauptaufgabe sollte es sein, die reichen Bücherschätze gründlich zu durchforschen und die werthvollsten Handschriften aus ihrer Verborgenheit ans Licht zu ziehen. Seine italiänische Reise sollte er nur so lange aufschieben, bis er sich in seiner neuen Stellung einigermaßen zurecht gefunden habe.

Lessing erklärte sofort seine Bereitwilligkeit, den Antrag anzunehmen und sich dem Erbprinzen vorzustellen, so bald derselbe von einer Reise nach Berlin, wo er u. A. auch Lessing's Freund Mendelssohn aufsuchte und mit großer Auszeichnung behandelte, nach Braunschweig zurückgekehrt sein würde. Gegen Ende Novembers traf er dort ein, und fand sowohl bei Hofe wie im Kreise der Braunschweigischen Gelehrten den freundlichsten Empfang. Seine Besorgniß, durch sein freimüthiges Wesen bei dem Erbprinzen angestoßen zu haben, wurde alsbald durch einen Brief Ebert's widerlegt. Der

Digitized by Google

Erbprinz ließ ihm durch Letzteren versichern, „er habe hier alle Erwartungen erfüllt; für sich aber müsse er aufrichtig sagen, daß Lessing die seinige übertroffen.“ Indeß zeigte sich bald, daß man doch Mancherlei von ihm wünschte, was seiner Natur widerstrebte. Kaum war er nach Hamburg zurückgekehrt, als der Prinz ihm durch Ebert die Kosten seiner Reise und seines Aufenthaltes in Braunschweig vergüten ließ, und Ebert deutete ihm an, er möge sich auf seine Art schriftlich für diese Großmuth bedanken. Lessing erklärte, daß ihm die Sache höchst unangenehm sei, und er sich begnügen werde, bei Gelegenheit mündlich seinen Dank auszusprechen.

Bei der Abreise von Braunschweig versprach er, in sechs bis acht Wochen sein Amt anzutreten. Auch hatte er offenbar die ernstliche Absicht, diese Verpflichtung zu erfüllen. Er bat sogar Ebert, Alles so einzurichten, daß er ohne weiteren Aufenthalt in Braunschweig sich sofort nach Wolfenbüttel begeben könne. „Des Sperlings Leben auf dem Dache,“ schrieb er, „ist nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzusehen braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange.“ Trotzdem verging Woche auf Woche, ohne daß er sich eingestellt hätte, und der Hof ward schier ungeduldig. Es wurde Lessing schwer, sich von Hamburg loszureißen; erst gegen Ende April 1770 traf er endlich in Braunschweig ein, und ward in der ersten Woche des Mai in sein Amt eingeführt.

Kurz vor dem Abschiede von Hamburg hatte Lessing den auf der Durchreise nach Eutin dort verweilenden Herder kennen gelernt. Beide gefielen einander gut, und Herder vergaß nie die langen und anregenden Gespräche, welche er bei dieser Gelegenheit mit Lessing führte, und welche sich auf alle Gegenstände erstreckten, mit denen sich damals die literarische Welt beschäftigte. Ein Jahr zuvor hatte er an Nicolai geschrieben: „Ich beneide Lessing in mehr als einer Hinsicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage und immer noch mit ganzer junger unveralteter Seele wirft. Solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!“ Dieser Eindruck konnte nur verstärkt werden durch die persönliche Berührung mit einem Manne, den er aus der Ferne so richtig beurtheilt hatte.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Erste Arbeiten in Wolfenbüttel.

1.

Wolfenbüttel ist eine kleine Stadt, etwa zwei Meilen südlich von Braunschweig. Sie liegt in einer flachen, sumpfigen Gegend, und erschien zu Lessing's Zeiten doppelt finster durch den Festungswall, der sie umgab, jetzt aber öffentlichen Anlagen und Promenaden Platz gemacht hat. Lessing, der für Naturschönheiten wenig Sinn hatte, wird den Mangel derselben nicht besonders schmerzlich empfunden haben; gewiß aber fiel ihm der Kontrast zwischen den stillen, verödeten Gassen und dem geschäftigen Treiben Hamburg's unangenehm auf, da er stets mit Vorliebe in großen Städten gelebt hatte. Auch fehlte es ihm hier an jedem anregenden und vertraulichen Umgang. „Ich bin Ihnen unter den Händen weggekommen," schrieb er am Tage seiner Amtseinführung an Ebert. „Aber es verlohnt auch wohl der Mühe, daß man Abschied nimmt, wenn man stirbt — oder von Braunschweig nach Wolfenbüttel reiset! Denken Sie ja nicht, weil ich dieses Beides zusammen setze, daß ich mich gestorben zu sein glaube. Man kann nicht ruhiger und zufriedener leben, als ich diese drei Tage gelebt habe. Euch Schwärmer, die ihr alle Tage hofirt, alle Tage zu Gaste seid, muß freilich ein solches Leben Tod dünken. Ruft immer mit jenem französischen Bedienten: ‚Es lebe das Leben!' Ich rufe: ‚Es lebe der Tod!' — sollte es auch nur sein, um mit keinem Franzosen Etwas gemein zu haben."

Digitized by Google

Um so ernstlicher suchte er den freiwillig übernommenen Pflichten Interesse abzugewinnen. Die um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von dem hochgebildeten Herzog Augustus begründete Bibliothek, deren Vorsteher später eine Zeitlang der berühmte Leibnitz gewesen war, gehörte zu den trefflichsten Europa's; besonders enthielt sie einen seltenen Reichthum an mittelalterlichen Manuskripten. Es ist sehr glaubwürdig, daß Lessing, wie Heyne und Andere es behauptet haben, in der technischen Verwaltung der Bibliotheksgeschäfte kein mustergültiger Beamter war; doch verrieth er kein Mißfallen an denselben. „Die Stelle selbst," schrieb er an seinen Vater, „ist so, als ob sie von jeher für mich gemacht wäre. . . . Ich wünschte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herum führen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich Beides zu verbinden suchen; oder eigentlich zu reden, folget schon Eines aus dem Andern."

Wenige Wochen nach Empfang dieses Briefes ward der brave Pastor von den vielen Bedrängnissen seiner letzten Lebensjahre durch den Tod erlöst. Lessing, der selbst noch tief in Schulden stak, übernahm edelmüthig die Befriedigung aller Gläubiger seines Vaters, und brachte schwere Opfer, um seine Mutter und seine Schwester zu unterstützen. Eine Zeitlang dachte er daran, eine Schrift zum Andenken an seinen Vater zu verfassen, die man, wie er seiner Mutter schrieb, „weiter als in Kamenz, und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbnisse lesen würde." Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. —

Lessing's Anstellung in Wolfenbüttel gereichte seinen Freunden, die ihn schon für immer zu verlieren gefürchtet hatten, zu großer Genugthuung. Sie waren gespannt darauf, in welcher Richtung er jetzt seine Kraft entfalten werde, und das Publikum theilte diese Neugier. „Sie glauben gar nicht," schrieb ihm Nicolai, „wie sehr Sie hier und in Leipzig der Gegenstand aller Gespräche sind. Einer sagt: er wird sich nun ganz ins antiquarische Fach werfen, und Gott weiß, ob er nicht gar lateinisch schreibt, um Klotzen wie

Digitized by Google

den Hasen im Lager anzugreifen. Ein Anderer sagt: wer weiß, ob er länger als ein halbes Jahr in Wolfenbüttel bleibt; denn er muß nach Italien, und wenn er zu Fuße hingehen sollte. Noch ein Anderer: Nein! er muß erst seine Trauerspiele herausgeben, und hat drei oder vier Lustspiele fertig, die er auch drucken lassen wird. Wieder Einer sagt: Nein! aus Theater denkt er gar nicht mehr. Einer sagt: den ‚Laokoon' macht er fertig, so bald er Italien gesehen hat; ein Anderer: wenn er Italien gesehen hat, so wird er seinen ‚Laokoon' liegen lassen, und lauter Antiquität schreiben. Wieder ein Anderer sagt: Ja, da kennt ihr ihn noch nicht! er wird am Ende den ganzen Plunder von Antiquität wegwerfen, das Theater mit Goezen und Gesellschaft verdammen, und ein System der Theologie wider die Socinianer schreiben."

So reich und vielseitig war Lessing's Leben, daß keine dieser Vermuthungen ganz abfurd oder selbst nur unwahrscheinlich war; dennoch sollte für die nächste Zeit keine derselben Bestätigung erhalten. Vielmehr beschäftigte er sich mit einer Arbeit, deren Charakter keiner seiner intimsten Freunde errieth.

Unter den Scholastikern des frühen Mittelalters findet sich keine interessantere Gestalt, als Berengarius von Tours. Im elften Jahrhundert zwischen Scotus Erigena und Abailard stehend, war er Beiden geistig verwandt, und legte mehr, als irgend einer seiner Zeitgenossen, den Prüfstein der Vernunft an die kirchlichen Dogmen. Besonders übte er seine Dialektik an der Lehre vom Abendmahl, und erregte durch die Kühnheit seiner Ansichten über dieselbe das Entsetzen der Geistlichkeit. Freilich hieß es, daß sein Charakter schwächer als sein Scharfsinn gewesen sei, daß er seine Ansichten mehrmals widerrufen, sie gleich darauf aber von Neuem gelehrt habe. Sein Hauptgegner war Lanfrankus, nachmals Erzbischof von Canterbury, der einen berühmten Traktat gegen ihn schrieb; und Jahrhunderte lang hatte man gewähnt, daß ihn dieser zum orthodoxen Glauben bekehrt habe.

Im siebzehnten Jahrhundert ward eine ansehnliche Zahl von Handschriften aus der Abtei Weißenburg im Elsaß den Rhein hinunter zur Frankfurter Messe geführt, um als altes Pergament für die Goldschläger verkauft zu werden. In Mainz angehalten, wurden sie von einem Sachkundigen geprüft, und schließlich für den

Digitized by Google

geringen Preis von 1000 Thalern an die Wolfenbütteler Bibliothek verkauft. Auf diese Sammlung richtete Leſſing ſofort ſeine Aufmerkſamkeit, und das Glück ließ ihn ſchon wenige Tage nach ſeinem Amtsantritt einen wichtigen Fund machen. Er entdeckte ein Manuſkript, welches die Antwort Berengar's auf den Traktat des Lanfrankus enthielt, der ihn bekehrt haben ſollte.

Leſſing's erſter Impuls war, das Werk herauszugeben, wie er es gefunden. Bei reiferer Ueberlegung beſchloß er, dies Geſchäft einem Theologen, der Luſt dazu hätte, zu überlaſſen; er traf jedoch gleich die Vorbereitungen zu einer Schrift über Berengar, mit beſonderer Beziehung auf den von ihm gefundenen Schatz. Da ein Braunſchweigiſcher Gelehrter, Herr Schmid, vor Kurzem in derſelben Bibliothek einen Brief entdeckt und veröffentlicht hatte, der von einem Jugendfreunde Berengar's an denſelben gerichtet worden war, gab Leſſing ſeinem Werke die Form einer Reihe von Briefen an Herrn Schmid.

Er widmete den ganzen Sommer 1770 dieſer Arbeit, die ihn ſo vollſtändig in Anſpruch nahm, daß er bis zu ihrer Beendigung alle nicht abſolut nöthige Korreſpondenz aufgab. Wie gewöhnlich, wenn er von ſeinen eigenen Werken ſpricht, äußerte er ſich gegen ſeine Freunde faſt geringſchätzig über ſein Buch; in Wirklichkeit aber nimmt es unter den Studien dieſer Art einen hohen Rang ein. Der Zweck iſt ein ähnlicher, wie bei den „Rettungen“: er ſucht einen Charakter, der lange verkannt worden, in ſeinem wahren Lichte zu ſchildern. Daß Berengar für einen Ketzer gegolten, erſcheint ihm nicht eben als ein Unglück; denn „das Ding, was man Ketzer nennt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen wenigſtens ſehen wollen. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können.“ Weit ſchlimmer iſt die von dem Kirchenhiſtoriker Mosheim gegen ihn erhobene Bezichtigung, daß Berengar ſich abſichtlich dunkel und zweideutig ausgedrückt habe, damit man ſeine volle Meinung nicht erkenne. „Ich weiß nicht,“ ſagt Leſſing, „ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören,

Digitized by Google

keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht, zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren; und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt; die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will." Darum empört ihn der Verdacht, daß Berengar ein solcher „Kuppler der Wahrheit" gewesen sein, und sich gar auf dem Todbette bekehrt haben sollte. Die kaltblütige Prüfung der Thatsachen liefert ihm denn auch den vollständigen Beweis, daß der kühne Denker niemals seine Ansichten widerrufen, sondern stets mit vollkommener Konsequenz und Würde gehandelt hat.

Die reformirten Theologen hatten immer Berengar als eine der größten Autoritäten zu Gunsten ihrer Ansicht vom Abendmahle betrachtet, und Luther hatte, unter der Annahme, daß es sich in der That so verhalte, von Herzen in das Verdammungsurtheil seiner Feinde gegen ihn eingestimmt. Lessing hingegen sieht — allerdings im Widerspruche mit neueren Forschungen — in Berengar einen Vorgänger der lutherischen Abendmahlslehre, und spricht die Ueberzeugung aus, daß diese zugleich die ursprüngliche Lehre der Kirche gewesen sei.

Obschon er sich bei diesen Untersuchungen lediglich auf den geschichtlichen Boden stellt, waren seine Freunde doch höchst überrascht, ihn derartige Fragen behandeln und scheinbar sogar der Orthodoxie neue Waffen in die Hand geben zu sehen. „Ich kenne," schrieb Nicolai warnend, „den Kitzel, den Sie schon lange hegen, mit den Theologen handgemein zu werden. Als ob das so eine Lust wäre! Wissen Sie, was Saal von Ihrem ‚Berengarius' sagt? Er sagt: ‚Lessing hat geschworen, in allen Dingen das Widerspiel von Wieland zu thun. Wieland schrieb erst geistliche und dann lustige Schriften. Lessing hat die lustigen erst geschrieben, nun will er die geistlichen nachholen'." Die heterodoxe Klerisei in Berlin war, wie Lessing von seinem Bruder vernahm, ungehalten

über die von ihm bekannt gemachten Resultate. „Sie wollen gesunde Vernunft in ihr System hinein haben; und nun kommst Du schadenfroh, und verdirbst ihnen eine Arbeit von so vielen Jahren.“ Die Verfechter des Alten nahmen, obschon sie sich nicht verhehlen konnten, daß Lessing ein seltsamer Mitkämpfer sei, nichts desto weniger dankbar seine scheinbare Hilfe an. Ernesti führte in seinen Kollegien an der Leipziger Universität Lessing als ein Beispiel an, „daß, wenn man humaniora gründlich verstehe, man Alles in der Welt mit Ehren behandeln könne,“ und erklärte öffentlich, ihn zum Doctor theologiae machen zu wollen, wenn er nach Leipzig komme. „Sie glauben nicht,“ schrieb Lessing an Frau König, „in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich bei unsern lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres, als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.“

2.

Zu dieser Zeit wünschte Lessing's Verleger, Voß, um dem Nachdruck zuvor zu kommen, eine neue Ausgabe seiner „Vermischten Schriften“ erscheinen zu lassen. Er selbst hielt wenig mehr von denselben, und sagte ungern seine Mithilfe zu. Wie gleichgültig ihm seine Jugendarbeiten geworden, sehen wir am besten aus dem Umstande, daß er Ramler unbedingte Vollmacht gab, in den Sinngedichten nach Gefallen zu streichen und zu ändern. „Ihnen kann so Etwas nicht viel Mühe kosten,“ schrieb er: „denn Sie haben noch alle poetischen Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetische Farben sind.“ Das geänderte Manuskript sollte ihm nicht einmal zur Ansicht vorgelegt, sondern gleich in die Druckerei gesandt werden.

1771 erschien der erste Theil; die folgenden kamen erst nach Lessing's Tode unter der Redaktion seines Bruders heraus. Der Band enthielt, außer den Sinngedichten und Liedern, einen seiner werthvollsten rein literarischen Aufsätze: die „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten.“

Digitized by Google

Dies kleine Werk folgt derselben Methode, die wir aus seinen übrigen ästhetischen Abhandlungen kennen. Er prüft die Ansichten seiner Vorgänger — Vavasseur, Scaliger, Boileau und Batteux, — und gelangt dabei zu eigenen Schlüssen. Heller Gelehrsamkeit und Gedankenreichthum, ist der Aufsatz so gedrängt im Ausdruck, daß man ihn füglich mit Herder selbst ein Epigramm nennen kann. Trotzdem ist der Entwicklungsgang so einfach und natürlich, daß der Verfasser ganz zwanglos mit uns zu reden scheint; unser Interesse wird sofort erweckt, und bleibt rege, ob uns nun seine Beweisführung überzeugt oder nicht.

Ein Epigramm war ursprünglich nur die Aufschrift oder Inschrift eines Denkmals. Welcher Zusammenhang existirt zwischen dem Epigramm in seiner jetzigen und in seiner ursprünglichen Bedeutung? Diejenigen, welche vor Lessing diesen Gegenstand behandelten, hatten jeden derartigen Zusammenhang in Abrede gestellt. Nach Scaliger ist jedes kleine Gedicht ein Epigramm; nach Batteux jeder interessante Einfall, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Lessing dagegen ist der Ansicht, daß das wahre Epigramm in der That nicht allein der Aufschrift, sondern der Aufschrift und dem Denkmal zugleich entspricht. Wenn wir ein Denkmal erblicken, dessen Zweck wir nicht verstehen, wird unsere Neugierde gereizt: wir wenden uns zu der Aufschrift, und unsere Neugierde wird befriedigt. Ganz eben so ist es mit dem Epigramm. Dasselbe besteht aus zwei Theilen, von denen der erste, wie das Denkmal, Neugierde, Erwartung erregt, der zweite — der Aufschluß — unsre Neugierde befriedigt. Lessing behauptet, daß dies Entsprechen kein zufälliges sei. Die Epigrammatisten hätten absichtlich den Eindruck des Denkmals wie seiner Aufschrift nachzuahmen gesucht, und deshalb die von ihnen verfertigte besondere Art von Gedichten Epigramme genannt.

Es läßt sich schwerlich behaupten, daß dieser Sachverhalt historisch ganz richtig ist. Einmal fehlt es an jedem Beweise dafür; sodann hätte man keinen genügenden Grund gehabt, den Namen „Epigramm" zu wählen, wenn dasselbe dem Denkmal sowohl wie der Aufschrift entsprechen sollte. Schon Herder bemerkt, daß viele der schönsten Epigramme der griechischen Anthologie nur einfache

Digitized by Google

Aufschriften oder kleine Bilder sind, und er erfindet gegen Lessing's Theorie das artige, ihm selbst gewidmete Beispiel:

Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war —
Wer? — Lessing ist der Mann.

Abgesehen von der historischen Frage, wäre es jedoch kaum möglich, für eine besondere Art des Epigramms — die von Martial zur höchsten Vollendung gebrachte — eine bessere Definition als die Lessing'sche zu finden. Alle vorzüglichen Epigramme Martial's erfüllen, wie Lessing nachweist, jene beiden Bedingungen: sie erregen unsere Neugierde, und befriedigen sie. Zudem führt die Analogie zwischen dem Epigramm und dem, was es nach Lessing's Ansicht nachahmen soll, ihn zu den fruchtbarsten Resultaten. Wie man ein Denkmal nur errichtet, um das Andenken eines großen Mannes oder einer großen Handlung zu feiern, so wird, sagt er, der Epigrammatist nur einen Gegenstand wählen, um den es sich der Neugierde verlohnt. Und, gleich einem guten Denkmale, wird der Theil des Epigramms, welcher Erwartung erweckt, eine gewisse Einheit haben; das Auge wird die verschiedenen Elemente desselben leicht überschauen und ihre Bedeutung verstehen. Ferner, da eine Aufschrift sich auf ein wohlbekanntes Thema bezieht, und hauptsächlich für Leute berechnet ist, die sie nur flüchtig anblicken, macht man sie möglichst kurz; eben so wird der Theil des Epigramms, welcher die Neugierde befriedigt, koncis ausgedrückt sein. Endlich sehen wir aus dem allgemeinen Anblick des Denkmals sofort, von welcher Art der allgemeine Charakter der Aufschrift sein muß. Ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, wird nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen, oder umgekehrt. Eben so wird im Ton der beiden Theile eines guten Epigramms vollkommene Uebereinstimmung herrschen.

Am ausführlichsten von allen Epigrammatisten wird natürlich Martial besprochen, dessen moralischen Charakter Lessing beiläufig in ähnlicher Weise, wie früher den Charaktre des Horaz, gegen die

Digitized by Google

Anschuldigung frivoler Unsittlichkeit in Schutz nimmt. Von den Gedichten Catull's und den Aufschriften der griechischen Anthologie läßt er nur wenige als Epigramme im wahren Sinne gelten. Wenn wir jedoch seine Theorie vom Ursprunge des Epigramms verwerfen, sind wir nur berechtigt, zu sagen, daß sie nicht zu einer gewissen Klasse des Epigramms, der besonders von Martial und Lessing selbst kultivirten, gehören.

Während Lessing die Pointe eines Epigramms stets an den Schluß gesetzt wissen will, verlangt er, daß dieselbe aus Worten bestehe, die einen wirklichen Gedanken ausdrücken, und ihren Effekt nicht bloß einer eigenthümlichen Stellung oder Wahl der Worte verdanke. Indeß hält er eine gewisse Ueberraschung nicht für verwerflich; so z. B. wenn der Epigrammatist von hohen Dingen anhebt, und mit einer Lappalie endet, oder das anscheinende Lob in einen Tadel, den Tadel in ein feines Lob verkehrt. Vorausgesetzt, daß die Zweideutigkeit nicht vorher durchblickt, und daß sie nicht auf einer bloßen Spielerei beruht, läßt er das Wortspiel als Nothbehelf zu.

3.

Als Lessing in Wittenberg studirte, war ihm eines Tags beim Durchblättern eines Wustes alter Leichen- und Hochzeitslieder ein Gedicht von Andreas Scultetus durch die erhabene Kraft der Phantasie aufgefallen. Er schrieb sich dasselbe ab, und las es später häufig seinen Freunden vor. Kleist fand so großes Gefallen daran, daß er eine Zeile daraus mit geringer Veränderung in eins seiner Gedichte verwob. Da Scultetus ein Schlesier war, stellte Lessing bei seinem Aufenthalte in Breslau sorgfältige Nachforschungen nach den Lebensumständen des unbekannten Dichters an, und ermittelte zuletzt, daß er dies und ein paar andere poetische Stücke Anfangs der vierziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts als Gymnasiast zu Breslau geschrieben habe und allem Anschein nach bald darauf gestorben sei. Schon von Hamburg aus hatte Lessing dem Schriftsteller Zachariä in Braunschweig, welcher eine Anthologie der besten deutschen Dichter von Opitz an herausgab, die von ihm aufgefundenen Gedichte des Scultetus zur Verfügung gestellt. Sie erschienen 1771 im zweiten Bande jener Sammlung mit zwei Briefen Lessing's, in denen er sich mit Wärme über ihre Vorzüge

Digitized by Google

ausspricht. „Wie gern," schließt er seine interessanten Erörterungen, „möchte ich mit schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete!"

Vor Allem durchforschte Lessing mit andauerndem Eifer die handschriftlichen Schätze der Wolfenbütteler Bibliothek, und suchte dieselben durch Veröffentlichung oder Besprechung wichtiger Funde der Gelehrtenwelt zugänglich zu machen. Unter dem Titel „Zur Geschichte und Literatur" theilte er seit 1773 in einer Reihe von Bänden die Resultate solcher Forschungen mit. Dieselben erstrecken sich über die verschiedenartigsten Gebiete: mittelalterliche deutsche Poesie, die griechische Anthologie, Marco Polo, Fenstergemälde des Klosters Hirschau, — kurz, über jegliches Thema, auf das die Schätze der Bibliothek ein neues Licht werfen konnten. Zuweilen druckt er nur eine alte Handschrift ab; in anderen Fällen begleitet er die Entdeckung, welche er gemacht hat, mit eigenen werthvollen Bemerkungen. Zur Kategorie der „Rettungen" gehört der interessante Aufsatz über Adam Neuser, einen ehemaligen Heidelberger Prediger, der gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Konstantinopel zum Mohammedanismus übertrat. Die meisten dieser Arbeiten sind jedoch von ganz anderer Art, als die, mit denen er sich sonst beschäftigt hatte, und er spricht oftmals in seinen Briefen bittere Klagen darüber aus, daß er seine Zeit an so langweiligen Frohndienst verschwenden müsse. Nur das Verlangen, die Bibliothek nach Möglichkeit bekannt und nutzbar zu machen, gewährte ihm einigen Trost; und da er sich in dringender Geldverlegenheit befand, mußte er, nach einem seiner Lieblingsausdrücke, „das Brett bohren, wo es am dünnsten war."

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

„Emilia Galotti."

Eine Zeitlang blieb Leſſing ſeinem Vorſatze treu, ſich nicht mehr mit dem Theater befaſſen zu wollen. Allmählich jedoch erwachte wieder die alte Neigung, und gegen Ende 1771, nach einem kurzen Beſuche in Hamburg und Berlin, war er eifrigſt mit einem Trauerſpiele von weit größerem und anſpruchsvollerem Charakter beſchäftigt, als er je eins geſchrieben. Es war die „Emilia Galotti", welche er vor vielen Jahren in Leipzig begonnen, und in Hamburg für das Nationaltheater zu vollenden gedacht hatte; aber nach dem Scheitern dieſes Unternehmens war ſie beiſeite gelegt worden. In Berlin verſprach er ſeinem Verleger Voß, ſie für einen Band Trauerſpiele auszuführen, der außerdem noch „Miß Sara Sampſon" und „Philotas" enthalten würde. Auch ſollte das Stück im März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin auf der Braunſchweigiſchen Bühne gegeben werden. Der Schauſpieldirektor Döbbelin empfing je nach dem Fortſchreiten der Arbeit das Manuſkript, um die Rollen rechtzeitig vertheilen zu können. Doch ließen die letzten Scenen lange auf ſich warten, und erſt als Döbbelin ſie aus eigenem Kopfe hinzuzufügen drohte, vollendete Leſſing in den letzten Februartagen das Stück.

Wie ſeine früheren dramatiſchen Arbeiten, iſt auch dies Trauerſpiel in Proſa geſchrieben, und es iſt bemerkenswerth, daß Leſſing, trotz aller Angriffe, die er gegen das franzöſiſche Drama gerichtet hatte, die drei Einheiten eben ſo ſtreng wie Racine oder Voltaire beobachtet. Das Motiv iſt der alten römiſchen Geſchichte der Virginia entnommen, hat aber im Einzelnen Nichts mit derſelben gemein. Leſſing verlegt die Scene an einen italiäniſchen Hof, und die Cha-

Digitized by Google

ratter sind durchaus modern. Auch steht die Handlung in gar keiner Beziehung zur politischen Geschichte. Das Schicksal der Virginia ist nur ein Nebenumstand der Befreiung Rom's von der Tyrannenherrschaft des Decemvirats; das Schicksal der Emilia Galotti berührt lediglich die Personen des Stückes.

So oft dasselbe von Döbbelin in Braunschweig aufgeführt wurde, war Lessing nicht zu bewegen, einer Vorstellung beizuwohnen, obschon es eine glänzende Aufnahme fand, und bald auf allen deutschen Bühnen gespielt ward. Die Ansichten der Kunstrichter gingen allerdings weit aus einander. Einige, wie Ebert, begrüßten den Verfasser enthusiastisch als einen zweiten Shakespeare; Andere, darunter mehrere von Lessing's Berliner Freunden, brachten ernstliche Einwendungen gegen das Stück vor. Das Urtheil Goethe's lautete zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Die historische Bedeutung desselben stellte er freilich niemals in Abrede. „Nach langem vieljährigen Ringen der deutschen Muse,“ sagte er als Greis, „stieg dieses Stück wie die Insel Delos aus der Gottsched-Gellert-Weiße'schen Wasserfluth, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen.“ Aber während er 1812 davon als von einem Werke sprach, das „zu jeder Zeit als neu erscheinen müsse,“ schrieb er achtzehn Jahre später: „Auf dem jetzigen Grade der Kultur kann es nicht mehr wirksam sein, und wir haben davor nur noch den Respekt wie vor einer Mumie, die uns von Alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß ablegt.“

Wie immer man über den Werth des Stückes als Ganzes urtheilen möge, kein unparteiischer Leser vermag demselben eine hohe dramatische Wirkung abzusprechen. Schon der Charakter des Prinzen stempelt es zu einem Werke von echt poetischer Schöpfungskraft. Ein Dramatiker niedrigeren Ranges hätte ihn zu einem plumpen Tyrannen gemacht; aber Lessing geht feiner und mit tieferer Einsicht in das Wesen der menschlichen Natur zu Werke. Er schildert uns nicht einmal einen leichtfertigen Mann von Welt. Der Prinz hat eine nahezu poetische Ader; er schwärmt für die Kunst, spricht mit Verständniß von derselben, und belohnt freigebig den Maler. Und obschon seine Liebe, jedes Mäntelchens entkleidet, rein sinnlich ist, verweilt doch sein Geist nicht bei ihrer sinnlichen Seite; Emilia ist sein Ideal der Vollkommenheit, und er sucht sich

Digitized by Google

einzureden, daß sie ihn so stark bezaubere, weil sie an seine edleren Gefühle appellire. Brutalen Mitteln zur Erreichung seiner Zwecke will er nicht seine direkte Zustimmung geben; es empört ihn, als er erfährt, daß sie angewandt worden sind. Indeß besitzt er keine Spur von wahrem Seelenadel; und durch manche seinen Züge enthüllt uns Lessing die thatsächliche Nichtigkeit, welche sich unter dem glänzenden äußeren Schein seines Charakters verbirgt. Ohne Prüfung gewährt er schon in der ersten Scene eine wichtige Bittschrift, bloß weil die Bittstellerin Emilia heißt. Später verblüfft er einen gewissenhaften Beamten, indem er gleichfalls ohne Prüfung, weil er in Eile und von seinen eigenen Affairen in Anspruch genommen ist, ein Todesurtheil unterzeichnen will. Trotz all seiner schönen Gefühle, scheut er nicht davor zurück, das Glück zweier jungen Leben zu zertrümmern; und als ein echter empfindsamer Weichling will er nicht die Verantwortlichkeit für seine eigenen Unthaten übernehmen, sondern schiebt sie der elenden Kreatur zu, deren Aufgabe es ist, seine Launen zu befriedigen.

Marinelli ist eine nicht minder lebenswahre und konsequente Gestalt. Er erfüllt uns mit Abscheu und Verachtung, denn er mißbraucht seine Verschlagenheit zu den nichtswürdigsten Zwecken; und doch ist er kein gewöhnlicher Schurke, denn er verübt seine Schurkereien nicht um Gewinn oder ihrer selbst wegen, sondern aus einem falschen Ergebenheitsgefühl für den Prinzen. Appiani ist minder scharf gezeichnet; auch er ist jedoch ein bestimmter Typus — ein etwas schwermüthiger Jüngling, zum Aberglauben geneigt, aber leidenschaftlich und stolz. So oft Odoardo erscheint, fühlen wir uns einer unerschütterlichen Kraft gegenüber, einem Manne, der kein Nachgeben kennt, und der, was immer für Hindernisse sich ihm in den Weg stellen, sein Ziel erreichen oder bei dem Versuch dazu fallen wird. In Claudia haben wir das leibhaftige Bild jener schwachen Naturen, die nicht offen den Thatsachen ins Gesicht schauen wollen, die sich über das Unangenehme verblenden, und, wenn die Stunde des Unheils herein bricht, ihr nur mit Jammergeschrei und vagen Anschuldigungen begegnen, die sich in erster Linie gegen sie selbst kehren müßten. Die Gräfin Orsina, welche einige Eigenschaften mit der Marwood in „Miß Sara Sampson" gemein hat, macht den Eindruck leidenschaftlicher Kraft. Sie kennt

Digitized by Google

in ihren Gefühlen keine Halbheit. Wenn sie liebt, verzehrt die Liebe ihr ganzes Wesen; ihren Haß beschwichtigt Nichts als der Tod.

Nicht allein diese Charaktere sind mit kühnen Strichen gezeichnet; auch das Interesse an der Handlung erlahmt nirgends, wir folgen ihr von Scene zu Scene mit steigender Spannung. Und der Dialog ist, bei aller Natürlichkeit, scharf und bündig; er verweilt niemals zu lange bei einem einzigen Gedanken, manchmal eilt er vorwärts wie ein brausender Strom, der jedes Hinderniß in seinem Laufe mit sich fortreißt. Ueberall ist die Bewegung, die Aufregung intensiv koncentrirten Lebens.

Aber trotz dieser großen Eigenschaften erfüllt „Emilia Galotti“ nicht die wesentlichsten Bedingungen des tragischen Dramas. Es wäre zu Viel gesagt, daß das Hauptmotiv ungeeignet für die moderne Bühne sei, obschon dies mindestens eine Frage ist, über die sich streiten läßt; aber so Viel ist sicher: wenn man einen Vater mit voller Ueberlegung seine Tochter tödten läßt, darf an der Nothwendigkeit der That kein Zweifel sein; wir müssen einem Problem gegenüber stehen, für das es absolut keine andere Lösung giebt. Lessing fühlte dies offenbar, und er müht sich aus allen Kräften, uns zu überzeugen, daß Odoardo eben so sehr genöthigt war, die Emilia zu tödten, wie Claudius in der römischen Geschichte die Virginia tödten mußte. Das gelingt ihm aber nicht recht. Zum ersten, wenn Jemand getödtet werden sollte, wäre nicht Emilia, sondern der Prinz das geeignete Opfer gewesen. Er allein ist der Schuldige; sein Tod würde sie von aller Gefahr befreien; und daß seine Ermordung möglich gewesen wäre, erhellt aus dem Umstande, daß Odoardo, wie er seiner Tochter erzählt, schon einmal im Begriffe war, ihn zu tödten. Allein, was noch erheblicher ist, wir haben niemals das Gefühl, daß Emilia's Verderben, wenn sie am Leben bleibt, unvermeidlich ist. Der Prinz ist, bei all seinen Fehlern, nicht der Mann, welcher seiner Lust durch eine persönliche Gewaltthat Befriedigung verschaffen würde; dazu ist er doch zu zartfühlend, zu gebildet. Aber, so kann man antworten, die Gefahr liegt in Emilia's eigener Natur; und dieser Einwurf wird gerechtfertigt durch die wunderliche Rede, in welcher sie ihrem Vater ihre Furcht bekennt, der Verführung vielleicht zu unterliegen: „Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als Eine. Auch meine

Sinne sind Sinne. Ich stehe für Nichts." Allein die Emilia, welche so spricht, ist nicht die Emilia der früheren Scenen. Dort ist sie rein, offenherzig, kindlich, unfähig, sich nur ein lasterhaftes Betragen zu denken; hier verräth sie eine erstaunliche, eine widerwärtige Bekanntschaft mit den gemeineren Seiten der menschlichen Natur, und eine Furcht, die nur aus der aufkeimenden Liebe zu einem Manne entspringen kann, von dem sie weiß, daß er der eigentliche Mörder ihres Verlobten ist. Liebt sie ihn, so widerstreitet ihr Gefühl Allem, was wir zuvor von ihr gesehen; liebt sie ihn nicht, so sind ihre Besorgnisse in Betreff ihrer eigenen Willensstärke ganz unerklärlich. Und daß sie keine Angst erheuchelt, die sie nicht empfindet, beweist das Feuer, das in ihren Worten glüht.

Ein anderer, nicht so bedenklicher, aber doch immer störender Fehler ist der, daß das Auftreten der Orsina, so originell und scharf die Kontouren ihres Charakters gezeichnet sind, der genügenden Begründung entbehrt. Wir haben freilich so oft von ihr gehört, daß wir genügend darauf vorbereitet sind, sie noch im vierten Akt eine wichtige Rolle spielen zu sehn. Als sie aber erscheint, bewirkt sie Nichts, was nicht auch ohne sie hätte bewirkt werden können. Die That, zu welcher sie Odoardo anschürt, ist nicht die Ermordung Emilia's, sondern des Prinzen. Alles, was sie wirklich thut, ist, daß sie ihm das Vorgefallene erzählt und ihm einen Dolch giebt; und dazu waren ihre glänzenden Ausbrüche von Leidenschaft gewiß nicht nöthig.

Auch könnte man zweifeln, ob Lessing der höchsten Idee der Tragödie gerecht wird, da er die Kräfte, die er ins Spiel bringt, nicht ans äußerste Ende ihrer Bahn treibt. Shakespeare oder Webster hätten Marinelli sicherlich nicht mit einem, wenn noch so scharfen Verweise davon kommen lassen; und genügt es, daß der Prinz mit einer augenblicklichen Erschütterung bestraft wird? Es ist freilich behauptet worden, daß er ein für immer gebrochener Mann sei; aber das heißt seinen Charakter verkennen. Das Herz eines sentimentalen Egoisten bricht nicht so leicht; richtiger würde man vielleicht sagen, daß er kein Herz hat, welches brechen könnte. Der Prinz wird sich ein paar Tage lang unglücklich fühlen, aber er wird sich bald einreden, daß ihn im Grunde kein Vorwurf treffe, und auf neue Abenteuer ausgehn. Emilia mag sogar eine poetische Erinnerung für ihn werden, die einen romantischen Schimmer auf

Digitized by Google

seine Vergangenheit wirft. Odoardo fordert ihn allerdings vor einen höheren Richter; allein Lessing selbst hatte schon in der „Dramaturgie“ gesagt, jede in einem Kunstwerk aufgeworfene Frage müsse ihre Antwort in dem Kunstwerke selbst, nicht in einer Welt außerhalb seines Bereichs finden. Die einzigen Strafen, welche dem Künstler zu Gebot stehen, sind die, welche aus der gesetzmäßigen Folge von Ursache und Wirkung in dem System der uns thatsächlich bekannten Dinge entspringen.

Trotz all dieser Mängel, behauptet „Emilia Galotti“ immer noch ihren Platz auf der Bühne. Nichts zeugt besser für die unverkennbare Macht des Genius. Das Gold mag mit Schlacken vermischt sein; aber, gleichviel, um des strahlenden Metalls willen nehmen wir selbst die Schlacken freudig hin.

Und neben dem literarischen muß „Emilia Galotti“ noch aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden; nämlich in ihrer Beziehung zum politischen Leben der Zeit. Hierauf richtete sich sofort die Aufmerksamkeit von Lessing's Zeitgenossen. Manche behaupteten, er habe gewisse Verhältnisse am Braunschweiger Hofe auf die Bühne bringen wollen, und sie nannten sogar das Original der Orsina. Die Thatsache, daß er das Stück lange vorher begonnen hatte, widerlegt schon diese Ansicht; auch war Lessing ein Mann von zu zartem Ehrgefühl, als daß er in so plumper Weise einer Familie, in deren Diensten er stand, hätte mitspielen sollen. Das Stück wurde mit vorher eingeholter Bewilligung des Herzogs aufgeführt: wie hätte man diese nachsuchen sollen, wenn es die Absicht gewesen wäre, seine eigenen Sünden an den Pranger zu stellen? Daß Lessing jedoch den Fürsten seiner Zeit einen warnenden Spiegel vorhalten wollte, steht außer Zweifel. Jedermann erkannte in dem Hofe von Guastalla einen Typus, dem viele deutsche Höfe entsprachen; die Aehnlichkeit war so groß, daß in Gotha die Behörden die Aufführung des Stücks untersagten. Diese Thatsache beweist zur Genüge, wie sehr Lessing mit den tiefsten socialen und politischen Bestrebungen seines Zeitalters in Einklang stand. Er theilte vollkommen jenen Abscheu wider die Tyrannei, welcher kaum zwanzig Jahre später zur französischen Revolution führte, und welcher seine Wurzel in der Hochachtung für die edlen Eigenschaften der Menschheit und einem zuversichtlichen Glauben an ihre Bestimmung hatte.

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel.

Lessing und Eva König.

Lessing gab sich die ernstlichste Mühe, sich in seine neuen Verhältnisse in Wolfenbüttel zu fügen, aber seine Lage ward ihm trotzdem bald unerträglich. Neben der völligen Einsamkeit und Abgeschiedenheit, zu der er sich verurtheilt sah, quälten ihn die Ansprüche seiner Hamburger Gläubiger, denen er im Ganzen etwa 1000 Thaler schuldig war. Sein kleines Gehalt erhob er in der Regel lange voraus, und vergebens suchte er sich durch schriftstellerische Arbeiten eine größere Einnahme zu verschaffen. Das Publikum las gern seine Bücher, mochte sie aber nicht anständig bezahlen; und die einzige sonstige Aussicht auf Geldgewinn bot ihm — die Lotterie. In dieser versuchte er jetzt, wie früher am Spieltische, sein Glück, und setzte das thörichte Beginnen bis an sein Lebensende fort, ohne damit jemals einen redenswerthen Erfolg zu erzielen.

Dann und wann besuchte er seine Freunde in Braunschweig, und war dort stets ein willkommener Gast. Außer Ebert, Schmid und Zachariä, gehörte der Vater des jungen Jerusalem, dessen trauriges Schicksal den Anlaß zu Goethe's „Werther" gab, zu diesem Kreise. Auch der junge Schriftsteller Eschenburg, ein Kollege Ebert's, durch den er schon in Hamburg bei Lessing eingeführt worden war, stand bei Letzterem in hoher Achtung. Der eine oder andere dieser Männer erwiderte zuweilen seine Besuche; auch Gleim kam aus dem benachbarten Halberstadt mehr als einmal nach Wolfenbüttel hinüber. Gegen Ende des Jahres 1770 war Mendelssohn einige Tage der Gast des Erbprinzen in Braunschweig, und Lessing führte seinen alten Freund mit Vergnügen durch die

Digitized by Google

Bibliothek. „Welche erstaunliche Menge von Büchern, und wie Wenig weiß man!“ rief der Philosoph aus. „Aber ich bin nicht darum, sondern um Ihretwillen gekommen. Nur Ihre Meinungen will ich wissen, nicht was in diesen schönen Särgen ist.“

Diese gelegentlichen geselligen Freuden ließen jedoch Lessing nur um so schmerzlicher seine Vereinsamung empfinden. Bisher hatte er sich wenigstens einer guten Gesundheit erfreut, aber jetzt begann auch diese zu wanken. Besonders sein Gesicht nahm ab, so daß er oft weder lesen noch schreiben konnte; auch litt er an Kopfschmerzen und Athmungsbeschwerden, die ihn nöthigten, häufig aufzustehen und Spaziergänge im Freien zu machen. Zu Zeiten war ihm sein Amt gänzlich verleidet, und er sprach mit schneidender Bitterkeit von dem „verwünschten Schlosse“, an das er gebannt sei.

Wäre er noch „der Sperling auf dem Dache“ gewesen, so hätte er gewiß sein Joch wieder abgeschüttelt, ehe er noch die „Emilia Galotti“ geschrieben. Zu dieser Zeit jedoch hatte er ein Band geknüpft, das es ihm minder leicht, als früher, machte, bestehende Verhältnisse zu zerreißen und ins Weite zu fliegen. Er hatte sich mit Eva König, der Wittwe seines in Venedig verstorbenen Hamburger Freundes, verlobt.

Sie war eine geborene Heidelbergerin, und, nach den glaubwürdigsten Ermittelungen, sieben oder acht Jahre jünger, als Lessing. Einer seiner Biographen hat erweisen wollen, daß Lessing schon bei Lebzeiten König's eine tiefe Neigung für sie gehabt habe; aber das heißt ihn mit aller Gewalt zu einem Romanhelden machen wollen. Seine Unrast und der Ton seiner Briefe in jener Zeit läßt sich ohne die geringste Bezugnahme auf eine hoffnungslose Leidenschaft erklären; und es ist eine abenteuerliche Behauptung, daß er die Stelle der „Dramaturgie“ über die Liebe Juliens und Romeo's nicht hätte schreiben können, ohne in jenem Augenblicke selbst verliebt zu sein. Daß er jedoch, als er Hamburg verließ, mehr als bloße Freundschaft für Frau König empfand, beweist jede Zeile des ersten Briefes, den er ihr nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel schrieb. Derselbe beginnt mit der schlichten Anrede „Meine liebste Madam“; aber es gab nur Eine Frau, an die er hätte schreiben können: „Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren; und wenn es wirklich

Digitized by Google

geschähe, was hätte ich Sie da nicht Alles zu fragen! . . . Reisen Sie noch diesen Sommer? Ich käme Ihnen funfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreiseten und ich unglücklicher Weise nicht hier wäre." In demselben Briefe erkundigt er sich zärtlich nach ihren Kindern, und fügt hinzu: „Es ist Alles itzt so weitläufig und öde um mich, daß ich zu mancher Stunde gern Viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg Etwas um mich zu haben."

Von dieser Zeit an bis zu ihrer Heirath unterhielten sie fast sechs Jahre lang eine regelmäßige Korrespondenz. Es ist unmöglich, sich Briefe zu denken, die von den Ergüssen gewöhnlicher Liebender weiter entfernt sind. Nirgends treffen wir Anspielungen auf mysteriöse Geheimnisse des inneren Lebens; nirgends werden Beiwörter auf Beiwörter gehäuft, um eine glühende Leidenschaft auszusprechen. Oftmals unterhalten die beiden Korrespondenten einander mit harmlosem Geplauder über gemeinschaftliche Bekannte; und wenn sich das Gefühl einmal Luft macht, wird es bald wieder gedämpft, als hätten seine Aeußerungen kein Recht, bestimmte Grenzen zu überschreiten, oder nur einen Augenblick an Empfindsamkeit zu streifen. Dennoch wird nur ein sehr stumpfsinniger Leser in diesen einfachen, anspruchslosen Briefen einen Hauch echter Poesie vermissen. Frau König hatte augenscheinlich viel Aehnlichkeit mit Lessing selbst. Gleich ihm war sie offenherzig, aufrichtig, unabhängig, immer bereit, für die, welche sie liebte, Opfer zu bringen, aber zurückschreckend vor jeder Schaustellung tiefen Gefühls. Sowohl seine wie ihre Worte lassen Mehr errathen, als sie direkt aussprechen; eine schlichte Redewendung hat bei ihnen oft einen bedeutsameren Sinn, als die verzückten Rhapsodien demonstrativerer Naturen. So verlieren wir nie das Gefühl, daß wir hier braven und edlen Gemüthern begegnen, welche die großen Erfahrungen des Lebens lieber als selbstverständlich annehmen, oder sie jedenfalls lieber durch leise Andeutungen, als durch schwungvolle Betheuerungen, verkünden. Lessing's Briefe haben den ganzen Zauber seines freien und lebendigen Stils, und die Eva König's sind mit der Anmuth und Lebhaftigkeit einer klugen und wahrhaft gebildeten Frau geschrieben.

Gegen Ende Juni 1770 verbrachten sie und ihr Bruder einige

Digitized by Google

Wochen in Pyrmont, und auf der Rückreise besuchten sie Lessing in Wolfenbüttel. Ihr Mann hatte sein großes und ausgedehntes Geschäft gänzlich ihrer Sorge hinterlassen, und da sie eine verständige, energische und taktvolle Person war, hatte sie unbedenklich die Verwaltung desselben übernommen. Im August mußte sie nach Wien reisen, und unterwegs kam sie durch Braunschweig, wo Lessing sie herzlich begrüßte. Mehrere Briefe wurden auf der langen Reise zwischen ihnen gewechselt, denn sie hielt sich in München und anderen Städten einige Zeit auf; und als sie Wien erreichte, wo sie ungefähr sechs Monate lang blieb, ward der schriftliche Verkehr ununterbrochen fortgesetzt. Nirgends ist direkt von Liebe die Rede; aber man sieht leicht, daß es keine bloßen Freundschaftsbriefe mehr sind. Obschon Frau König einen lebhaften Humor besaß und oftmals in einem aufgeräumten, heiteren Tone schrieb, war sie Anfällen von Muthlosigkeit unterworfen, und dann erschien ihr Alles in den schwärzesten Farben. Daran war zum Theil ihre Kränklichkeit schuld, und Lessing verräth die zärtlichste Besorgniß, daß sie ihre Gesundheit nicht nach Möglichkeit schone. Einmal schickt er ihr Pulver mit der Bemerkung: „Wenn sie Ihnen nur ein einziges Mal wieder Erleichterung verschaffen, so sind sie das Postgeld hundertfältig werth." „Aber," fügt er hinzu, „warum wollen Sie nicht lieber, meine beste Freundin, ohne die Pulver gesund sein? Wahrlich, Sie dürfen nur vergnügt sein, und die Gesundheit findet sich von selbst. Und vergnügt wird man unfehlbar, wenn man sich nur immer vorsetzt, vergnügt zu sein. Sollte denn Nichts in der Welt sein, was Ihnen das Leben von Neuem angenehm machen könnte? Und wenn so Etwas noch ist, so denken Sie nur an das, und Sie werden vergnügt und werden gesund sein." „Ist was," antwortet sie, „das zu meiner Ermunterung, die Sie mir so fleißig empfehlen, beitragen kann, so ist es die Aufmerksamkeit, die Sie mir beweisen." In Wien ward sie Anfangs von der Erinnerung an frühere Besuche unter ganz anderen Umständen überwältigt. „Seitdem ich hier bin," schrieb sie bald nach ihrer Ankunft, „bin ich wieder in derselben Gemüthsverfassung, wie in Pyrmont. So wie mich Einer anredet, habe ich Thränen in den Augen; was mich besonders gestern, da ich bei Herrn von Wagener speisete, nicht wenig verlegen machte. Wie kann es aber anders sein?

Alles erinnert mich an meine vergangene Glückseligkeit. Sogar die Fabrik, wie ich die heute besuchte, statt daß sie mich hätte freuen sollen, weil sie völlig gut, und aufs beste eingerichtet ist, hat mich niedergeschlagen gemacht. Sie haben völlig Recht, Alles hat seine Zeit: allein steht es bei uns, diese Zeit zu bestimmen? Glauben Sie nur, daß ich mir alle Mühe gebe, mich aufzuheitern. Was vermag ich weiter?"

Aus einem Briefe an seinen Bruder Karl ersehen wir, daß seine eigenen Verhältnisse ihn um diese Zeit aufs äußerste beunruhigten und verstimmten. „Ich habe es," klagt er, „Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, als jetzt; und diese Nothwendigkeit hat, natürlicher Weise, sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe. Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert; was ich mehr aus mir selbst ziehen muß, als aus den Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich sage Dir dieses, damit Du Dich nicht wunderst, wenn ich, Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweiten Theil zum ‚Berengarius' schriebe."

Keine Spur seines unstäten Mißmuths findet sich in den zu dieser Zeit an Frau König gerichteten Briefen. Er versichert ihr sogar, daß er eine besondere Gabe besitze, die Dinge von der besten Seite anzusehen, und daß sie keine Ursache habe, seiner anders als eines glücklichen Menschen zu gedenken. Sie zweifelt jedoch daran, und räth ihm, mehr geselligen Umgang zu suchen, damit er nicht hypochondrisch werde.

Sie spielten gemeinschaftlich in der Lotterie, und in ihren Briefen finden sich zahlreiche Anspielungen auf diesen Umstand, obschon es ersichtlich ist, daß sie sich nur mit demselben beschäftigt, weil es ihrem Freunde Spaß zu machen scheint. Sie theilt ihm alle literarischen und Theater-Neuigkeiten aus Wien mit, die ihn interessiren können, und er berichtet ihr dafür, was er aus Hamburg hört. Einer dieser Berichte bezieht sich auf den Pastor Goeze, der, wie uns erinnerlich, zur Zeit von Lessing's Aufenthalt in Hamburg einen heftigen Streit über das Heidenverfluchungsgebet begann. „Der letztvergangene Bußtag in Hamburg," schreibt Lessing, „ist es gewesen, an welchem die Mine gesprungen. Goeze fragte bei dem Magistrate an, wie es mit dem streitigen Gebete gehalten werden sollte, und bekam zur Antwort, daß es bei Seite gelegt, und ein

anderes dafür gewählt werden sollte. Voller Verdruß hierüber bat er um Entlassung von seinem Seniorate, und erhielt sie sogleich. Man erzählt, seine Frau sei darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus schließen, daß ihm selbst die gesuchte Entlassung über alles Vermuthen gekommen. Aber nicht wahr, dieses ist daraus nicht zu schließen? Sondern Alles, was daraus zu schließen ist, ist dieses, daß sich natürlicher Weise eine Frau über den Verlust eines Titels nicht so leicht trösten kann, als der Mann. Wenn die Frau Seniorin auf einmal wieder Frau Pastorin werden soll, das ist keine Narrenspoſſe! Meinen Sie nicht?"

Auch über Klopstock wird gescherzt, der eine große Zahl von Frauen und Mädchen beredete, ihm beim Schlittschuhlaufen Gesellschaft zu leisten, und bei der Frau von Winthem einen empfindsamen Lesecirkel einrichtete, in den Frau König gewiß bei ihrer Rückkehr nach Hamburg sich sofort werde aufnehmen lassen. Sie antwortet: „Die Klopstock'schen Schrittschuhe- und Lesegesellschaften haben mich herzlich zu lachen gemacht. Meine Imagination stellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und ihn mitten darinnen voller Entzückung, indem er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunter rollen sah. Was ich aber befürchtete, war, daß er einigen nach Hause folgen, und da Entdeckungen machen möchte, die seine Zufriedenheit stören könnten. Was sagen Sie dazu, hatte ich Recht? Und habe ich Recht, wenn ich Sie bitte, sich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie Viel kosten; denn Klopstock nimmt gewiß lauter hübsche Frauen auf — und am Ende möchte ich doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen."

In demselben Briefe, der im März 1771 auf der Rückreise in Augsburg geschrieben ist, klagt Frau König über das sociale Elend in Baiern. In München liefen Einem ganze Familien nach, und schrieen, man möge sie doch nicht verhungern lassen, und auf einem Dorfe hätten gewiß achtzig Bettler ihren Wagen umdrängt, und sich kaum durch die drohende Peitsche des Postillons verjagen lassen.

In Braunschweig verweilte sie einige Tage, und wenn auch noch kein festes Verlobungsband zwischen ihnen geknüpft wurde, scheint doch ihr gegenseitiges Verhältniß wärmer und inniger geworden zu sein. Die bisherige Anrede „Meine liebste Madam!" und „Mein lieber

Herr Lessing!" verwandelt sich in „Meine liebste Freundin!" und „Mein lieber Freund!" Trotzdem sprachen ihre ersten Briefe aus Hamburg, vom 4. und 7. Mai 1771, einen Zweifel daran aus, ob ihm wirklich eine Fortsetzung ihrer Korrespondenz erwünscht sei. „Denn Sie forderten," schreibt sie, „außer einer Nachricht, die sich noch sehr in die Länge ziehen kann, keine Briefe von mir. Wenn Sie also weiter welche von mir haben wollen, so müssen Sie mir erst diesen Verdacht benehmen, und ist er ungegründet, so schreiben Sie ihn meinen hypochondrischen Umständen zu, die mich sehr oft täuschen." Lessing war über dies Mißverständniß erstaunt. „Ist es nur möglich," erwiderte er, „daß Sie mich so falsch verstehen können? Ich sollte keine Nachricht von Ihnen erwarten, keine Nachricht von Ihnen wünschen — als nur über den einen Punkt? Und warum sollte mich denn dieser eine Punkt interessiren, wenn mir nicht jede Kleinigkeit, die Sie betrifft, eben so interessant wäre? Ich habe freilich, leider, Briefe genug zu schreiben . . . und was kann ich für Lust haben, an Leute zu schreiben, mit denen ich nur sehr selten Lust haben würde, zu sprechen? Wie wenig aber das mein Fall bei Ihnen ist, das müßten Sie ja wohl von Ihrem Aufenthalt in Braunschweig wissen, wenn Sie es auch sonst nicht wissen könnten. Wie sehr habe ich Sie immer da belagert gehalten! Und immer ist es mir zu spät eingefallen, daß ich Ihnen überlästig sein müsse." Diese Versicherung war so beruhigend, daß Frau König sofort in glücklichster und vertrauensvoller Stimmung antwortete, und sich in allerlei heiteren Scherzen erging.

Es war ein Zeichen der wachsenden Zärtlichkeit ihrer Gefühle für einander, daß Lessing seine Freundin jetzt allmählich einen Blick in den gedrückten und niedergeschlagenen Zustand seiner Seele thun ließ, während er bisher ihr gegenüber eine so gelassene Zufriedenheit an den Tag gelegt hatte. „Ich danke Ihnen recht sehr," antwortet sie ihm auf eine trübe Aeußerung, „für den Antheil, den Sie an meiner Gesundheit nehmen. Aber glauben Sie nur, daß ich eben so viel Antheil an Allem nehme, was Sie betrifft, und daher nicht wenig unruhig bin, weil Sie mir in Ihrem letzten Brief so mißvergnügt schienen. Was kränket, was ärgert Sie? Wenn Sie wirklich so sehr mein Freund sind, als ich es wünsche und mir vorstelle, so sagen Sie es mir. Ich will mir indessen,

Digitized by Google

wo möglich, einbilden, daß es die Grille einer einsamen Stunde gewesen ist."

Es war jedoch viel Mehr. Fast alle Briefe, die aus dieser Zeit erhalten sind, bezeugen, daß er im Sommer 1771 höchst unglücklich war: körperlich leidend, geistig verstimmt, nach Befreiung von dem Joche lechzend, das ihn an unerfreuliche Arbeit fesselte. „Der Bücherstaub," schrieb er am 6. Juni d. J. an Gleim, „fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser seiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weise verloren habe." Vier Wochen später klagte er seinem Bruder Karl: „Ich bin, seitdem ich Dir das letzte Mal geschrieben, auch nicht einmal im Stande gewesen, mich mit theologischem Unsinn abzugeben, geschweige, daß ich etwas Gescheiteres vorzunehmen fähig gewesen wäre. Selbst diesen Brief schreibe ich wie halb im Traume. Ich habe schlechterdings die ganze Zeit über meine Gedanken nicht eine Viertelstunde auf die nämliche Sache fixiren können, und jede Zeile, die ich, auch nicht zum Drucke, schreiben müssen, hat mir Angstschweiß ausgepreßt. . . . Ich komme hier zu keinem Menschen, und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe."

Fast zwei Monate lang war er selbst nicht im Stande, an Diejenige zu schreiben, an die zu denken jetzt der einzige Sonnenblick seines traurigen Lebens war. „Ich bin," schrieb er ihr endlich am 29. Juli, „in allem Ernste seit sechs Wochen so krank gewesen, als nur immer ein Mensch sein kann, der nicht im Bette und nicht auf den Tod liegt. Bei jeder Zeile, die ich anfing, trat mir der Angstschweiß vor die Stirne, und ich verlor alle Gedanken. Ich könnte Ihnen mehr wie Einen Brief an Sie mit beilegen, die ich alle auf der ersten halben Seite wieder abbrechen müssen. Nach dem Pyrmonter Brunnen, den ich gestern beschlossen, nachdem ich ihn 18 Tage getrunken, scheinet mir ein wenig besser zu werden. Aber doch nur ein wenig."

Er hatte ihr bei dem Abschiede in Braunschweig versprochen, zum Herbst einen Ausflug nach Hamburg zu machen, und dies war

Digitized by Google

Digitized by Google

die einzige Aussicht, die ihn vor Verzweiflung bewahrte. Eva König sah seinem Besuche mit nicht geringerer Freude entgegen. Am 10. August, als sie den eben erschienenen Band seiner Lieder und Epigramme gelesen hatte, schrieb sie ihm: „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längst gehegten Meinung, Sie seien ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärket. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen! Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestrafet werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden."

Anfangs September traf er in Hamburg ein, und nahm, auf Frau König's Bitte, seine Wohnung nicht in einem Gasthofe, sondern in ihrem Hause. Endlich kam es zwischen ihnen zu einer definitiven Verständigung. Sie hatten allmählich die Erfahrung gemacht, daß sie einander zu ihrem gegenseitigen Glück unentbehrlich seien, und jetzt schlossen sie ein festes Verlöbniß, wenn auch nur in aller Stille. Ihre Liebe hatte nicht die Gluth einer ersten jugendlichen Leidenschaft, denn Beide hatten das Leben vielfach erprobt, und spannten ihre Erwartungen nicht mehr über das Maaß des Möglichen hinaus. Aber ihr Gefühl für einander war tief, aufrichtig und wahr; es war auch von jeder unedlen Selbstsucht frei, und befähigte sie, mit Hoffnung und Muth den Prüfungen und Sorgen der Zukunft ins Auge zu sehen.

Leider waren sie nicht in der Lage, an baldige Heirath denken zu können. Sein Einkommen reichte nicht einmal für seine eigenen Bedürfnisse aus, und sie hatte kürzlich zu ihrer Bestürzung erfahren, daß die Geschäfte ihres Mannes nicht in so günstiger Verfassung waren, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte. Die Hochzeit sollte daher, um ihrer Kinder willen, verschoben werden, bis sie ihre Affairen in befriedigender Weise geordnet haben würde.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte in Hamburg machte Lessing jenen Abstecher nach Berlin, bei Gelegenheit dessen er die „Emilia Galotti" zu vollenden versprach. Hier meldete ihm seine Ver-

Digitized by Google

lobte den Tod ihrer Mutter. Der Brief, in welchem er sein Beileid aussprach, ist voll warmer und herzlicher Theilnahme. Derselbe beginnt mit der Anrede: „Meine liebste, beste, einzige Freundin!“ — sonst aber erlaubt er sich niemals so viele zärtliche Beiwörter. In all' seinen späteren Briefen schreibt er einfach: „Meine Liebe!“ und sie antwortet mit „Mein lieber Freund!“ oder „Mein liebster Freund!“

Acht Tage darauf war er wieder in Hamburg, wo er den größten Theil des Oktobermonats verbrachte. Der erste Brief, den Eva König nach seiner Abreise an ihn richtet, zeugt von der neuen Phase, in die ihr Verhältniß getreten ist. Sie ist überzeugt, daß er ihr gleich nach seiner Ankunft in Braunschweig schreiben wird. „Dies haben Sie doch wohl gewiß gethan? O ja, Sie haben es gethan. Sie wissen ja, daß meine ganze Ruhe davon abhängt. — Nicht wahr? Sie sind überzeugt, ob Sie gleich zuweilen daran zu zweifeln scheinen, daß ich Sie über Alles liebe, über Alles hochschätze, und kein Glück mehr für mich in der Welt ist, wenn ich es nicht mit Ihnen theilen soll. Möchten doch alle die Hindernisse, die uns trennen, gehoben werden können, wie wollte ich der Verziehung mit freudigem Herzen danken!“

Lessing kehrte neu gekräftigt nach Wolfenbüttel zurück, und eine Zeitlang schien die Liebe seine Seele von der Last befreit zu haben, unter welcher er Monate lang so verzagt einher geschlichen war. „Ich bin nicht allein in Braunschweig glücklich angekommen,“ schrieb er am 3. November seiner Verlobten, „sondern sitze nun auch schon wieder seit zwei Tagen auf meiner Burg in Wolfenbüttel, und bin gesund und vergnügt. Freilich würde ich unendlich vergnügter sein, wenn meine Einsamkeit durch den Umgang der einzigen Person belebet würde, nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzet habe. Aber schon die Hoffnung, daß mir dieses Glück noch aufgehoben, macht mich vergnügt; und soll man darum mißvergnügt sein, weil man nicht so vergnügt ist, als man zu sein wünschet?“ „Ich gehe jetzt,“ schrieb er ein paar Wochen später, „des Abends manche schöne halbe Stunde in meinem Zimmer auf und nieder, und denke an Nichts, als an Sie. Mit meinen Augen will es so recht doch noch nicht fort; und ich kann sie auf keine bessere Weise schonen, als wenn ich mich, anstatt sie anzustrengen,

Digitized by Google

in Gedanken mit Ihnen unterhalte. Malchen, Engelbert und Fritz [ihre Kinder] sind doch wohl und munter? Ich umarme Sie mit ihnen allen tausendmal."

Der Plan, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu errichten, ward um diese Zeit wieder aufgenommen, und man ließ sich bei Lessing erkundigen, ob er unter vortheilhaften Bedingungen einen Ruf dorthin annehmen würde. Bei den Verhandlungen kam schließlich Nichts heraus; aber sie wurden viele Monate fortgesetzt, und während der ganzen Zeit hoffte er mehr oder minder auf einen glücklichen Ausgang. So wirkten mancherlei Umstände zusammen, ihm frischen Lebensmuth einzuflößen, und man erkennt ihren Einfluß in den ersten Scenen der „Emilia Galotti", wo die Phantasie augenscheinlich einen fesselosen Aufschwung nahm.

Nur Eins störte seinen Frieden, aber dies Eine betraf leider seine theuersten Herzensinteressen. Frau König befand sich jetzt in ernstlicher Sorge; denn bald nach seiner Abreise erfuhr sie, daß ihre Angelegenheiten, statt eine bessere Wendung zu nehmen, in fast aussichtslose Verwirrung gerathen waren. Man schrieb ihr aus Wien, daß die Fabriken, wenn nicht ferneres Kapital hineingesteckt würde, geschlossen werden müßten, und es stand zu befürchten, daß ihre Mittel nicht ausreichen würden, die Ansprüche der Gläubiger zu decken. Sie war in Verzweiflung, sie arbeitete Tag und Nacht, um Ordnung in den anarchischen Zustand zu bringen, und nur der Gedanke an Lessing gewährte ihr Trost. „Ich wollte gerne," schrieb sie, „in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brot essen, wenn ich nur aus dem Labyrinth einmal heraus wäre!" Lessing nahm diese Worte in vollem Ernste auf. „Wenn Sie," antwortete er, „lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch an Etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen." In diesem Fall wollte er die Wiener Vorschläge ablehnen und auf die Dauer in Wolfenbüttel bleiben. „Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir ihr Wort zu halten."

Ihre Entgegnung zeigt, wie würdig sie der Liebe des großen Mannes war: „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens kann ich ruhig zurücke denken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach

Digitized by Google

genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an Allem genommen haben, was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt thun, ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich: bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie; noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubt Ihnen nicht, sie zu mißbilligen; nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränket. Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Fall nicht so handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie sich durch mich in Ihrem Plan nicht irre machen lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten."

Sie erleichterte sich ihre Arbeiten etwas, indem sie die Hilfe eines Geschäftsmannes in Anspruch nahm, der ihr zur Seite stand, bis sie nach Jahren voll Sorge zu einem endgültigen Arrangement gelangte. Allein Anfangs 1772 ward ihre Anwesenheit in Wien durchaus nöthig, und im Februar traf sie mit ihrem sie begleitenden Schwager auf der Durchreise in Braunschweig ein, wo Lessing die ersten beiden Monate dieses Jahres verbrachte. Der Besuch dauerte nur zwei Tage, aber es waren Tage des innigsten Glückes.

Der erste Brief, den sie ihm von der Reise aus schrieb, giebt ein ergötzliches Bild von den Beschwerden, denen Reisende in damaliger Zeit ausgesetzt waren. In Rattelsdorf, einem Dörfchen unweit Bamberg's, mußte man fünf Tage liegen bleiben, weil das hoch angeschwollene Wasser des Mainflusses den Uebergang verhinderte. Tags zuvor waren zwei Pferde vor ihrem Wagen gefallen; in 36 Stunden zerbrachen zwei neue Achsen und zwei Stangen, und die Pferde gingen durch und brachten die Reisenden ein Mal über das andere in die höchste Lebensgefahr. Die humoristische Weise, in der Frau König all' diese Unfälle schildert, zeigt uns, daß sie einen lebhaften Sinn für das Komische besaß, welcher

Digitized by Google

das beste Schutzmittel gegen Empfindelei und, wenn sich tiefere Eigenschaften damit verbinden, ein Quell steter Frische und Jugend ist.

Als sie nach Wien kam, ward sie sofort in ein Meer von Sorgen hinein gerissen; und drei kummervolle Jahre hindurch mußte sie, von ihren Kindern und dem Manne ihres Herzens getrennt, sich unausgesetzt abarbeiten, in der Hoffnung, mit Ehren zu einem Arrangement zu gelangen. Zuweilen gab sie fast alle Hoffnung auf, und ihre Gesundheit schien oftmals ganz zusammen zu brechen. Dabei hatte sie nicht einmal den Trost, Lessing gefaßt und glücklich zu wissen; im Gegentheil, er versank immer tiefer in Mißmuth und Melancholie.

Als sie abgereist und die Aufregung des Schaffens an der „Emilia Galotti" vorüber war, und die Wiener Aussichten sich als eitel erwiesen, begann die Einsamkeit in Wolfenbüttel wieder ihre lähmende Wirkung zu üben, und er sah kein Mittel, sich seiner drückenden Schuldenlast zu entledigen. Im Laufe des Sommers 1772 ward er immer muthloser. „Wahrlich, meine Liebe," schrieb er am 27. Juni, „Sie mögen mir von der Freude, die Ihnen meine Briefe machen, sagen, was Sie wollen, so kömmt sie doch sicherlich nicht der Freude bei, die mir Ihre Briefe verursachen. Wer hiernächst von uns Beiden itzt am meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter Nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel, — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei — das Alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines gesunden Aussehens, und ich möchte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?"

Digitized by Google

Der Zufall fügte es, daß Frau König in Wien die Bekanntschaft jener Schauspielerin machte, welche als Fräulein Lorenz dereinst während Lessing's Studentenzeit eine flüchtige Herzensneigung in ihm erweckt hatte. Frau König fand Gefallen an ihr; aber Lessing schreibt sehr kühl über seine ehemalige Flamme. Die „Emilia Galotti" ward im Juli 1772 wiederholt in Wien aufgeführt. Der Kaiser wohnte zwei Vorstellungen bei, und lobte das Stück sehr. „Das muß ich aber auch gestehen," fügte er hinzu, „daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie so viel gelacht habe." Man begreift dies, wenn man liest, was Frau König in ihrem Bericht über die Aufführung des Stückes u. A. von dem Darsteller des Prinzen, dem Schauspieler Stephanie, erzählt: „Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt die Zunge lang mächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist." „Der abscheuliche Kerl!" antwortet Lessing. „Und das Alles lassen sich die Wiener so gefallen?"

Drei Monate verstossen jetzt, ehe Lessing wieder von sich hören ließ, und er wundert sich selbst, wie er so lange habe schweigen und die geliebte Frau in so große Unruhe versetzen können. „Aber, werden Sie fragen, woran lag es denn nun? An tausend und tausend Dingen, die all' so klein sind, daß sie sich gar nicht erzählen lassen; die aber doch zusammen genommen so eine außerordentliche Wirkung auf mich gehabt haben, daß ich, um Wenig zu sagen, die ganze Zeit über, die ich Nichts von mir hören lassen, so gut als gar nicht gelebt habe. Nicht daß ich etwa krank gewesen, ob ich mich schon auch nicht gesund befunden. Ich bin schlimmer als krank gewesen: mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und wider die ganze Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen. . . Sie wissen, meine Liebe, was ich Ihnen oft gestanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ohne Umgang schlafe ich ein, und erwache bloß dann und wann, um eine Sottise zu begehen." Dann entwickelt er einen Plan, durch dessen Ausführung er ein Wiedersehen zu ermöglichen gedenkt. Während des Sommers hatte er die Riesenarbeit einer gänzlichen Neuordnung der Bibliothek in Angriff genommen. Er

hofft, dieselbe mit Aufbietung all' seiner Kräfte im Laufe des Winters zu beenden. Dann will er, unter dem Vorwande, sein Projekt einer Reise nach Italien zur Ausführung zu bringen, Urlaub nehmen und nach Wien gehen, um sich zu überzeugen, obsich dort keine endgültige Anstellung für ihn finden lasse. Es wurde jedoch Nichts daraus. Am Ende des Winters befand er sich immer noch in Wolfenbüttel, und die Umordnung der Bibliothek mußte er aufgeben, weil er erkannte, daß sie über seine Kräfte ging.

So sehr das einsame Leben Lessing zuwider war, beweist doch ein Brief vom Anfang 1773, daß die Laufbahn eines Höflings ihm noch weniger zugesagt hätte: „Seit acht Tagen habe ich wohl müssen unter Menschen sein. Zum neuen Jahre bin ich in Braunschweig bei Hofe gewesen, und habe mit Andern gethan, was zwar Nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt. Der einzige Wunsch, bei dem ich diese Zeit über an Etwas dachte, war — — Ach! Sie wissen ihn gar wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für Sie und mich kommen?" An einer anderen Stelle sagt er, er „gehe zu Hofe, als werde er dorthin geprügelt." Um zu würdigen, wie Viel in diesem Verhalten gegen „die Großen", diesem Abscheu gegen leere Formen, die seine Selbstachtung verwundeten, liegt, müssen wir uns erinnern, wie unterwürfig sich damals selbst die größten Geister Deutschlands benahmen. Klopstock und Wieland fanden ihre Lust darin, sich fürstlichen Personen angenehm zu machen, und Jedermann kennt die Rolle, welche Goethe in Weimar spielte. Lessing fühlte sich nur in einer geistigen Atmosphäre glücklich, in der er frei athmen und sich frei bewegen konnte.

Im Februar 1773 erhielt Frau König endlich einen heiteren Brief. Lessing war zu dieser Zeit vierzehn Tage in Braunschweig gewesen, wohin ihn der Erbprinz ausdrücklich berufen hatte. Es war dort vor Kurzem ein Hofrath gestorben, dessen Geschäft es gewesen war, den Herzog vornehmlich in Sachen zu berathen, welche die Geschichte und die Rechte des Hauses betrafen. Der Erbprinz trug ihm dies Amt, mit Beibehaltung des Bibliothekariats, an, und versprach, ihn so dabei zu stellen, daß er sich mit möglichster Zufriedenheit dauernd in dortigen Staatsdiensten fixiren könnte. Nur müsse er

Digitized by Google

dann auch wirklich in Braunschweig bleiben, und sein Projekt, „noch in der Welt viel herum zu schwärmen", aufgeben. „Durch diese Stelle," sagte er, „bekommen Sie bei uns einen Fuß auf Alles, und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie in Ihrer gegenwärtigen Karrière bleiben oder eine andere einschlagen wollen." Zum Unglück mußte der Prinz vor gänzlichem Abschlusse der Angelegenheit unvermuthet eine Reise antreten, aber Lessing spricht seine Ueberzeugung aus, daß in wenigen Wochen sein künftiges Schicksal sich wahrscheinlich auf immer entscheiden werde.

Eine bittere Enttäuschung stand ihm bevor. „Ich möchte rasend werden!" begann er nach sechs Wochen seinen nächsten Brief. „Ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite läßt man mich ausdrücklich kommen, thut, wer weiß wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von Etwas die Rede gewesen wäre. Ich bin zweimal seitdem wieder in Braunschweig gewesen, habe mich sehen lassen, und verlangt zu wissen, woran ich wäre. Aber keine, oder doch so gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verschworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunschweig zu setzen, bis man eben so von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, als man sie angefangen hat. Bringt man sie aber nicht bald zu Ende, so soll mich sodann auch Nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke überall so Viel wieder zu finden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wieder fände — lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen!"

Es war ein jammervolles Spiel, das dieser eitle und gedankenlose Prinz mit einem der erhabensten Geister des Jahrhunderts trieb. Ein Wort von ihm hätte genügt, um Lessing von quälenden und erdrückenden Sorgen zu befreien; aber trotz seines bestimmten Versprechens hielt er das Wort zurück. Vermuthlich war er einen Augenblick durch den Gedanken beunruhigt worden, einen Mann zu verlieren, dem er seinen Ruf als edelmüthiger Förderer der Wissenschaft verdankte, schlug sich aber die Angelegenheit aus dem Sinne, so bald er erfuhr, daß diese Unannehmlichkeit nicht unmittelbar in Aussicht stehe. Lessing war aufs tiefste über diese rücksichtslose Behandlung empört und gedachte, nachdem er ein Jahr lang vergeblich auf Entscheidung gewartet, seine Meinung dem Erbprinzen

„so bitter zu schreiben, als sie gewiß noch keinem Prinzen geschrieben worden". Mittlerweile hatte ihn nur der besonnene Rath seiner Verlobten abgehalten, einen übereilten Schritt zu thun. „Aber werde ich ihn," schrieb er, „auch nicht endlich thun müssen? Denn, bei Gott, ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß biegen oder brechen." Und als im Frühling 1774 ein Bruder der Frau König zum Professor in Heidelberg ernannt worden war, erklärte Lessing seine Bereitwilligkeit, einen ähnlichen Ruf dorthin anzunehmen, so geringschätzig er auch von jeher über eine solche Thätigkeit geurtheilt hatte. Seine Stimmung ward immer verdrießlicher; seine seltenen Briefe aus dieser Zeit klingen wahrhaft verzweiflungsvoll; selbst an Frau König schrieb er nur noch in langen Zwischenräumen, und im Jahre 1774 verstrichen neun Monate, ohne daß er ihr eine Zeile zukommen ließ. Sie ward traurig und besorgt, und bat ihn wiederholt, ihr zu sagen, ob sie daraus schließen solle, daß er sie vergessen habe, oder sie zu vergessen wünsche. Zuweilen stoßen wir auf Aeußerungen von fast cynischer Bitterkeit. „Du wirst diese Messe Nichts von mir lesen," schrieb er im April 1774 seinem Bruder Karl; „denn ich habe den ganzen Winter Nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlem Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Gegen Ende 1774 erntete Frau König die Frucht ihrer langen Mühen. Sie konnte Lessing melden, daß sie ihre Geschäfte glücklich abgewickelt habe und bald nach Hamburg zurückkehren werde, nachdem sie aus den Trümmern ihres Vermögens so Viel gerettet, um sich und ihren Kindern ein kleines Kapital zu sichern. Er antwortete ihr am 10. Januar 1775 in einer Weise, die seine völlige Muthlosigkeit erkennen läßt: „Sie wollen es selbst nicht, meine Liebe, daß ich es Ihnen mit Worten viel betheuern soll, wie sehr ich mich freuen werde, Sie wieder zu sehen. Wenn ich anders noch weiß, was sich freuen heißt! Gesund werden Sie mich finden, und gesunder, als ich leider vermuthen darf, Sie zu finden; ich scheine also auch meinen Bekannten so vergnügt, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen. So weit bin ich schon, daß ich sehe,

Digitized by Google

alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll! Entziehen Sie mir nur, meine Liebe, Ihre gute Meinung nicht."

Fast unmittelbar nach der Absendung dieses Briefes beschloß er plötzlich durch einen glücklichen Impuls, einen Scenenwechsel herbei zu führen; und wenige Wochen darauf war er auf dem Wege nach Leipzig. Dort blieb er zwei Tage, und besuchte seinen alten Freund Weiße, der ihm zwar durch sein Verhalten bei den Klotzischen Händeln etwas entfremdet war, mit dem sich aber das frühere Verhältniß bis zu einem gewissen Grad wieder herstellte. Eine kleine Anekdote zeigt, daß Lessing, trotz aller Sorgen, seinen Humor nicht gänzlich eingebüßt hatte. Der Principal einer dort gastirenden mehr als mittelmäßigen Schauspielergesellschaft glaubte Lessing ein Kompliment dadurch zu machen, daß er „Miß Sara Sampson" aufführen ließ. Ein Leipziger Gelehrter frug ihn, ob er nicht der Vorstellung beiwohnen wolle. „Behüte der Himmel!" sagte Lessing. „Warum nicht? Es ist doch Ihr Kind. Freilich werden Sie es ein wenig zerlumpt finden; aber was schadet das? Man sieht sein Kind auch zerlumpt gern." „Das wohl," erwiderte er; „aber, Herr, wenn ich's nun am Galgen finde?"

Von Leipzig ging Lessing nach Berlin, wo er sich vierzehn Tage bei seinem Bruder Karl und im Kreise seiner Freunde aufhielt. Dann eilte er über Dresden nach Wien, wohin der kaiserliche Gesandte am preußischen Hofe ihm warme Empfehlungsbriefe mitgegeben hatte. Aus dem Schreiben, in welchem er Eva König seine bevorstehende Ankunft mittheilt, geht hervor, daß mehr der Gedanke an sie, als die Aussicht einer Anstellung in Wien, ihn zu der „abenteuerlichen Reise" veranlaßt hatte. „Wenn ich doch nun fliegen könnte!" schrieb er ihr aus Dresden, wo er einige Tage auf die formelle Erlaubniß des Herzogs zur Verlängerung seiner Reise warten mußte. Am 31. März langte er in Wien an, und sandte ihr sogleich von seinem Gasthofe aus ein kurzes Billet: „Ich hoffe, daß ich noch eher eingetroffen, als Sie mich erwartet. Urtheilen Sie daraus auf meine Sehnsucht, Sie zu umarmen . . . Vor allen Dingen lassen Sie mich mit einem Worte wissen, wann ich Ihnen nach Tische am gelegensten komme. Denn zu Ihnen muß doch nothwendig mein erster Gang sein, den ich in Wien mache."

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die italiänische Reise. — Lessing's Heirath.

1.

Als Lessing etwa zehn Tage in Wien verweilt hatte, traf Prinz Leopold, der jüngste Sohn des Herzogs von Braunschweig, zum Besuch bei seiner Verwandten, der Kaiserin Maria Theresia, dort ein. Er war ein vortrefflicher Jüngling, von offenem und edlem Charakter, und mit einer aufrichtigen Liebe für Kunst und Literatur. Da er von Wien aus einen kurzen Ausflug nach Oberitalien zu machen wünschte, bat er Lessing, ihn auf dieser Reise zu begleiten. So ungern derselbe sich aufs Neue von seiner Verlobten, mit welcher er die Rückreise in die Heimat hatte machen wollen, getrennt sah, glaubte er doch das Verlangen des Prinzen nicht abschlagen zu dürfen. Er hoffte durch solche Willfährigkeit gegen den Sohn seines fürstlichen Herrn seine Stellung in Wolfenbüttel zu verbessern. Auch sollte die Reise höchstens sechs bis acht Wochen dauern, und Lessing dachte, sie würde ihm wenigstens einen Vorschmack von Italien geben, wohin ihn seit so langer Zeit die Sehnsucht gezogen.

Für Eva König's Hoffnungen war diese nue Durchkreuzung der gemeinsamen Lebenspläne ein noch härterer Schlag. „Gott mag es Ihrem Prinzen Leopold verzeihen," schrieb sie an Lessing wenige Tage nach seiner Abreise, „daß er mich um Ihre Gesellschaft gebracht hat; ich verzeihe es ihm nimmermehr."

Während der Zeit seines Aufenthaltes in Wien hatte sie alle Ursache, auf ihren Verlobten stolz zu sein, denn er fand dort eine glänzende Aufnahme. „Nie ist noch ein deutscher Gelehrter," schrieb

der einflußreiche Staatsrath von Gebler an Nicolai, „hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden.“ Im Theater, wo man „Emilia Galotti“ gab, ward er mit dem lauten Ruf „Vivat Lessing!“ begrüßt. Die schriftstellerischen Kreise erwiesen ihm alle erdenkliche Ehre, und schon in den ersten Tagen ward er dem Kaiser Joseph und der Kaiserin-Wittwe Maria Theresia auf deren ausdrücklichen Wunsch vorgestellt. Letztere, auf die er augenscheinlich einen bedeutenden Eindruck machte, frug ihn um sein Urtheil über das Wiener Theater und den Stand der Literatur in Oesterreich. Er hatte von beiden eine sehr geringe Meinung, und gab ausweichende allgemeine Antworten, indem er sich damit entschuldigte, daß er sich bei der Kürze seines Aufenthaltes in Wien unmöglich schon genügend über die dortigen Verhältnisse habe unterrichten können. „Ich glaube Ihn zu verstehen,“ antwortete die kluge Frau. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe Alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht Viel ausrichten.“ Sie gab ihm beim Abschied ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter der Lombardei, Grafen Firmian in Mailand, einen durch Gelehrsamkeit und Bildung ausgezeichneten Staatsmann, mit.

Am 25. April trat Lessing die Reise mit dem Prinzen an. Sie gingen zunächst nach Mailand, wo sie am 7. Mai eintrafen. Noch an demselben Tage schrieb Lessing seinem Bruder, der Eintritt in dies Land seiner Jugendwünsche habe seinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon ganz wieder erneuert; so sehr gefalle ihm Alles, was er höre und sehe. Dennoch bedauerte er sehr, daß er die Reise in so vornehmer Gesellschaft unternommen; denn er ward überall mit dem Prinzen eingeladen, und mußte fast seine ganze Zeit mit Besuchen und Gastereien verbringen.

In Venedig erfuhr Lessing zu seinem Aerger, daß der Prinz nicht, wie beabsichtigt war, von dort aus nach Wien zurückkehren, sondern zunächst die Reise bis Florenz fortsetzen werde. „Das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgiebt!“ schrieb er an Frau König, die inzwischen nach Heidelberg abgereist war, und ihn dort bei ihren Verwandten erwartete. „Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie Einen einmal in

Digitized by Google

ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht." — Wir erinnern uns, daß Herr König in Venedig gestorben war. „Einer meiner ersten Gänge hier," berichtet Lessing, „ist nach St. Christoforo gewesen, um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich heraus gebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun. Wegen eines kleinen Denkmals, das Sie auf sein Grab noch müssen setzen lassen, mündlich ein Mehreres." In Betreff ihrer Gesundheit äußert Lessing große Besorgniß, und hofft, daß sie glücklich nach Hamburg zu ihren Kindern zurückgekehrt sein werde. „Ich bin den ganzen Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Prinzen; das glauben Sie mir doch wohl? Wenn mir das Opfer, das ich dem Prinzen gemacht habe, nicht auf andere Weise wieder ersetzt wird, so werde ich es zeitlebens bedauern. Denn wahrlich von der Reise selbst habe ich weder viel Vergnügen, noch viel Nutzen."

Acht Tage darauf, am 10. Juni, schreibt er aus Florenz. Da er seit dem Abschiede nur einen einzigen Brief von ihr erhalten hat, ist er in großer Sorge, daß sie ernstlich krank sei. Er glaubte von dort in nächster Zeit über Turin zurück zu kehren; statt dessen aber sollte die Reise fast acht Monate dauern, und erst auf der Heimreise im December erfuhr er indirekt, daß Frau König auf der Fahrt nach Hamburg durch Braunschweig gekommen. All ihre Briefe waren durch die Nachlässigkeit der Freunde, an die sie adressirt worden, unbefördert in Wien liegen geblieben. Während der ganzen Zeit ward er daher von der Angst gequält, daß sie sterbenskrank oder gar todt sei. Dieser Gedanke vergällte ihm jede Freude; da er keine Antwort erhielt, stellte er endlich selbst das Schreiben ein, und sein Schweigen machte seine Braut höchst unglücklich. Zuweilen fand sie eine kurze Notiz über ihn in den Journalen; einmal las sie, daß er in Rom sei, und den Winter dort zu verbringen gedenke. Zuletzt wähnte sie sich von ihm gänzlich verlassen. „Warum schreiben Sie mir denn gar nicht?" klagte sie am 5. November in einem Briefe aus Hamburg. „Haben alle

Digitized by Google

die vortrefflichen Sachen, die Sie gesehn, Ihre Seele so eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergessen haben? . . . Warum vernachlässigen Sie mich denn so ganz und gar? Vielleicht denken Sie jetzt wieder so, wie Sie schon einmal gedacht haben. Wollte Gott, ich könnte dann auch so denken!" —

Mitte Juli fuhr der Prinz mit seiner Reisegesellschaft von Livorno nach Korsika hinüber. Von diesem Ausfluge ist nur bekannt, daß derselbe nicht ganz drei Wochen in Anspruch nahm. Nach der Landung in Genua brach man sofort nach Turin auf, und dort begann Lessing eine Art von Reisetagebuch. Leider besteht dasselbe nur aus kurzen, unregelmäßig und flüchtig eingetragenen Notizen, die keine entsprechende Vorstellung von dem Eindrucke des Geschauten und Gehörten geben. Es genügt indeß, uns die Reiseroute erkennen zu lassen; und selbst aus diesen trockenen Bemerkungen ersehen wir, daß keine Seite der herrlichen Welt, die er so unvermuthet betreten hatte, gänzlich seiner Beachtung entschlüpfte. Er besucht fleißig die Gemäldegalerien, die Kunstsammlungen, die öffentlichen Bibliotheken; er schaut sich die wichtigsten Bauwerke an; er sucht die Bekanntschaft der hervorragenden Schriftsteller, kümmert sich um den Fortschritt der Literatur und Wissenschaft, und schenkt besonders dem Zustande des Theaters seine Aufmerksamkeit. Denina, welcher damals Professor in Turin war und später von Friedrich dem Großen nach Berlin berufen ward, gedenkt in seiner Geschichte der preußischen Literatur mehrmals seines Zusammentreffens mit Lessing, der ihm Gelegenheit geboten habe, seine ausgebreiteten Kenntnisse selbst in der italiänischen Literatur zu bewundern. So entdeckte Lessing u. A. beim Durchsehen einiger Manuskripte der Turiner Bibliothek in einem Kodex des Baptista Alberti ein bisher unbekanntes viertes Buch seines Werkes über die Malerei.

Anfangs September gingen die Reisenden von Turin über Alessandria, Pavia, Piacenza, Parma, Modena und Bologna nach Rom, das sie am 22. d. M. erreichten. Das Tagebuch bemerkt nur die Besuche der Kirchen und Alterthümer. Lessing nennt die St. Peterskirche und ihre vorzüglichsten Kunstwerke, die Fabrik der Mosaikgemälde hinter der Peterskirche, die Villa Medici, das Museum Clementinum, die vatikanische Bibliothek, das Kapitol mit dem dort befindlichen Museum, und die Kirche Maria degli Angeli.

Digitized by Google

Man erzählt, daß er eines Tages Stunden lang vergeblich gesucht wurde — endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon, in tiefe Betrachtung derselben versenkt. Er ward auch mit dem Prinzen dem Papste Pius VI. vorgestellt, und soll, nach dem Bericht eines Ungenannten, von dem ehrwürdigen Anblick des würdigen Greises und dem Gedanken an die gewaltige geistige Macht, welche derselbe ausübe, so ergriffen worden sein, daß er sich vor ihm nieder beugte, um dem heiligen Vater den Fuß zu küssen. Dieser jedoch habe lächelnd seinen Fuß zurückgezogen. Nach einem anderen Bericht stellte derselbe nur einige Fragen an ihn über die vatikanische Bibliothek. Dagegen heißt es in einer Biographie des Papstes Pius VI., daß dieser sich zwei Stunden lang mit Lessing unterhalten und ihn aufgefordert habe, eine Beschreibung von Rom und dessen Merkwürdigkeiten zu verfassen. Von dem Neffen des Papstes, dem Kardinal Duca di Nemi Braschi, erhielt Lessing, zur Erinnerung an ein inhaltsvolles Gespräch, ein kostbares, mit antiken Kameen besetztes Medaillon geschenkt.

Von Rom ging die Reise nach Neapel, wo man am 17. Oktober eintraf. Hier empfing der Prinz die Nachricht, daß er auf Verwenden seiner Mutter, einer Schwester Friedrich's II., zum Inhaber eines preußischen Regiments ernannt worden sei. In Folge dessen wurde unverzüglich die Rückreise auf dem nächsten Wege angetreten, und in München verabschiedete Lessing sich von seinem fürstlichen Reisegefährten.

Es ist tief zu beklagen, daß er keine Gelegenheit fand, der Welt irgendwie die Resultate dieser wichtigen Reise mitzutheilen. Hätte er den „Laokoon" vollendet, so würde diese Arbeit unzweifelhaft Zeugniß für seine außerordentlich erweiterte Kenntniß der antiken wie der modernen Kunst abgelegt haben; und die „Antiquarischen Briefe", welche er noch immer fortzusetzen gedachte, würden mit vielen neuen Ideen bereichert worden sein. Seine künftige Thätigkeit lag jedoch in einer ganz anderen Richtung, und wir müssen uns mit dem Glauben begnügen, daß, trotz seiner quälenden Unruhe um Diejenige, welche ihm jetzt Mehr als die ganze übrige Welt war, seine Reisen sein geistiges Leben vertieft und erfrischt hatten, und ihm Erinnerungen hinterließen, die ihm über manche bleierne Stunde seiner späteren Kämpfe und Sorgen hinweg halfen.

Digitized by Google

2.

Von München kehrte Lessing nach Wien zurück, wo er Eva König's Briefe vorfand. Er beantwortete sie in einer Weise, die allen Zweifel an der Tiefe und Fortdauer seiner Liebe für immer aus ihrer Seele verscheuchte. „Gottlob!" schrieb sie am 9. Januar 1776, „daß Sie die Reise glücklich überstanden, und ich Sie wieder in Deutschland begrüße, und zwar als einen lieben, getreuen Freund."

Er war entschlossen, während dieses kurzen zweiten Besuches in Wien Nichts mit „den Großen" zu thun zu haben. Um sich einer Einladung des Fürsten Kaunitz zu entziehen, reiste er sogar einige Tage früher ab, als er beabsichtigt hatte.

In Dresden nahm ihn der Kurfürst sehr freundschaftlich auf und unterhielt sich angelegentlich mit ihm über seine italiänische Reise. Als Lessing erwähnte, daß er ein geborener Sachse sei, sagte der Kurfürst, er habe das wohl gewußt, und fügte hinzu: wenn er einmal in sein Vaterland zurückkehren wolle, so sollte ihn dieser Schritt nicht gereuen. Dem Premierminister des Kurfürsten mußte er versprechen, wenn er jemals Wolfenbüttel verließe, nirgendwohin anders als nach Dresden zu kommen.

Zum letzten Mal in seinem Leben reiste er nach Kamenz, um dort einige Tage bei seiner alten Mutter zu verbringen, die ein Jahr darauf starb. Auch Berlin besuchte er zum letzten Mal. Ein Brief, den er am 11. Februar von dort aus an Eva König schrieb, zeugt von der düsteren Stimmung, die ihn ergriff, je mehr er sich der Heimat näherte. Er klagt, daß man ihn keinen Augenblick allein lasse, daß ihm die Kälte des deutschen Winters arg zusetze und ihn nur mit Schaudern an die Weiterreise denken lasse, und vor Allem beunruhigt ihn seine Zukunft. „Gott!" schließt er, „wann wird dieses Leben einmal aufhören! Wann werde ich einmal in Ruhe und Einsamkeit Ihnen und mir selbst leben können!"

Er hatte sich entschlossen, wo möglich, in Wolfenbüttel zu bleiben. Frau König hatte ihm beständig dazu gerathen, denn sie erkannte mit weiblichem Instinkte, daß ein Leben in direkter Berührung mit dem Hofe, wie er es in Wien oder Dresden hätte führen müssen, für seinen männlichen und unabhängigen Sinn durchaus ungeeignet sei, und sie selbst zog die Ruhe der kleinen Stadt bei Weitem dem geräuschvollen Treiben einer Residenz vor.

Digitized by Google

Aber er konnte nicht unter den alten Bedingungen dort bleiben. Seine Schulden waren noch unbezahlt, und sein bisheriges kleines Gehalt reichte nicht einmal für die täglichen Bedürfnisse aus. Er hatte sich daher vorgenommen, sofort bei seiner Rückkehr eine entscheidende Verständigung mit dem Herzoge oder dem Erbprinzen herbei zu führen.

Am 23. Februar traf er in Braunschweig ein, und drei Tage darauf schrieb er, daß er zwar bei Hofe sehr gnädig empfangen worden, daß aber noch Nichts in seiner Sache geschehen sei. „Ich werde also, wenn mir kein anderer Anlaß vorkömmt, noch acht oder vierzehn Tage ruhig warten, und sodann dem Herzoge gerade heraus schreiben, daß mich das gänzliche Derangement meiner Affairen nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da ich diese in Braunschweig nicht abzusehen wisse, ich genöthigt sei, um meinen Abschied zu bitten. Will man Etwas für mich thun, so wird man es auf diese Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freilich, so werde ich meinen Abschied bekommen! Ja, meine Liebe, an diese Zukunft kann ich nicht denken, ohne die Feder wegzuwerfen."

Seine Verlobte erschrak über diese Art, die Sache übers Knie zu brechen, und beschwor ihn, wegen „lumpichter tausend Thaler" doch keinesfalls seine Affairen gegen den Herzog für „völlig derangirt" anzugeben. Lieber möge er einfach um eine Erhöhung seiner Besoldung bitten, — ein Verlangen, das man gewiß nicht abschlagen werde, während ein förmliches Ansuchen um seinen Abschied sehr üble Folgen haben könne. Dieser Brief giebt nicht allein einen schlagenden Beweis für ihren gesunden Verstand, sondern auch für ihr zartes Taktgefühl. Habe er dringende Schulden, sagt sie, so könne sie ihm sogleich mit 40 bis 50 Louisd'or an die Hand gehen, — „wenn", fügt sie hinzu, „Sie sie nur so zu haben wissen, daß es der Welt nicht in die Augen fällt. Sie hätten sie schon, wenn ich es nur anzustellen gewußt hätte."

Inzwischen war Lessing dem Erbprinzen auf der Straße begegnet, der ihn unfehlbar rufen zu lassen versprach, wenn er noch einige Tage in Braunschweig bliebe. „Aber noch hat er nicht geschickt, und wird wohl auch nicht schicken. Indeß will ich doch mein Wort halten, und erst Montag früh nach Wolfenbüttel abgehen. Schickt er noch, so soll er Alles hören, was ich auf dem Herzen habe;

Digitized by Google

schickt er nicht, so hat er längstens auf die Mittwoche einen Brief von mir, dergleichen er wohl nicht oft dürfte bekommen haben."

Acht Tage später schrieb er: „Ich habe ihn doch gethan, den Schritt, den Sie so sehr befürchteten. Aber freilich habe ich ihn mit mehr Behutsamkeit gethan, als Sie aus meinem Schreiben urtheilen konnten, daß ich ihn thun würde. Denn vor allen Dingen habe ich mich an den Erbprinzen gewandt, und diesem sein Betragen gegen mich seit drei Jahren so handgreiflich vorgelegt, daß es ihm äußerst piquieren müssen. Das würden Sie mir, meine Liebe, vielleicht gerade abgerathen haben. Aber es hat seine Wirkung gethan. Meine Aeußerung, daß ich bei dem regierenden Herzog meinen Abschied fordern wolle, ist ihm sehr unerwartet gewesen, und er scheint im Ernst Alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu lassen. Ich schicke Ihnen mit künftiger Post die Abschrift meines Briefes und das Original des Prinzen. Sie werden daraus sehen, daß ich mich nur noch bis zu seiner Rückkunft von Halberstadt gedulden, und unterdeß keinen Schritt weiter thun soll."

Gleich nach seiner Rückkehr schickte der Erbprinz in der That einen Kammerherrn an Lessing, der mit diesem seit langer Zeit befreundet gewesen war, und ließ ihm bestimmte Vorschläge für sein ferneres Dableiben machen. Er bot ihm 200 Thaler Zulage zu seiner Besoldung; Befreiung von allen Gehaltsabzügen, und Zurückgabe der bisher erlittenen Abzüge; einen Vorschuß von 800 bis 1000 Thalern auf die Zulage; endlich eine bequemere Wohnung oder eine Entschädigung in baarem Gelde. Der Herzog hatte ein ungeheures Vermögen an eine einzige Maitresse verschwendet, die er mit königlicher Pracht unterhielt; und dies war Alles, was er für den Mann zu thun vermochte, der ihm durch die Verbindung seines Namens mit dem seinigen den einzigen Anspruch auf Unsterblichkeit verleiht. Aber Lessing war nicht anspruchsvoll, und erklärte sich bereit, das Gebotene anzunehmen; nur solle der Prinz es ihm selbst anbieten, denn er wolle schlechterdings nicht die geringste Bitte darum verlieren. Auch wolle er sich, da die Verbesserung seiner Verhältnisse nur geringfügig sei, dadurch nicht verpflichtet erachten, etwaige vortheilhaftere Anträge von anderer Seite her abzulehnen.

Ob nun der Erbprinz, wie Lessing vermuthet, ihm nicht

Digitized by Google

günstig gesinnt war, oder aus purer Gedankenlosigkeit handelte, es vergingen mehrere Monate, bis die Sache zu endgültiger Entscheidung kam, und wieder mußte das schwer geprüfte Paar alle Aufregungen der Ungewißheit und des vergeblichen Harrens erdulden. Endlich, im Juni, ward das vorgeschlagene Arrangement bestätigt, und der Herzog bestand darauf, Lessing bei dieser Gelegenheit gleichzeitig den Hofrathstitel zu ertheilen. „Daß ich ihn nicht gesucht," schrieb Lessing, „sind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es sehr deutsch heraus gesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten zu beleidigen."

Jetzt nahmen die trüben Briefe für eine Zeitlang ein Ende. Beide sind so wenig wie jemals geneigt, sich in verzückten Redensarten zu ergehen; aber es liegt eine Heiterkeit in ihren Worten, wie heller Sonnenschein nach Regen, welche erfreulich mit der früheren niedergeschlagenen Stimmung kontrastirt. Im August reiste Lessing nach Hamburg, um die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen. „Das Logis," schrieb sie ihm, „rathe ich Ihnen im Kaiserhof zu nehmen. Es ist zwar etwas Gefahr für mich dabei, weil die Wirthin eine sehr hübsche Frau ist, aber um so genauer kann ich Sie auch beobachten. Zum Voraus will ich mir ausbitten, daß Sie alle Mittage mein Gast sein wollen; der Wirth leidet nicht dabei, weil er auch mein Wirth ist." Als er nach Wolfenbüttel zurück kehrte, hatte er mancherlei kleine Geschäfte zu besorgen, die ihm bisher gänzlich fremd gewesen waren. „Vergessen Sie nicht, mir zu melden," schrieb sie, „wie viel Lohn ein Hausmädchen dorten bekömmt. Das ist keine Kommission für Sie. Wem soll ich sie aber auftragen?" Er meldet ihr gewissenhaft, daß er eine gute Köchin gefunden, die aber 30 Thaler verlange. „Einem Mädchen," fügt er hinzu, „pflegt man hier 10 bis 12 Thaler und 4 bis 5 Thaler Biergeld, auch, wenn sie sich gut aufführt, einen heiligen Christ zu geben."

Ein Haus neben der Bibliothek, das dem Herzog gehörte, war kürzlich leer geworden, und ward Lessing angewiesen. Er fürchtete, seine Verlobte werde dasselbe nicht ganz angemessen finden, aber sie antwortete: „Wenn es auf mich ankömmt, so vertauschen Sie es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Ent-

Digitized by Google

sernung die Erlaubniß verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen. Dafür wollte ich lieber ungemächlich wohnen." Das Haus steht heute noch, und ist ziemlich unverändert in dem Zustande geblieben, in welchem Lessing es bewohnte. Es ist ein wunderliches kleines einstöckiges Gebäude, mit rothen Ziegeln gedeckt. Seine drei Seiten umschließen einen Hofplatz, in den man durch einen Thorweg gelangt. Demselben und der Bibliothek gegenüber erhebt sich jenseit einer großen Baumanlage das alte Schloß. Nach hinten liegt das Zimmer, worin Lessing in seinen letzten Lebensjahren zu arbeiten pflegte, während seine Katze auf dem großen Eichentische spann. Aus diesem Zimmer tritt man in einen freundlichen Garten, und in der Stille eines Sommernachmittages stellt man sich leicht vor, daß ein Gelehrter von bescheidenen Ansprüchen sich darin heimisch fühlen könnte. Eine Natur voll Kraft und Leben, wie diejenige Lessing's war, wird jedoch leicht des Reizes bloßer Stille überdrüssig.

Am 8. Oktober 1776 wurde Lessing, welcher schon in dem reifen Alter von siebenunddvierzig Jahren stand, mit seiner etwa vierzigjährigen Braut verbunden. Allein Beide besaßen jene Jugendfrische des Geistes, die unabhängig von den Jahren ist, und die nur bei zartbesaiteten Naturen ungeschädigt von den Stößen und Schlägen des Schicksals bleibt. Die Trauungsceremonie fand im Landhause einer befreundeten Familie in der Nähe von Hamburg statt. Außer dieser und dem Schwager der Braut waren keine Gäste zugegen, und Lessing hatte sich, in Verachtung aller bloßen Form, nicht einmal einen neuen Rock zur Hochzeit angeschafft. Bald darauf schrieb er seiner Schwester: „Meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben." Und seinem Bruder, der wenige Monate nachher seinem Beispiel folgte: „Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie Alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geworden sein. Kurz, komm auf den Sommer zu uns, und sieh."

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eva Lessing's Tod.

Eine Zeitlang schien es, als wolle ein gütiges Geschick Lessing für alle Noth und Sorge der letzten Jahre reichlich entschädigen. Kurz vor seiner Hochzeit hatte der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz ihm das Diplom eines ordentlichen Mitglieds der Mannheimer Akademie der Wissenschaften übersandt, welche dreizehn Jahre zuvor errichtet worden war. Mit dieser Auszeichnung sollte der solide Vortheil einer Jahrespension von hundert Louisd'or verbunden sein, und es wurde dafür angeblich von Lessing Nichts verlangt, als daß er wenigstens alle zwei Jahre einmal den Sitzungen der Akademie persönlich beiwohne, und alljährlich eine Abhandlung für dieselbe einsende. Er ging mit Freuden auf diese Verpflichtungen ein, nachdem der Herzog von Braunschweig ihm die Einwilligung dazu ertheilt hatte.

Die Person, welche dies anscheinend so günstige Resultat zu Wege gebracht, war der kurpfälzische Finanzminister Baron von Hompesch; allein bald zeigte sich, daß er nicht von so lauteren Motiven geleitet ward, wie man zuerst geglaubt hatte. Dieser Staatsmann suchte dem kleinen Hofe seines Fürsten allen möglichen Glanz zu verleihen, und um seine Stellung doppelt zu sichern, gründete er zu Mannheim ein Nationaltheater, das alle bisherigen Theaterunternehmungen in Deutschland bei Weitem übertreffen sollte. Wer konnte wohl geeigneter sein, ihn bei der Ausführung dieses Projekts zu unterstützen, als Lessing, der erste Bühnendichter und der bei Weitem größte Theaterkritiker seiner Zeit? Die Pension war nur ein Köder, durch welchen er einen Mann, der ihm von so wesentlichem Nutzen sein konnte, nach Mannheim zu locken hoffte. Der

Digitized by Google

Gedanke, sich selbst wieder mit dem Theater zu befassen, war Lessing noch immer zuwider; aber er konnte es nicht wohl ablehnen, dem Minister durch seine Rathschläge behilflich zu sein, und sich um das Engagement guter Schauspieler zu bemühen. Anfangs 1777 reiste er nach Mannheim. Dort blieb er sechs Wochen und gewann bald einen klaren Einblick in die Unsauberkeit der dortigen Verhältnisse. Je mehr er von dem durch reaktionäre kirchliche Einflüsse beherrschten Hofe sah, und je deutlicher er erkannte, daß Herr von Hompesch in ihm nur „einen Schreier für das Mannheimer Theater" haben wollte, desto weniger war er geneigt, sein Wolfenbütteler Amt für eine Stellung aufzugeben, die ihm Nichts als Unruhe und Aergerniß in Aussicht stellte. Nach seiner Heimkehr lehnte er daher die an ihn ergangene förmliche Berufung in kurpfälzische Dienste entschieden ab.

Der Minister entblödete sich nicht, dieser Ablehnung die Wendung zu geben, als habe Lessing damit zugleich die ihm früher angetragene Pension zurückgewiesen, und beeilte sich, ihm dieselbe zu entziehen, ehe ihm überhaupt nur ein Pfennig davon ausgezahlt worden war. Lessing fand sich mit Würde in die herbe Enttäuschung; aber er war nicht der Mann, der sich schweigend eine so nichtswürdige Behandlung gefallen ließ. Er schrieb daher dem Minister eine Antwort, welche weder dieser noch sein Herr mit Vergnügen gelesen haben wird. Er wolle sich, heißt es darin, nicht den Vorwurf zuziehen, daß er sich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln lasse. „Denn nur einem Kinde," fährt er fort, „dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht aus einander zu setzen; Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels Jemanden beschwerlich zu fallen. Nur Eins muß ich mir dabei vorbehalten." Er bemerkt, daß er nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig nach Mannheim gereist sei, und fragt, was er nun sagen solle, wenn dieser erfahre, daß Nichts aus den Ver-

sprechungen geworden, die man ihm von dort aus gemacht habe. Doch so neugierig werde der Herzog schwerlich sein, und er besorge etwas ganz Anderes. Es sei schon viel über die neue Einrichtung des Mannheimer Theaters geschrieben worden. „Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico Alles rein heraus. Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen, ‚daß ich demungeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde.' Ich dränge mich zu Nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein."

Im Eingang dieses Schreibens erwähnt Lessing der Angelegenheit des Schauspieldirektors Seyler, den er im Auftrage des Herrn von Hompesch für das Mannheimer Theater engagirt hatte, der aber, als er dort eintraf, seinen Posten schon anderweitig besetzt fand. Man gab ihm schließlich eine Entschädigung von tausend Thalern. Lessing erhielt als Gnadengeschenk — ein vergoldetes Lederetui mit dreißig kupfernen Portraitmedaillen der pfälzischen Herrscher!

Abgesehen von dem Aerger, den ihm diese Angelegenheit verursachte, war das Jahr, welches der Heirath Lessing's folgte, bei Weitem das glücklichste seines Lebens. Er fand mehr und mehr Ursache, seine Frau zu bewundern und zu lieben; und ihre vier Kinder — drei Knaben und ein Mädchen — brachten Leben und Munterkeit in sein Haus. Ihre Tochter Amalie oder Malchen war von jeher sein Liebling gewesen, und er schloß sich innig an sie an, als sie zur erwachsenen Jungfrau heran wuchs. Mit den Knaben verkehrte er fast wie ihres Gleichen, er nahm an ihren Spielen theil, und ermuthigte sie, ihm mit vollkommenem Vertrauen entgegen zu kommen. Nur zweimal fand er sich zu einer Züchtigung veranlaßt: als einer derselben ihm eine Lüge gesagt, und als er sich gegen den Angriff eines andern Knaben nicht gewehrt hatte. In beiden Fällen war eine Ohrfeige die Strafe.

Digitized by Google

Obschon das gemeinsame Einkommen sich nicht hoch belief, wußte Frau Lessing doch ihrem Heimwesen einen gefälligen Anstrich zu geben. Oft brachte ihr Mann unerwartet einen fremden Besuch aus der Bibliothek zum Mittagessen mit, aber sie ward niemals darüber verlegen. Beide waren von gastfreundlicher Natur, und Lessing belebte seine Tafel stets durch anregende Gespräche, an denen er gern die ganze Familie theilnehmen sah. Er ward äußerst regelmäßig in seinen Gewohnheiten. Jeden Morgen stand er pünktlich um sechs Uhr auf, und wenn ihn nicht Geschäfte in die Bibliothek riefen, blieb er bis Mittag in seinem Zimmer bei der Arbeit. Um halb Eins wurde zu Mittag gespeist. Nachmittags machte er, gewöhnlich in Gesellschaft eines Freundes, einen Spaziergang um den Wall, und der Abend war Beschäftigungen oder Vergnügungen gewidmet, wie sie sich eben darboten. Er sah immer gern Freunde bei sich, und spielte mit besonderer Vorliebe Schach oder L'Hombre. Zwischen zehn und elf Uhr gingen alle Hausbewohner zu Bette.

Im Frühling 1777 arbeitete der nachmals so berühmte Geschichtschreiber Spittler als junger Magister einige Wochen auf der Wolfenbütteler Bibliothek. Es ist uns ein Brief erhalten, in welchem er kurz nach seiner Abreise seine Eindrücke des Verkehres mit Lessing und seiner Frau schildert: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing, — so wär's bei Lessing's Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie durch die bezaubernste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau

hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Hiemit stimmt durchaus überein, was Mendelssohn im November 1777 an Lessing schrieb, als er ihm von Hannover aus seinen bevorstehenden Besuch in Wolfenbüttel ankündigte: „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigern, zufriedenern Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken; mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser besseren Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?"

Mendelssohn kam, und wir können uns vorstellen, wie Lessing in seinen neuen Verhältnissen sich an der Gesellschaft seines edlen Freundes erlabte, des einzigen Mannes außer Kleist, der je sein ganzes Herz besessen. Frau Lessing's älterer Sohn, der große Neigung hatte, sich dem preußischen Kriegsdienste zu widmen, begleitete den Philosophen nach Berlin zurück.

Lessing's Glück stand noch in seiner Frühlingszeit, und er sah einem vollen und herrlichen Sommer entgegen; aber ein plötzlicher Mehlthau fiel auf seine Blüthen, und er ward vereinsamter und verlassener, als zuvor. Kurz nach Mendelssohn's Abreise ward ihm ein Sohn geboren, der noch an demselben Tage starb, und die Mutter rang mit dem Tode. Wie ungestüm seine Seele gegen diesen Schicksalsschlag rebellirte, sieht man aus einem Briefe, den er am 3. Januar 1778 seinem Freunde Eschenburg schrieb, — gewiß einer der bittersten und erschütterndsten Schmerzensrufe, die sich je einem Menschenherzen entrangen: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich

Digitized by Google

verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Eine Woche lang schwebte sie unentschieden zwischen Leben und Sterben, allein am 10. Januar erhielt Eschenburg folgendes Billet: „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. Auch thut es mir recht wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde Beileides versichert halten darf."

Diese Briefe werden auf der Wolfenbütteler Bibliothek aufbewahrt. Sie sind mit fester, deutlicher Hand geschrieben, und es ist schwer, beim ersten Anblick den Sturm von Leidenschaft zu erkennen, der sich in ihnen ausspricht. Je tiefer Lessing's Gefühle erregt waren, desto vollständiger wußte er ihren Ausdruck zu beherrschen.

Am 17. Januar begrub er sie, welche der Gegenstand so vieler Hoffnungen gewesen war, und vierzehn kurze Monde lang sein Leben mit Glanz überstrahlt hatte. Bei der Rückkehr von ihrem Grabe schrieb er an seinen Bruder Karl: „Zu was für einem traurigen Boten an meinen Stiefsohn muß ich Dich machen! Und gleichwohl weiß ich, daß Dein gutes Bruderherz selbst nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. Seine gute Mutter, meine Frau, ist todt. Wenn Du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei Nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage Nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!"

Digitized by Google

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die „Sturm- und Drang"-Zeit.

Es kam, wie wir gesehn haben, eine Zeit, wo das Bemühen Lessing's, seine Landsleute von der geistigen Herrschaft Frankreichs zu befreien, fast zu großen Erfolg hatte. Deutschland befand sich jetzt inmitten dieser Periode. Die jungen Bühnendichter des Tages verachteten nicht allein die Gesetze des französischen Dramas, sondern alle Gesetze, und hatten, statt der kalten Plattheiten, die zu Gottsched's Zeit im Schwange waren, einen Stil aufgebracht, der nur wilde und stürmische Leidenschaft ausdrückte. Das Schauspiel Klinger's, welches der ganzen Epoche ihren Namen gab, repräsentirt vollkommen die Klasse von Werken, der es angehörte. Der Verfasser hält jedes Gefühl, das sich nicht auf einen hohen Ton stimmen läßt, für unwerth der Beachtung; und so lange nur für hinlängliche Aufregung gesorgt wird, ist er gleichgültig gegen die Konsequenz und Wahrheit der Charaktere, gegen das geordnete Fortschreiten der Handlung. Zu einer Zeit, wo man ein solches Stück als ein Werk herrlichen Talentes pries, wurde Aristoteles, den Lessing so hoch gestellt, natürlich als ein Tyrann betrachtet, unter dessen Joch nur sklavische Geister sich beugten; und Lessing selbst, vor dessen heller Einsicht und schneidender Satire freilich selbst die Kühnsten eine heilsame Furcht hatten, galt für einen erbarmungslosen Feind der Ansprüche des Genies. „Genie" war die Losung der jungen Zeit, und „Natur, Natur!" ihr Feldgeschrei. „Handle, wie Dir's gefällt, denke, wie Dir's gefällt, fühle und

ſchreibe, wie Dir's gefällt; kümmere Dich nicht um die Kritik; verachte Jeden, der Dir räth, dem Ungeſtüm Deines Strebens den geringſten Zügel anzulegen; ſchütte Alles, was in Dir iſt, aus, gerade wie Du es empfindeſt, und je gewaltſamer und verletzender Du es thuſt, deſto gewiſſer biſt Du auf der richtigen Bahn." Mit ſolchen Rathſchlägen ermunterten die „Genies" einander zu immer befremdlicheren Ergüſſen der Excentricität und Eitelkeit, und gefielen ſich darin, ſie als unverkennbare Beweiſe origineller Kraft anzuſehen.

Daß Leſſing für eine Bewegung dieſer Art keine Sympathie haben konnte, wird Jedem einleuchten, der ſeiner Entwicklung gefolgt iſt. Nichts hatte ſeiner Abſicht ferner liegen müſſen, als die Schriftſteller zu einer tollen Willkür zu ermuthigen; und je mehr die „Sturm- und Drang"-Dichter bei dem Publikum in Gunſt kamen, deſto mehr wurden nicht ſie allein, ſondern Alles, was das Theater betraf, ihm zuwider. Zuletzt ſchlief er, wenn ſich in ſeiner Gegenwart das Geſpräch aufs Theater lenkte, gefliſſentlich ein; denn er vermochte ſtets einzuſchlafen, ſobald er die Augen ſchloß. Weckte man ihn, ſo ſagte er wohl traurig müde: „Sie geniren mich!"

Die „Sturm- und Drang"-Bewegung würde längſt vergeſſen ſein, wenn nicht Goethe an derſelben theilgenommen hätte, und wenn nicht „Götz von Berlichingen", das Werk, mit dem er 1773 ſeine Laufbahn eröffnete, aus ihr hervorgegangen wäre. Dies Schauſpiel ward mit faſt grenzenloſem Enthuſiasmus aufgenommen, und ſelbſt in Berlin, wo man ſich bisher für Nichts intereſſirt hatte, das nicht ein franzöſiſches Gepräge trug, ward es unter ſtürmiſchen Aeußerungen des Entzückens aufgeführt. Faſt ein Jahr nach ſeinem Erſcheinen verging, ehe Leſſing es las, und er war weit entfernt, in das allgemeine günſtige Urtheil mit einzuſtimmen. „Daß Götz von Berlichingen," ſchrieb er an ſeinen Bruder, „großen Beifall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlin's. Meil [der die Zeichnungen der Koſtüme angefertigt hatte] hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen." Nach Leſſing's Beſuch in Leipzig Anfangs 1775 ſchrieb Weiße, gegen den er ſich offen über die wichtigſten Literaturerſcheinungen geäußert hatte, an Garve: „Mit Goethe's und ſeines Mitbruders Lenzens neuen Schauſpielen war er äußerſt unzufrieden.

Digitized by Google

Ein bischen Witz und Laune, ſagt er, gälte ihm eben ſo viel als ein wenig Temperamentstugend, und Der müſſe ganz auf den Kopf geſtellt ſein, der, wenn er ſich keinen Regeln unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein ſchöner durchdachter Plan und die geſchickte Herbeiführung der Situation mit der gehörigen Entwicklung gut ausgebildeter Charaktere erfordere mehr Genie." Kurz zuvor hatte er ſeinem Bruder Karl geſchrieben: es ſei recht gut, daß er ſich für das Theater nicht mehr intereſſire; ſonſt liefe er wirklich Gefahr, „über das theatraliſche Unweſen ärgerlich zu werden, und mit Goethen, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, anzubinden."

Ein Stück ohne feſten Plan konnte, wie brillant es immer ſein mochte, unmöglich einem Kritiker zuſagen, welcher Einheit der Handlung als Grundbedingung jedes dramatiſchen Werks forderte; daß Leſſing aber ſehr wohl den hervorragenden Unterſchied Goethe's von allen anderen zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern erkannte, ergiebt ſich ſchon aus ſeiner Aeußerung gegen Eſchenburg, als dieſer Leſſing's Meinung beſtritt, daß Goethe der Verfaſſer des Trauerſpieles „Julius von Tarent" ſei. „Deſto beſſer!" ſagte Leſſing; „ſo giebt es außer Goethen noch ein Genie, das ſo Etwas machen kann."

„Werther" fand, wie Jedermann weiß, eine noch ungetheiltere Bewunderung, als „Götz". Leſſing ſprach unverhohlen gegen Eſchenburg ſeinen Dank für das Vergnügen aus, welches er ihm durch Mittheilung des Goethe'ſchen Romans gemacht habe; indeß fügte er hinzu: „Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und glauben, daß Der gut geweſen ſein müſſe, der unſere Theilnahme ſo ſtark beſchäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht: ja, wenn unſres Jeruſalem's Geiſt völlig in dieſer Lage geweſen wäre, ſo müßte ich ihn faſt — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein griechiſcher oder römiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen haben würde? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz

Digitized by Google

anders zu sichern, und zu Sokrates' Zeiten würde man solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!"

In Lessing's ganzem Briefwechsel findet sich kaum eine bezeichnendere Stelle, als diese. Wir haben gesehen, wie fähig er einer tiefen und edlen Liebe war; allein jegliche Art von Empfindsamkeit war ihm fremd. Ein Liebhaber, der sich erschoß, weil die Geliebte für ihn unerreichbar war, konnte ihm nur als ein kleinlicher und schwacher Charakter erscheinen.

Man hat geltend gemacht, daß das eigentliche Motiv von Werther's Selbstmord nicht hoffnungslose Liebe, sondern jener allgemeine Lebensüberdruß, jene weltschmerzliche Unzufriedenheit sei, welche damals als eine epidemische Zeitkrankheit auftraten. Das ist richtig; nur wird dadurch Werther eben so wenig zur Würde eines tragischen Helden erhoben, wie durch den Umstand, daß er seine Liebe einer Frau widmet, die ihrem Gatten die Treue bewahrt. Denn dieser Weltüberdruß ist nicht das Gefühl eines ernsten Mannes, der tief über die Probleme des Lebens nachgedacht hat; er entsteht aus der Selbsttäuschung einer schwachen und krankhaften Natur, die vom Dasein mehr verlangt, als es zu bieten vermag, die kindisch nach dem Monde hascht. Werther ist, trotz der echten Poesie, mit welcher seine Geschichte erzählt wird, so durchaus ein verzärtelter Weichling, daß er eher ein Lustspiel- als ein Trauerspiel-Charakter ist; und Lessing begann in der That ein Lustspiel „Werther der Bessere" zu skizziren. Wir besitzen jedoch davon nur den Entwurf einer Scene, woraus sich die Art, wie er das Thema zu behandeln gedachte, nicht zur Genüge erkennen läßt.

Alle Welt glaubte damals, daß Goethe nur den Charakter und die Geschichte des jungen Jerusalem, dessen Selbstmord allgemeines Aufsehen und Bedauern erregt hatte, dichterisch behandelt habe. Lessing wußte es nicht anders, und da Jerusalem fast ein Jahr lang in Wolfenbüttel gelebt und während dieser Zeit seine Achtung und Liebe gewonnen hatte, war er empört über die Entstellung,

Digitized by Google

welche das Charakterbild seines Freundes erlitten. In dem schon erwähnten Briefe Weiße's schrieb derselbe: „Höchst aufgebracht war Lessing gegen die Leiden des jungen Werther's und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalem's wäre ganz verfehlet; er sei niemals der empfindsame Narr, sondern ein wahrer, nachdenkender, kalter Philosoph gewesen. Er selbst besäße einige sehr scharfsinnige Abhandlungen von ihm, über die Unsterblichkeit der Seele, die Bestimmung des Menschen ꝛc., die er nächstens mit einer Vorrede herausgeben wolle; er habe deswegen bereits an den Vater geschrieben und dazu die Erlaubniß erhalten. Kurz, ich merke, er wird ihm einmal jähling, wie Klotzen, auf den Nacken springen; doch da es Goethen nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren." Die Abhandlungen erschienen 1776; und obschon Werther's in der Einleitung nicht gedacht wird, erkennt man doch deutlich die Absicht des Herausgebers, gegen jede Identificirung Jerusalem's mit dem Charakter des Goethe'schen Romanhelden Protest zu erheben.

Es ist jetzt bekannt, daß Goethe keineswegs die Absicht hatte, in seinem Werther ein Portrait Jerusalem's zu zeichnen, sondern nur zwei Vorfälle seiner diplomatischen Laufbahn benutzte. Aber Lessing war vollkommen berechtigt, seinen Freund gegen ein allgemein verbreitetes Mißverständniß in Schutz zu nehmen, und der edle Eifer, mit welchem er es that, macht seinem Herzen alle Ehre.

In Lessing's späterem Leben begegnet uns nur noch einmal eine Aeußerung über ein Goethe'sches Werk, und zwar, wie wir sehen werden, eine durchaus zustimmende. Er erkannte jedoch niemals, ein wie großes und strahlendes Gestirn in Goethe der Welt aufgegangen war. Man darf indeß nicht vergessen, daß ihm nur Goethe's Jugendwerke zu Gesicht kamen. Goethe dagegen war noch ein junger Mann, als Lessing's Lebenswerk abgeschlossen war, und er hatte ein volles Verständniß für Alles, was der Verfasser des „Laokoon" und des „Nathan" für seine Nation gethan. „Keine Viertelstunde vorher, eh die Nachricht von seinem Tode kam," schrieb er an Frau von Stein, „machte ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben."

Ein mehr oder minder mit den „Sturm- und Drang"-Dichtern liirter Schriftsteller war Lavater, zu dem Goethe in seiner Jugend

Digitized by Google

eine Zeitlang faſt wie zu einem Weſen höherer Art empor blickte. Durch ſeine „Phyſiognomik" erweckte er abenteuerliche Hoffnungen auf eine neue Epoche in der Geſchichte der Menſchheit, denn er gab vor, eine unfehlbare Methode des Erkennens der tiefſten Charaktergeheimniſſe entdeckt zu haben. Eine ſolche Wiſſenſchaft, mit ihrem Schein außerordentlichen Tiefſinns, mußte für die Bewunderer eines Lenz und Klinger beſonderen Reiz haben. Leſſing blieb kühl und unbewegt. In ſeiner Ueberſetzung des Huarte'ſchen Werkes hatte er ſich lange zuvor mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, und er bezweifelte nie, daß die geiſtigen Eigenſchaften ſich bis zu einem gewiſſen Grade in der körperlichen Erſcheinung ausprägen. Sein Urtheil wurde jedoch zu gewiſſenhaft von den Thatſachen beherrſcht, als daß er die genaue Entſprechung zwiſchen Körper und Seele, welche Lavater behauptete, hätte zugeben können.

Seine Stellung Baſedow, dem Erziehungs-Schwärmer, gegenüber war ungefähr dieſelbe. Rouſſeau's „Emil" hatte die Erziehung zu einem Lieblingsthema der Zeit gemacht, und der Ruf nach „Natur" erklang hier eben ſo laut, wie auf dem Gebiete der Literatur. Baſedow war in Deutſchland der Vertreter der neuen Ideen, und Viele — darunter zeitweilig eine Autorität wie Kant — glaubten, daß ſeine Pläne binnen Kurzem eine Regeneration der Menſchheit herbeiführen würden. Daß Leſſing die hohe Wichtigkeit der Erziehung und die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der gewöhnlichen Bildungsmethode vollkommen einſah, bewieſen ſchon ſeine Bemerkungen über Wieland's „Plan einer Akademie" in den „Literaturbriefen". Aber er hatte geringen Glauben an jederlei plötzliche Regeneration, und hielt es für unheilvoll, daß Erwartungen erweckt würden, welche ſicherlich beim Anprall gegen die harten und unnachgiebigen Thatſachen der Wirklichkeit wie Schaumblaſen zerplatzen müßten.

Digitized by Google

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die „Wolfenbütteler Fragmente."

1.

Es ist schon erwähnt worden, daß in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Zweifel der englischen Deisten am herkömmlichen Glaubenssystem auch in Deutschland gelegentlichen Ausdruck fanden. Leibnitz war ein eifriger Vertheidiger der orthodoxen Dogmen, allein die christlichen Religionslehrer sahen mit argwöhnischen Blicken auf seine Bundesgenossenschaft. „Er hat ganz dasselbe, was Bayle mit nackteren Worten ausgesprochen, feiner ausgedrückt," sagte ein deutscher Prälat. Die „Aufklärungs"-Philosophen, zu deren ersten Vorkämpfern Tippel und Edelmann gehörten, verschmähten jeden Schein, Anhänger der Kirche zu sein. Der „gesunde Menschenverstand" war die einzige Autorität, die sie anerkannten; und sie hielten es für möglich, mittels desselben zu einem absoluten Systeme der Wahrheit zu gelangen, dessen Hauptelement der Glaube an einen persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit der Seele war. Das Christenthum war ihnen ein Betrug, der Pfaffe der Erzfeind der Menschheit. Wolf sprach viel von der Nothwendigkeit einer Offenbarung, aber er machte ihre Mittheilung von so vielen Bedingungen abhängig, daß die Mehrzahl seiner Nachfolger naturgemäß ihre Möglichkeit bezweifelte, und sich mit dem Theismus begnügte. Alle späteren Aufklärungs-Philosophen — Mendelssohn ist einer der besten unter ihnen — gingen von Wolf's Lehre aus, die sie im freiesten Sinne interpretirten. Viele

Digitized by Google

von ihnen jedoch wurden stark von den französischen Materialisten beeinflußt, welche nach der Thronbesteigung Friedrich's II. in Deutschland, zumal in Preußen, große Macht erlangten. Sie machten es zur Mode unter den Freidenkern, den Glauben mehr als etwas Hassenswerthes oder Lächerliches, denn als ernster Untersuchung würdig zu betrachten.

Den protestantischen Geistlichen konnte natürlich eine Agitation dieser Art nicht gleichgültig sein, und viele von ihnen warfen sich zu Vorkämpfern des Christenthums auf. Die streng Orthodoxen weigerten sich, die geringste Konzession zu machen; allein eine große und mächtige Partei wurde von den Gegnern, die sie bekämpfte, tief beeinflußt. Sie suchte zu beweisen, daß die geoffenbarte Religion in vollständigem Einklang mit der Philosophie stehe; ja daß die Philosophie mit unvermeidlicher Konsequenz zur geoffenbarten Religion führe. Daher wurden die Anstoß erregenden und schwierigeren Elemente des orthodoxen Glaubens abgeschwächt oder hinweg erklärt; nur diejenigen Theile desselben, welche sich vernunftgemäß und verständlich auslegen ließen, wurden in den Vordergrund gestellt. Das Resultat war ein weder streng orthodoxes, noch streng philosophisches System. Weder die Angreifer noch die Vertheidiger der Kirche hatten ein rechtes Verständniß der Grundbedingungen des Kampfes, oder bedienten sich der geeignetsten Waffen.

Bis zu seinen letzten Lebensjahren war es Wenigen bekannt, daß Lessing der Theologie die geringste Aufmerksamkeit widme, obschon sich nicht annehmen ließ, daß ein Mann, der sich so gründlich in das Leben seiner Zeit versenkte, gleichgültig gegen einen Gegenstand sein könne, der die ernsthaftesten seiner Zeitgenossen so tief erregte. Er hat selbst das bestimmteste Zeugniß hinterlassen, daß er nicht unvorbereitet die theologische Kampfbahn betrat. „Der bessere Theil meines Lebens,“ sagt er in einem unvollendeten Aufsatze über Bibliolatrie, „ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren. Was Wunder also, daß meine Lektüre ebenfalls darauf verfiel, und ich bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Produkt in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte? . . Nicht lange, und ich suchte jede neue Schrift wider die Religion eben so be-

Digitized by Google

gierig auf, und schenkte ihr eben das geduldige, unparteiische Gehör, das ich sonst nur den Schriften für die Religion schuldig zu sein glaubte. So blieb es auch eine geraume Zeit. Ich ward von einer Seite zur andern gerissen; keine befriedigte mich ganz ... Je bündiger mir der eine Schriftsteller das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten."

Spuren seines frühen Nachdenkens über diesen Gegenstand finden sich in dem Berliner Briefe an seinen Vater, worin er sagt, „die christliche Religion sei kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen solle;" in den Recensionen aus derselben Zeit, worin er die Wichtigkeit des praktischen Elementes in der Religion betont; in der Abhandlung über Cardanus, wo er einem Mohammedaner die triftigsten Einwände gegen das Christenthum in den Mund legt; in der Polemik gegen Cramer und Basedow, wo er die Unabhängigkeit der Moral vom dogmatischen Glauben versicht. Wir sahen, daß er in Breslau inmitten amtlicher Geschäfte und der Ausarbeitung des „Laokoon" und der „Minna von Barnhelm" Zeit zum Studium des Spinoza und der Kirchenväter fand. In derselben Periode entwarf er die Skizze eines ausführlichen Werkes über die schnelle Verbreitung des Christenthums in den ersten vier Jahrhunderten. Es war damals ein Lieblingsargument für die christliche Religion, daß sie ohne übernatürlichen Ursprung nicht so rasch über so viele Hindernisse hätte triumphiren können. Lessing vertiefte sich — anscheinend nur zur Befriedigung seines eigenen Geistes — in eine gründliche Untersuchung der ganzen Frage, und gelangte zu dem Schlusse, daß die Thatsache sich durch ganz natürliche Ursachen erklären lasse. In Hamburg war er vermuthlich mit rein literarischen Unternehmungen zu sehr beschäftigt und von aufreibenden kleinlichen Sorgen zu sehr gequält, um sich viel mit Theologie abzugeben; und er scheint es gründlich überdrüssig geworden zu sein, dem Tagesgezänk auf diesem Gebiet zu folgen. Er schrieb 1768 an Ebert: „Das pro und contra über die Religion habe ich Eines so satt wie das Andre. Lieber schreibt von geschnittenen Steinen;

Digitized by Google

ihr werdet sicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böses stiften.“ In der Ruhe Wolfenbüttel's kehrte er ernstlich zu theologischen Studien zurück; und sein längst gebildetes Urtheil nahm feste Gestalt an und ward auf einer tiefen und sicheren Basis begründet.

Wie vollständig er mit dem orthodoxen Glauben gebrochen hatte, zeigt ein kleines Fragment „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion“, das wahrscheinlich aus der Zeit seiner Uebersiedlung nach Breslau stammt. Er führt hier den Ursprung der positiven Religion auf den Umstand zurück, daß die Menschen es zu verschiedenen Zeiten für nöthig befunden haben, sich über die geeignete Ausübung der natürlichen Religion zu verständigen. „Alle positiven und geoffenbarten Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch. Gleich wahr, insofern es überall gleich nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen. Gleich falsch, indem nicht sowohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste geoffenbarte oder positive Religion ist die, welche die wenigsten konventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.“ Dies ist freilich keine befriedigende oder auch nur völlig verständliche Theorie; und in späterer Zeit hätte Lessing darin keinen angemessenen Ausdruck seiner Ideen gefunden. Er schwankte jedoch nie in seiner Ueberzeugung, daß jeder positive Glaube aus der Wirkung durchaus natürlicher Einflüsse entspringt. Und zuweilen gestattete er sich eine sehr entschiedene Sprache in Betreff des orthodoxen Christenthums. Als er 1771 Mendelssohn aufforderte, den Angriffen Lavater's mit allem nur ersinnlichen Nachdruck zu begegnen, schrieb er: „Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“

Dennoch bewahrte er stets einen gewissen Respekt vor dem streng orthodoxen Glauben. Er zog die offene und unerschrockene Stimme der Vertheidiger desselben den zaghaften und unsicheren

Digitized by Google

Aeußerungen der Theologen vor, die sich als kühne und unparteiische Denker geberdeten. Die Männer der alten Schule verfuhren mindestens logisch, und wer mit ihnen debattirte, wußte genau, welche Stellung sie zu behaupten gedachten, während ihre freieren Brüder Nichts auf Konsequenz des Denkens hielten, und oftmals gerade an Punkten, deren kräftigste Vertheidigung man von ihnen hätte erwarten sollen, zum Rückzug bliesen.

In der Abhandlung über Berengarius beschäftigte er sich zum ersten Male direkt mit theologischen Fragen. Diese Schrift war freilich von rein historischem Charakter; aber sie bereitete das Publikum auf seine späteren Arbeiten vor. Einen näheren Schritt zu seinem Ziele that er 1773 in zwei Aufsätzen seiner „Beiträge zur Geschichte und Literatur" über gewisse Theorien des Leibnitz. Der erste derselben bezog sich auf die Lehre von den ewigen Strafen, der zweite auf die Dreieinigkeitslehre. Beide Lehren wurden von den Freidenkern jener Tage mit Vorliebe angegriffen; aber Lessing theilte hier Aeußerungen Leibnitzens mit, in denen sie vertheidigt wurden, und nahm ihn gegen die Anschuldigung in Schutz, nur um der herrschenden Meinung willen für dieselben eingetreten zu sein. Lessing's Freunde stutzten diesmal noch mehr, als über den Beifall, den sein „Berengarius" bei den lutherischen Geistlichen gefunden; und sein Bruder schrieb ihm, als hätte er nur den Orthodoxen die Kour machen wollen. „Was kgehen mich die Orthodoxen an?" antwortete Lessing. „Ich verachte sie eben so sehr, als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind."

In einem späteren Briefe an seinen Bruder vertritt er denselben Standpunkt: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht,

Digitized by Google

daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer? Mit der Orthodoxie war man, Gott ſei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Darin ſind wir einig, lieber Bruder, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt Du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauſes, ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, als meines eigenen." „Nur darum," ſchrieb er zu einer ſpäteren Zeit an ſeinen Bruder, „ziehe ich die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neuern (im Grunde intoleranten) vor, weil jene mit dem geſunden Menſchenverſtande offenbar ſtreitet, und dieſe ihn lieber beſtechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen deſto beſſer auf der Hut ſein zu können."

2.

Kurz bevor Leſſing nach Hamburg überſiedelte, war ein angeſehener Gelehrter, Hermann Samuel Reimarus, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen am dortigen Gymnaſium, geſtorben. Er war Verfaſſer mehrerer gelehrter und mit Beifall aufgenommener Werke, darunter einer Schrift „Ueber die vornehmſten Wahrheiten

der natürlichen Religion" und einer anderen „Ueber die Lehren der Vernunft." Er war niemals als ein offener Gegner der geoffenbarten Religion hervorgetreten, da er ein Mann friedfertigen Charakters war, und die Ruhe Derer, welche kein inneres Bedürfniß einer Aenderung ihrer Religionsansichten empfanden, nicht beirren wollte. Im Stillen hatte er jedoch die Lehren des christlichen Glaubens einer ernsten und gründlichen Prüfung unterzogen, und sie als durchaus unhaltbar verworfen. Viele Jahre hindurch hatte er sich mit der Ausarbeitung eines Werkes, betitelt „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" beschäftigt, worin er die Resultate seiner Untersuchungen niederlegte; und manche Abschnitte hatte er mehrmals gänzlich umgeschrieben, um ihnen in Form und Inhalt die möglichste Vollendung zu geben. Bei seinem Tode hinterließ er dies Werk seiner Tochter Elise, einer Frau von höchster Geisteskraft und liebenswürdigstem Charakter, nicht um es zu veröffentlichen, sondern um Abschriften davon solchen Personen zu geben, welchen dieselben von Nutzen sein könnten.

Nach Reimarus' Tode ward Lessing sehr befreundet mit der Familie. Besonders mit Elisen schloß er eine Freundschaft, die selbst seine Ehe überdauerte, und die an Tiefe und Innigkeit zunahm, als er wieder allein die Kämpfe seines Lebens fortsetzen mußte. Er erhielt — wahrscheinlich von ihr — eine Abschrift des Werkes ihres Vaters, und nahm sie nach Wolfenbüttel mit. Die Lektüre machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Streng logisch schritt der Verfasser von einer Schlußfolgerung zur anderen vor, ohne Furcht vor den Konsequenzen, nur von dem Wunsche beseelt, zur reinen Wahrheit durchzudringen; und er stützte sich dabei auf ein umfangreicheres und gründlicheres Wissen, als es vermuthlich irgend ein anderer deutscher Gelehrter seiner Zeit besaß. Mit vielen seiner Schlüsse war Lessing nicht einverstanden; und das tiefste Wesen seiner Natur hinderte ihn, mit dem Geiste der Feindseligkeit gegen das Christenthum zu sympathisiren, von welchem das Werk des Reimarus beseelt war. Er glaubte jedoch, daß die Veröffentlichung desselben eine neue Aera in der Geschichte des theologischen Denkens herauf führen könnte. Die Anhänger des Christenthums würden genöthigt sein, ihre Vertheidigungsgründe einer

Digitized by Google

sorglicheren Prüfung, als je, zu unterziehen; und vor Allem, die neumodischen Theologen würden auf einen Gegner stoßen, mit dem sie sich in entschiedener und bestimmter Weise abfinden müßten.

Er gab seinem Freunde Mendelssohn, als dieser ihn 1770 in Wolfenbüttel besuchte, das Manuskript mit, und machte, als er im folgenden Jahre selbst nach Berlin kam, einen Versuch, dasselbe dort drucken zu lassen. Allein der Plan scheiterte an Censurschwierigkeiten, und Lessing beschloß daher, es unter der Angabe, daß er es in der Wolfenbütteler Bibliothek gefunden, in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur,“ für die er sich Censurfreiheit ausbedungen hatte, wenigstens bruchstückweise zu veröffentlichen. 1774 begann er vorsichtig mit dem Abdruck eines Aufsatzes „Ueber die Duldung der Deisten,“ den er „Fragment eines Ungenannten“ betitelte. Er begleitete denselben mit einigen Bemerkungen, in denen er die Neugier nach dem Verfasser dadurch irre zu führen suchte, daß er völlige Unkenntniß desselben vorschützte, aber auf einen längst verstorbenen Wolfenbütteler Gelehrten, Lorenz Schmidt, als den möglichen Urheber hinwies, — eine Andeutung, welche er später zurücknahm.

Zu Lessing's Verdruß erregte dies Fragment wenig Aufsehen, und er ließ drei Jahre lang die Sache ruhen. 1777 jedoch, als seine äußeren Fatalitäten überwunden waren und er sich in Ruhe seines ehelichen Glücks erfreute, kehrte er zu seiner früheren Absicht zurück, und veröffentlichte einen Band „Beiträge zur Geschichte und Literatur,“ der ausschließlich aus „Fragmenten“ bestand, unter dem Gesammttitel: „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend.“ Es waren fünf Aufsätze äußerst drastischer Art, in unverhülltester Sprache geschrieben. Das Schlimmste, was Voltaire jemals gesagt hatte, war hier erreicht, wenn nicht überboten; nur daß die Kraft von Voltaire's Einwürfen in dem schneidenden Witz seiner Vortragsweise, die Kraft des deutschen Gelehrten aber in der Gründlichkeit seiner Untersuchungen und und seinem unverkennbaren sittlichen Ernste lag.

In dem ersten dieser fünf Fragmente betont Reimarus die große Inkonsequenz der orthodoxen Geistlichen, daß sie die Vernunft sehr verschrieen, da doch diese das einzige Mittel sei, durch welches sie die von ihnen verkündigte Religion zu beweisen vermöchten,

Digitized by Google

Das zweite Fragment sucht den Nachweis zu liefern, daß das historische Zeugniß zu Gunsten einer Offenbarung mit jeder neuen Generation an Kraft verliere; daß die verschiedenen Menschenrassen stark von einander abwichen und so anhänglich an ihre besonderen Religionen wären, daß die Aufstellung Eines Glaubens für Alle ein Unding sei; daß thatsächlich nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Menschen jemals vom Christenthume gehört hatte; und daß man daher unmöglich annehmen könne, es sei jemals durch direkte göttliche Belehrung als Heil für Alle der Welt offenbart worden. Das dritte Fragment stellt die schlagendsten Einwände gegen die Wahrheit der biblischen Erzählung vom Durchgange der Israeliten durchs rothe Meer zusammen; und im vierten sucht der Verfasser zu beweisen, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im Alten Testamente nicht enthalten sei, daß demselben daher die wesentlichste Bedingung des Offenbarungsbegriffs fehle. Im fünften Fragmente bekämpft Reimarus noch unerschrockener die herkömmlichen Ansichten. Er deckt die Widersprüche der Evangelisten in Betreff der Auferstehung Christi auf, und gelangt zu dem Schlusse, daß nicht allein keine Auferstehung stattgefunden, sondern daß die Jünger mit Vorbedacht den Leichnam fortgeschafft und hinterdrein der Welt ein erfundenes Märchen aufgebunden hätten.

Wie bei dem Fragment von der Duldung der Deisten, begleitete Lessing jeden dieser Aufsätze mit einer Reihe eigener Bemerkungen; und es ist wichtig, den Charakter derselben zu beachten, da sein ganzer späterer Kampf durch dieselben veranlaßt und bestimmt wurde. Während er die verschiedenen Einwürfe des Reimarus bespricht, scheint er bis zu einem gewissen Grade gemeinsame Sache mit den Orthodoxen zu machen. Was die Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln betrifft, so bemerkt er, daß sich dieses Fehlers gegenwärtig wenige Geistliche schuldig machen; im Gegentheil, der vorherrschende Fehler sei, daß man Glauben und Vernunft unabläßig für Eins und Dasselbe erkläre, während sie grundverschieden seien. Hinsichtlich des zweiten Fragments räumt er die Unmöglichkeit einer Offenbarung für alle Menschen ein; aber weshalb, fragt er, sollte es nicht eine geben können, die in der kürzesten Zeit der möglichst großen Zahl derselben das Heil erschließt? Auch ist es, nach seiner Ansicht, keine allgemein anerkannte Lehre der

Kirche, daß diejenigen, welche nie von einer Offenbarung gehört, deshalb verdammt seien. In Betreff des Durchganges der Israeliten durchs rothe Meer versucht Lessing eine natürliche Erklärung des Vorfalls, fragt aber zugleich, was man dagegen einwenden könne, wenn der Orthodoxe einfach sage, daß das Ganze ein Wunder gewesen sei? Man könne die Achseln darüber zucken, aber man müsse seine Konsequenz achten. Dem vierten Fragment gegenüber giebt Lessing zu, daß im Alten Testament allerdings weder die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, noch der wahre Begriff von der Einheit Gottes enthalten sei; aber es sei unlogisch, ihm deshalb den Charakter einer Offenbarung abzusprechen. Weshalb müßte eine Offenbarung die absolute Wahrheit enthüllen? Hier schaltet er die erste Hälfte seiner Abhandlung über „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ ein, worin er die Theorie entwickelt, daß die geoffenbarten Ideen der jeweiligen Geistes- und Bildungsstufe Derer angepaßt waren, denen sie mitgetheilt wurden. Die im fünften Fragment dargelegten Widersprüche sucht Lessing nicht aufzulösen; allein er bestreitet wiederum die Logik der Schlußfolgerung des Verfassers. Denn es handle sich nicht um Widersprüche unter den wirklichen Zeugen der Auferstehung, sondern nur um Widersprüche Derer, welche berichten, was die Zeugen gesehen haben wollen. Worauf es zumeist ankomme: „der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da.“

Lessing gedachte niemals, in diesen Bemerkungen seine eigenen Ansichten vollständig zu entwickeln. Zum Theil sollten sie die Wirkung der in krasser Form ausgesprochenen Behauptungen des Reimarus abschwächen, zum Theil zu der Untersuchung reizen, welche er auf die Tagesordnung zu setzen wünschte. Wir haben jedoch eine seiner Bemerkungen noch nicht berührt, und zwar diejenige, in welcher er seine tiefste persönliche Ueberzeugung aussprach, und welcher er das größte Gewicht beilegte. Es ist diese: Gesetzt, alle Einwürfe des Fragmentisten wären wohlbegründet, gesetzt, wir müßten die Bibel gänzlich aufgeben: müßten wir darum auch das Christenthum aufgeben? Durchaus nicht. Der gelehrte Theolog könnte darüber verlegen sein; nicht aber der Christ. „Was gehen

Digitized by Google

den Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. Wenn der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von Beiden Recht hat? Kurz, der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion."

Lessing hatte keine Ursache, mit dem Erfolg seines Versuches, die schlummernden Kräfte der Kirche zu wecken, unzufrieden zu sein. Nie war dieselbe berufen worden, einem furchtbareren Feinde die Stirn zu bieten, als dem „Ungenannten," der sofort zu großer Berühmtheit gelangte. Eine ähnliche Aufregung der Gemüther hatte man seit der Reformation nicht erlebt. In weniger als zwei Jahren erschienen dreißig bis vierzig dickleibige Entgegnungen auf die „Fragmente", und die Erwiderungen in Programmen, Monatsschriften und Tagesblättern waren zahllos.

Von den Schriftstellern dieser Glaubensarmee brauchen wir hier nur diejenigen zu nennen, welche Lessing einer Antwort würdigte. Einer von ihnen war der Hannoversche Direktor Schumann, welcher in seiner Schrift wider den „Ungenannten" an den Beweis der Wunder und der erfüllten Weissagungen appellirte. Der Superintendent Reß in Wolfenbüttel, Lessing's „Nachbar", veröffentlichte anonym eine Entgegnung auf das Fragment über die Auferstehungsgeschichte. Von ungleich größerer Bedeutung jedoch war der Hauptpastor Goeze in Hamburg, welcher sofort in voller Rüstung das Schlachtfeld betrat. Er war nicht mehr so freundlich, wie ehemals, gegen Lessing gesinnt, der es vernachlässigt hatte, ihm als Bibliothekar eine erbetene kleine Gefälligkeit zu erweisen, — vermuthlich weil ihn Goeze's Brief am Sterbebette seiner Gattin traf. Indeß würde er auch ohne diesen Zwischenfall den Kampf wider die Veröffentlichung der „Fragmente" begonnen haben, denn er war ein eifriger Seelenhirt, der sich berufen hielt, jede Gefahr von seiner Heerde abzuwenden, und Nichts fürchtete er mehr, als ketzerische Lehren. Hatte er es doch selbst für seine Pflicht erachtet, als öffentlicher Denunciant gegen den jungen Goethe aufzutreten, dessen

Digitized by Google

„Werther“ er eine Schutzschrift für den Selbstmord nannte, von der schreckliche Folgen zu erwarten seien. Vor Allem haßte er die freisinnigen Theologen. „Was,“ fragt er, „würde aus dem Christenthume werden, wenn ihre verderblichen Grundsätze zur Herrschaft gelangten? Ein Sodom und Gomorrha!“

Im gegenwärtigen Falle war er noch erbitterter, als sonst; denn er wußte, daß es keinen gewöhnlichen Feind zu besiegen galt. Ungleich der Mehrzahl Derer, welche sich in den Fragmentenstreit mischten, schenkte er dem „Ungenannten“ geringe Beachtung, und richtete seine Angriffe direkt gegen Lessing. Mit richtigem Instinkt erkannte er in Letzterem den gefährlicheren Gegner. Er eröffnete den Kampf in einer Reihe von Briefen an eine Hamburger Zeitung, indem er die Taktik einschlug, Lessing als Dichter und Kritiker zu schmeicheln, aber seine theologischen Kenntnisse herabzuwürdigen und seine „mittelbaren und unmittelbaren Angriffe“ auf das Christenthum zu beklagen. Diese Briefe veröffentlichte er nachher mit einigen anderen Aufsätzen unter dem Gesammttitel: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsre allerheiligste Religion.“ Später gab er drei Pamphlete über „Lessing's Schwächen“ heraus. Sein Ton ward immer heftiger und schmähender. Zuerst bat er nur Lessing, vor seiner Todesstunde zu zittern; später suchte er die Konsistorien und den Reichshofrath gegen einen Mann aufzuwiegeln, der die Kirche wie den Staat untergrübe. Bisher war er niemals in einem Streit unterlegen; er war so gewissenlos, daß seine Gegner sich hüteten, ihn über einen gewissen Punkt hinaus zu reizen. Jetzt hatte er sich indeß einen Feind erweckt, der, obschon streng gewissenhaft, noch aus jedem Kampfe als Sieger hervorgegangen war; und er sollte es bald bedauern, daß er seine Streitlust nicht durch etwas heilsame Vorsicht gemäßigt hatte.

Digitized by Google

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die theologische Fehde.

1.

Der kühnste Geist hätte einige Unruhe empfinden mögen bei dem Sturme, den Lessing auf sich herab beschwor. Nicht zum ersten Mal sollte er erfahren, daß unter allen Gegnern Theologen die bittersten und rücksichtslosesten sind, denen jedes Mittel, ihren Feinden den Mund zu schließen, recht ist; und jetzt hatte er den höchsten Grimm dieser Kaste erregt. Aber er fürchtete keinen Feind. Jeder neue Angriff auf ihn und seinen „Ungenannten" schürte seine Kampflust zu stärkerer Gluth, und er war entschlossen, keinem seiner erheblicheren Opponenten Grund zu der Behauptung zu geben, daß er über seine Argumente hinweg geschlüpft sei.

Er begann mit der Abfertigung Schumann's, die aus einer Broschüre „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" und einem Gespräche „Das Testament Johannis" bestand. Beide sind wichtig für die Beurtheilung von Lessing's Ansichten, und wir werden mehrfach auf dieselben zurückkommen. Er schrieb sie noch bei Lebzeiten seiner Frau. Nach ihrem Tode schwang er nur um so nachdrücklicher seine Waffen; denn in der Aufregung des Kampfes suchte er Ablenkung von dem Unglück, das ihn so plötzlich und zerschmetternd getroffen. Seine nächste Schrift war „Eine Duplik" gegen seinen „Nachbar" Reß, — im Grunde nur eine weitere, aber ungemein kräftige Ausführung seiner Bemerkungen über die Widersprüche der Evangelisten in ihren Berichten über die Auferstehungsgeschichte. Mit diesem schwachen und trivialen Gegner springt

Digitized by Google

Lessing schier zu unglimpflich um; seine fromme Einfalt hatte kaum eine so satirische Bloßstellung ihres Mangels an Logik verdient.

Der Hauptschlag galt jedoch dem Hamburger Streithahn Goeze. Dieser war im Grunde nicht schlimmer, als Dutzende lutherischer Prediger jener Zeit, aber er unterschied sich dadurch von der Mehrzahl seiner geistlichen Brüder, daß er seinen Ansichten einen überaus leidenschaftlichen Ausdruck zu geben vermochte. Lessing wählte ihn daher mit Fug als den Typus jener engherzigen Theologen, die alle Menschen in eine Form pressen möchten; die jede Abweichung von ihrer besonderen Lösung des Lebensproblems perhorresciren. Die polemische Literatur der Neuzeit hat, mit Ausnahme von Pascal's Briefen gegen die Jesuiten, nichts Feineres, als die Schriften wider Goeze, hervorgebracht. In ihnen erreicht Lessing's Stil seinen höchsten Gipfelpunkt. Er schreibt nicht als Theologe, sondern als Mann von Bildung, der ein Recht hat, theologische Fragen mit absoluter Freiheit zu behandeln, und von ihnen wie von jedem anderen, die Menschheit ernstlich interessirenden Gegenstande zu reden. Wir verlieren Goeze niemals ganz aus dem Gesichte. Er ist die Folie, welche eine Reihe der edelsten geistigen Eigenschaften: eine leidenschaftliche Wahrheitsliebe, Verachtung der Intoleranz und wahre Menschenliebe, in ihrem vollen Glanze hervortreten läßt.

In seinen Schriften wider Goeze gewährt Lessing seiner Vorliebe für die Metapher freien Spielraum. Für jeden Gedanken hat er ein lebendiges Bild; die abstraktesten Gedanken kleidet er in so konkrete Gestalt, daß sie die Phantasie wie den Verstand anregen und eine Menge von Betrachtungen wachrufen, die in Bezug zur wirklichen Welt stehen. Und er hält uns niemals zu lange bei Einer Seite der Wahrheit auf. Schnell, inmitten einer Entwicklung, gelangt er oftmals zu ganz unerwarteten Standpunkten; das Licht blitzt jeden Augenblick in gebrochenen Farben von einer neuen Krystallfläche des Diamanten. Der vorherrschende Ton in Betreff Goeze's ist der eines komischen Dichters, der ein ihm durchaus sympathisches Thema behandelt; aber die Komödie ist eine Maske, hinter welcher auch der Oberflächlichste einen tief ernsten Sinn nicht verkennen kann.

Die erste Erwiderung gegen den Hamburger Pastoren trug die

Form eines Briefes, der eine seitdem berühmt gewordene „Parabel" und die Bitte um Zurücknahme seiner Behauptung enthielt, daß Lessing es für unmöglich erklärt habe, die Einwürfe des Fragmentisten zu widerlegen. Vor der Veröffentlichung dieser Schrift kamen Lessing einige Blätter Goeze's zu Gesichte, in welchen dieser die maßlosesten Beschuldigungen gegen ihn erhob. Er fügte daher eine kräftige „Absage" hinzu, worin er seinen Gegner warnend darauf aufmerksam machte, daß der Strauß, wenn er ihn in dieser Weise fortsetze, ein sehr ernster werden würde. „Schreiben Sie, Herr Pastor," schloß er, „und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren."

Zunächst folgten die „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt", eine kurze Abhandlung, die aber in gedrängter Form das Wesentlichste der ganzen Polemik enthält. Dann kamen elf „Nothgedrungene Beiträge", einer nach dem andern, unter dem Gesammttitel „Anti-Goeze", die pikantesten und in volksthümlichster Sprache geschriebenen dieser Broschüren; und den Beschluß machten zwei Abhandlungen, in denen Lessing die Frage Goeze's beantwortete, was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe. Außer diesen Streitschriften begann Lessing noch mehrere andere, und er war gerüstet, den Kampf, wenn nöthig, noch Jahre lang fortzusetzen. Allein der Tod durchkreuzte seine Pläne.

2.

Die Gegner der „Fragmente" begnügten sich nicht damit, nur gegen diese zu wüthen und zu schreiben; sie griffen auch Lessing wegen ihrer Veröffentlichung auf's heftigste an. Möge er mit dem Verfasser übereinstimmen oder nicht, er untergrabe jedenfalls nach Kräften den Glauben des Volkes, und sei daher als ein öffentlicher Feind zu betrachten. Wenn Zweifel überhaupt laut werden dürften, so müßten sie durch Abfassung in lateinischer Sprache auf den Kreis der Gelehrten beschränkt bleiben.

Kein Standpunkt konnte Lessing's tiefster Natur entgegengesetzter als dieser sein. Er hatte sein ganzes Leben in einer Atmosphäre des Zweifels verbracht, kein Dogma blindlings auf eine fremde

Digitized by Google

Autorität hin angenommen, jede Ansicht auf jedem Gebiet des Denkens nach Maßgabe der Vernunft und Erfahrung geprüft. Und seine Ueberzeugung war, daß der Glaube wirkungslos für das Leben der Menschen sei, so lange man ihn nur mechanisch annehme. Um wahrhaft einflußreich zu sein, müsse er oftmals von Neuem untersucht, aus neuen Standpunkten betrachtet, auf neue Probleme angewandt, mit neuen Thatsachen und Theorien in Berührung gebracht werden. Er ging sogar noch weiter. „Nicht die Wahrheit," sagt er in einer bekannten Stelle der „Duplik", „in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: ‚Wähle!' ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!"

Das mildeste Argument, mit welchem er sich rechtfertigt, ist, daß ein scharfer Unterschied zwischen der rein literarischen und der praktischen Seite der Bücher zu ziehen sei. Der Botaniker durchirre Berg und Thal, um neue Pflanzen zu erspähen, und wenn er eine solche gefunden, kümmere es ihn nicht, ob sie giftig sei oder nicht. Der Schäfer aber pflege nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die zuträglichsten sind. Dem Schäfer entspreche Pastor Goeze, dem Botaniker Lessing, dessen Pflicht als Bibliothekar es sei, die gelehrte Welt mit jedem literarischen Schatze, der ihm aufstoße, bekannt zu machen. Er giebt natürlich nicht zu, daß die „Fragmente" wirklich „Gift" seien; aber er behauptet, selbst in diesem Falle sei er eben so wenig dafür zu tadeln, daß er sie zur Kenntniß der Wißbegierigen bringe, wie Pastor Goeze dafür, daß er seine Heerde vor ihrem verderblichen Charakter warne.

Noch entscheidender ist die Erwägung, daß die in den „Fragmenten" ausgesprochenen Gedanken schon viele Geister beschäftigten. Es sei daher sicherlich besser, daß sie offen ausgesprochen würden,

Digitized by Google

und daß Gelehrte und Denker Gelegenheit erhielten, das Irrtümliche derselben aufzudecken. Goeze rännte ein, die „objektive" Religion gewinne bei der Diskussion; aber die „subjektive" werde durch jedes Wort, das man gegen dieselbe schreibe, gefährdet. Lessing erwidert, der Gewinn erstrecke sich auf alle Zeiten, der Verlust schränke sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet seien. „Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur Wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei, nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert, und auffliegt."

Am wenigsten giebt er zu, daß Protestanten der freien Forschung willkürliche Schranken setzen dürften, da ohne das Recht einer solchen keine Reformation hätte stattfinden können. Das hieße ja, die lutherischen Pastöre zu „Päpstchen" machen und darauf los arbeiten, „so viele Protestanten, als möglich, wieder in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen." Gegen das Verlangen, daß man sich bei theologischen Kontroversen der lateinischen Sprache bedienen solle, bemerkt er unter Anderm: viele sehr unwissende Menschen verstünden Latein, während manche der scharfsinnigsten Denker keine Gelegenheit gehabt hätten, es gründlich zu erlernen. Zudem könne ein lateinisch geschriebenes Buch unter Umständen einen viel größeren Leserkreis finden, als ein in einer neueren Sprache verfaßtes. Und „Seele ist für den Teufel Seele; oder wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studirten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten." Ein paar Schwächlinge mögen freilich durch eine offenherzige Diskussion religiöser Fragen verletzt werden; aber, bemerkt Lessing, „jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt. Soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?" Auch meint Lessing, es sei weniger der angebliche Schaden solcher Debatten, den die

Digitized by Google

frommen Eifener im Auge haben, als ihre eigene kleine Bequemlichkeit. Sie möchten den Sturmwind gern aus der Natur verbannen, weil er in ihrem Gärtchen allerlei Unheil angerichtet, einerlei, wie viel Gutes er sonst befördert.

Es ist wesentlich, zu beachten, daß Lessing die Ansichten des Reimarus nicht vertheidigt. Er giebt im Gegentheil bei jeder Gelegenheit zu verstehen, daß er in vielen wichtigen Punkten ganz abweichender Meinung sei. Er betont nur das Recht des menschlichen Verstandes, mit vollkommener Freiheit die Gegenstände zu prüfen, in Betreff deren Reimarus zu unliebsamen Schlüssen gelangt sei. Die Bibel solle nicht minder, als Kunst oder Drama, einer unparteiischen Diskussion unterzogen werden dürfen.

Einer der Hauptgründe, den er hierfür geltend macht, ist der Umstand, daß die Bibel Mancherlei enthalte, was schlechterdings nicht zur Religion gehört. Wie aber die Grenzlinie zwischen den wesentlichen und unwesentlichen Bestandtheilen der Bibel ziehen, zwischen dem, was als Beweismittel für den christlichen Glauben dient, und dem, was nicht dazu dient? In seiner Schrift „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" zieht Lessing diese Grenzlinie klar und scharf. Er sagt, Nichts von rein historischer Natur kann zum Beweis der Wahrheit des Christenthums dienen, und dahin rechnet er auch die Wunder. Christus möge immerhin Wunder gethan haben; da heut zu Tag aber keine Wunder mehr geschehen, müsse die Erzählung von denselben so gut wie jede andere geschichtliche Erzählung untersucht und geprüft werden. Aber keine geschichtliche Erzählung könne jemals die Gewißheit einer bewiesenen Wahrheit erlangen. Mögen die Wunder also noch so glaubwürdig sein, sie haben immer nur den Werth historischer Erzählungen, und können daher nicht zur Grundlage des Glaubens an Wahrheiten von höherem Rang als sie selber gemacht werden. „Wenn ich historisch Nichts dawider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von Jenem Etwas einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, Etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet? Wenn ich historisch Nichts dawider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode

Digitized by Google

Digitized by Google

auferſtanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſei?" Es ſind eben zwei ganz verſchiedene Klaſſen von Wahrheiten, und es iſt unmöglich, einen logiſchen Schluß von der einen auf die andere zu machen.

Leſſing geht indeß weiter. Er behauptet nicht allein negativ, daß Wunder Nichts beweiſen, ſondern er erklärt auch poſitiv, daß, wenn das Zeugniß der Bibel zu ihren Gunſten Nichts verſchlägt, das Chriſtenthum dennoch als eine lebendige Macht fortdauern werde. Denn, wie ſchon erwähnt, „der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion." Mit Einem Worte, der Chriſt hat keine Urſache, die freie Forſchung zu fürchten; denn ſelbſt wenn er zugeben müßte, daß die Bibel nicht von inſpirirten Verfaſſern geſchrieben iſt, und daß viele ihrer Angaben einander widerſprechen, kann er immer noch ein Chriſt bleiben. Chriſtenthum und Bibel ſind abſolut unabhängig von einander.

Ehe wir zu dieſer ſeiner weſentlichſten Poſition übergehen, verlohnt es ſich, eine Stelle wenigſtens auszugsweiſe anzuführen, in welcher er von ſeinem Stile ſpricht. Goeze hatte ihm vorgeworfen, daß er, ſtatt ſich mit der üblichen gemeſſenen Gravität auszudrücken, ſo pikant ſchreibe und ſich eines beſtändigen Bilderſchmuckes bediene. Leſſing antwortet: „Jeder Menſch hat ſeinen eignen Stil, ſo wie ſeine eigne Naſe; und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum beſten zu haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Kaskaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe. Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben; aber Viel, wie wir denken. . . Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein giebt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei

Digitized by Google

und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen. Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. Ich gebe den meinen aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und Alles, was zu merklich ausgezeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht Viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nämlich, er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht unzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben. . . Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. Doch ja! allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen: die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen; so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hilfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht; denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakespeare vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen? Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: Darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: Warum nicht? wenn er kann. Die zweite: Darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: Warum nicht? wenn er will."

3.

Den Umstand, daß das Christenthum unabhängig von der Bibel sei, betont Lessing mit großem Nachdruck in der „Parabel" seiner

ersten Streitschrift wider Goeze. In der Hauptstadt eines mächtigen Königs war einst ein großer und herrlicher Pallast. Er war von sehr sonderbarer Architektur, mit wenigen Fenstern an den Außenseiten, aber mit vielen Thüren und Thoren von mancherlei Form und Größe. Es entstand, besonders unter Denen, welche wenig vom Innern des Pallastes kannten, vielfacher Streit über den Plan des Baumeisters. Man hatte verschiedene alte Grundrisse, auf denen sich Worte und Zeichen vermerkt fanden, deren Sprache und Charakteristik so gut wie verloren war. Aus diesen setzte ein Jeder sich einen beliebigen Pallast zusammen, und schwor darauf, daß der seinige allein der richtige sei. Plötzlich um Mitternacht erscholl die Stimme der Wächter: „Feuer! Feuer in dem Pallaste!" Da stürzten Alle auf die Straße, und jeder der Streitenden nahm seinen Grundriß mit, und zeigte, statt löschen zu helfen, dem Andern, wo der Pallast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar, hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen!" „Oder hier vielmehr, Nachbar; hier!" „Wo denkt ihr Beide hin? Es brennt hier!" „Was hätt' es für Noth, wenn es da brennte? Aber es brennt gewiß hier!" „Lösch' ihn hier, wer da will! Ich lösch' ihn hier nicht." „Und ich hier nicht." „Und ich hier nicht." — „Ueber diese geschäftigen Zänker," schließt die Parabel, „hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallast, wenn er gebrannt hätte. Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten."

Unter dem Pallast ist das Christenthum zu verstehen; die alten Grundrisse sind die Bibel und die Konfessionen; die Zänker die Theologen. Goeze bezog die Parabel lediglich auf die Diskussion, welche die Fragmente hervor riefen. Lessing, der sie weiter auszuführen und mit Erklärungen zu begleiten gedachte, sagt in dem Entwurf einer Vorrede, daß er „die ganze Geschichte der christlichen Religion" damit habe bezeichnen wollen.

Es ist außer Zweifel, daß Lessing, als der Streit begann, unter „Christenthum" einen religiösen Geist verstand, der ganz und gar Nichts mit dem Dogma zu schaffen habe. Das geht deutlich aus einer Stelle seines Absageschreibens an Pastor Goeze hervor, in welcher er sich als Erben und Fortsetzer von Luther's Werk bezeichnet: „O daß Er über uns urtheilen könnte, Er, den ich am

Digitized by Google

liebsten zu meinem Richter haben möchte! Luther Du! großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig, daher schlendern! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!"

Deutlicher noch spricht Lessing seine Ansicht in einem kleinen Fragment seiner Nachlaßpapiere aus, das „Die Religion Christi" betitelt ist. „Ob Christus," sagt er dort, „mehr als Mensch gewesen, das ist ein Problem. Daß er wahrer Mensch gewesen, das ist ausgemacht. Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge. Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann, die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als bloßem Menschen macht. Diese, die christliche Religion, ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstand ihrer Verehrung macht. Wie beide diese Religionen, die Religion Christi sowohl als die christliche, in Christo als in einer und derselben Person bestehen können, ist unbegreiflich. Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze beider in einem und ebendemselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist, als die christliche. Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten; die christliche hingegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben."

Die Religion Christi als eines Menschen, das ist das Christenthum, welches, nach Lessing's Ansicht, von Jahrhundert zu Jahrhundert lebt, und sich allen wechselnden Bedingungen des individuellen und nationalen Lebens anpaßt. Und für das Grundprincip dieser Religion erklärt er im „Testament Johannis" die Worte:

„Kinderchen, liebt euch!“, welche der Apoſtel Johannes, nach der Legende, in ſeinem hinfälligen Alter nur noch als einzige Mahnung, die Alles in ſich begreife, der Gemeinde zurief. Denn „die chriſtliche Liebe“ iſt ihm „die chriſtliche Religion.“

Leſſing ſtand keineswegs allein unter ſeinen Zeitgenoſſen, indem er das Hauptgewicht auf die praktiſche Seite der Religion legte. Alle Freidenker jener Tage, von Kant bis auf Baſedow herab, wieſen der Pflicht auf Koſten des Dogmas einen übertrieben hohen Platz an; aber Leſſing allein verſtand dem ſittlichen Ideal Annehmlichkeit und Reiz zu verleihen. Er verlangte nicht bloße Uebereinſtimmung mit einem Kodex von Geſetzen, ſondern den läuternden und belebenden Geiſt, welcher den Gehorſam in Freiheit verwandelt, welcher das Geſetz, das wir erfüllen, zur Verkörperung unſerer Wünſche und Hoffnungen macht. Die Liebe, welche er zum Leitſtern des Lebens zu machen ſuchte, war kein engherziges, auf eine Sekte oder Kirche beſchränktes Gefühl; es war die Liebe des Menſchen zum Menſchen, die Liebe, die ſich nicht minder in erhabenem Streben für die Geſammtheit, wie in Freundlichkeit, Geduld und Biederkeit im täglichen Verkehre bethätigt.

In dieſem Sinne ausgelegt, beſchränkt ſich die Religion nicht auf chriſtliche Länder. Sie nimmt unter Chriſten eine beſondere Form an; aber unter vielerlei Geſtalt lebt ſie ihrem Weſen nach in jedem Gemüthe, das nach einem wahren und harmoniſchen Leben trachtet. Leſſing glaubte hieran feſt, und hätte ſich zur Unterſtützung ſeines allgemeinen Standpunktes darauf berufen können. Da er jedoch zu Leuten ſprach, welche die Religion mit dem Chriſtenthum identificirten, ſtellte er ſich auf die Baſis, daß das Chriſtenthum vor der Bibel dageweſen ſei, und daher nicht von derſelben abhängig gemacht werden könne. Goeze vermochte nicht zu leugnen, daß es urſprünglich nur durch das geſprochene Wort verkündet ward, und daß während jener Zeit kein wirkliches Bedürfniß für das geſchriebene Wort vorhanden war; allein er behauptete, es hätte ſchließlich aus der Welt verſchwinden müſſen, wenn es uns nicht im Neuen Teſtament erhalten worden wäre. Leſſing ſtellt Letzteres in Abrede. Er meint, Bücher ſeien denſelben vorſetzlichen und unvorſetzlichen Verfälſchungen unterworfen, wie die mündliche Ueberlieferung. Und „hätte Gott durch die nämliche Aeußerung ſeiner unmittelbaren

Digitized by Google

Gewalt nicht eben so wohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat?"

Goeze behauptete, vom neunten Jahrhundert bis zur Erfindung der Buchdruckerei sei die Bibel fast nur einzelnen Gelehrten bekannt gewesen, die sie in den Klöstern handschriftlich oder in Uebersetzungen lasen. Der große Hause habe aus der Bibel Nichts mehr erfahren, als was die römische Klerisei davon zu sagen für gut fand; seine christliche Religion sei in dieser Zeit daher kaum etwas Besseres gewesen, als „ein verwandeltes Heidenthum." Auf die erste Behauptung erwidert Lessing, daß der Herr Pastor völlig im Irrthume sei. Die Abschriften des Neuen Testaments hätten sich im Laufe der Zeit beständig vermehrt. Wenn daher die Religion sich verschlimmerte, sei es nicht daher gekommen, weil weniger Bibeln vorhanden gewesen. Auch habe die Vermehrung der Bibeln durch die Buchdruckerkunst die Religion nur theilweise gereinigt und neu belebt. Die römische Kirche habe seitdem nicht eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen. Selbst die Reformation „kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte."

Im Laufe des Streites kam es Goeze, der deutlich genug einsah, wo das Hauptgewicht der Beweisgründe lag, in den Sinn, Lessing zu fragen, was für eine Religion er unter der christlichen verstehe, deren Unabhängigkeit von der Bibel er so bestimmt behaupte. Man möchte fast wünschen, daß Lessing offen seine wahre Herzensmeinung darüber ausgesprochen hätte. Er hielt jedoch den Moment nicht für geeignet dazu. Um dem Gegner fest auf den Leib zu rücken, nahm er keck Goeze's eigene Definition des Christenthums an. „Ich verstehe," antwortete er, „unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind. Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whiston'sche Falle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das sogenannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will."

Nach der Veröffentlichung dieser seiner Erwiderung in seiner „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" schrieb er an Elise Reimarus: „Es freut mich, daß Sie die Taktik meines letzten

Bogens so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones vermachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat, und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe, so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meiner Vollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird, nämlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden."

Lessing's Verehrer mögen über diese Worte etwas stutzen; aber die Arglist ist nur eine scheinbare. Obschon er sich persönlich nicht zu allen Glaubenslehren bekannte, „die in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind," glaubte er doch, daß man sie mit gutem Gewissen aufrecht erhalten könne, ganz abgesehen von dem Zeugnisse der Bibel, ja selbst wenn dies Zeugniß für ganz werthlos erklärt würde. Er beruft sich immer noch auf das Verhalten der ältesten Kirche. In der „Nöthigen Antwort" beginnt er mit dem Satze, daß die regula fidei der Inbegriff der Glaubensbekenntnisse in den ersten vier Jahrhunderten gewesen sei. Diese regula fidei war nicht aus den Schriften des Neuen Testaments entnommen; sie existirte, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testaments vorhanden war. Sie ist daher der Felsen, auf den die Kirche Christi erbaut worden; und nicht die Schrift, nicht Petrus und dessen Nachfolger. Die Schriften des Neuen Testaments, wie sie unser jetziger Kanon enthält, waren den ersten Christen unbekannt; und die einzelnen Stücke daraus haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei den Protestanten stehen. Es ward sogar den Laien zum Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs. Selbst die Schriften der Apostel wurden nach der regula fidei beurtheilt, und nur auf Grund ihrer Uebereinstimmung mit derselben angenommen. Die christliche Religion ward in jener Zeit nie aus diesen Schriften erwiesen. Sie galten nicht einmal als authentischer Kommentar der gesammten regula fidei; daher durften sich die Ketzer niemals auf die Schrift berufen. Und die Kirchenväter

Digitized by Google

bewiesen in ihren Schriften über das Christenthum dessen Thatsachen und Wahrheiten durch Bezugnahme auf die Tradition, indem sie neutestamentliche Bücher nur zum Zweck weiterer Bestätigung und Erläuterung citirten.

Verblüfft — und mit gutem Grunde verblüfft, — sich so in die Enge getrieben zu sehen, antwortete Goeze, es sei ungereimt, von ihm den Beweis zu fordern, daß die christliche Religion in diesem Sinne nicht ohne Bibel bestehen könne. Es sei ein von allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, selbst die Socinianer nicht ausgeschlossen, angenommener Grundsatz, „daß die Bibel der einzige Lehrgrund der christlichen Religion ist, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzt werden, also nicht bestehen könne." Und um die Unwahrheit alles dessen, was Lessing über das Ansehen der Bibel bei der ältesten Kirche vorgebracht, zu erweisen, citirte er eine bekannte Stelle des Irenäus, worin dieser angeblich von der Schrift als von dem „Grund und Pfeiler unseres Glaubens" spreche. Lessing schrieb als Erwiderung eine zweite Nummer seiner „Nöthigen Antwort", worin er entwickelte, daß keineswegs alle Christen der Bibel dieselbe Bedeutung wie Pastor Goeze beimäßen, da die katholische Kirche sich nicht bloß auf diese, sondern auch auf die Tradition berufe; und daß, wenn man die Bibel als einzige Grundlage des Glaubens annehme, es unmöglich sei, den Socianismus zu widerlegen. Was die Stelle aus dem Irenäus betrifft, so fertigt Lessing Goeze's Unwissenheit kurzweg ab, indem er nachweist, daß der Kirchenvater nicht die Schrift, sondern das Evangelium den Grund und Pfeiler unseres Glaubens nenne, und darunter nicht die vier Evangelien, sondern den wesentlichen Inhalt der christlichen Lehre verstehe.

In der ersten Nummer seiner „Nöthigen Antwort" hatte Lessing schon erklärt, daß er seine Thesen aus einer sorgfältigen mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gezogen habe, und daher im Stande sei, sich mit dem gelehrtesten Gegner darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Nach der unglücklichen Berufung auf den Irenäus hielt es Goeze für gerathener, mit keiner Gelehrsamkeit weiter zu prunken, und räumte das Feld. Er hatte nie zuvor einem Gegner das letzte Wort gelassen.

Digitized by Google

Ein anderer Theologe, Walch, nahm die Frage an dem Punkte auf, wo Goeze sie fallen ließ. Zu seiner voluminösen „Kritischen Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten" häufte er Citate aus Citate aus den Kirchenvätern, um zu beweisen, daß die Kirche jener Zeit die Bibel ganz in demselben Lichte betrachtet habe, wie die Reformatoren und ihre Nachfolger. Lessing begann eine sorgfältige Entgegnung auf dies Werk, die, wenn er sie hätte vollenden dürfen, einen hohen Rang unter seinen gelehrten Arbeiten behauptet haben würde. Den allgemeinen Satz, daß die Kirche vier Jahrhunderte hindurch sich an die regula fidei als ihre höchste Autorität hielt, schränkte er dahin ein, daß derselbe nur für die Zeit bis zum Nicäischen Concil gelte, mit welchem eine neue Aera begann. Innerhalb des so bestimmten Zeitraumes fällt es ihm nicht schwer, Walch zu widerlegen, der ein Gelehrter von der alten Schule war, und seine Belegstellen häufig sehr unkritisch und ungenau citirte. Lessing weist ihm nach, daß er die regula fidei mit der regula disciplinae verwechselt, und Stellen, die sich auf das Alte Testament beziehen, angeführt habe, als wenn sie auch auf das Neue anwendbar wären. Der flüchtigste Blick auf diese Entwicklungen zeigt uns, daß Lessing in der patristischen Literatur eben so bewandert wie in der klassischen Literatur war. Er kennt den Ignatius, Justinus, Theophilus, Celsus und Clemens Alexandrinus so genau wie den Irenäus und Tertullian, durch welchen Letzteren er, nach seinem Geständniß, zuerst eine richtigere Vorstellung von dem Verhältniß des christlichen Glaubens zur Bibel erlangte.

War Lessing denn nun aber der Ansicht, wir müßten das orthodoxe Christenthum, wenn wir es auf Grund der Schrift nicht anzunehmen brauchten, auf Grund der Tradition annehmen? Wenn das seine wahre Meinung wäre, hätten wir geringe Ursache, ihm für seine Mühe dankbar zu sein; denn es wäre ein kläglicher Fortschritt für die Menschheit, erst vom Joche der Tradition unter das Joch der Bibel gelangt zu sein, um dann wieder von der Bibel zur Tradition zurück zu kehren. Lessing, der freie, kühne Denker, der immer logisch verfuhr, immer die Dinge in ihrem wahren Lichte zu sehen strebte, war unfähig, einen so reaktionairen und schwächlichen Schritt zu thun. Seine Absicht war, die Menschen zu über-

Digitized by Google

zeugen, daß sie keinen Grund hätten, die freie Forschung zu scheuen; und nur um selbst strenggläubige Protestanten dahin zu bringen, der Kritik die unbeschränkteste Freiheit zu gewähren, betonte er so stark, daß ihr religiöser Glaube nicht nothwendig mit der Bibel stehe oder falle. Er sagte ihnen durch seine Streitschriften: Ihr behauptet, wenn uns die Bibel genommen wird, wird uns Alles genommen. Thatsächlich aber wurde das Christenthum mehr als drei Jahrhunderte lang ohne alle Rücksicht auf das Zeugniß der Schrift geglaubt. Höchstens bestärkte dieselbe den Glauben, welcher, ohne sie, die Richtschnur für das ganze Leben der Bekenner war. Warum sollte nicht derselbe Zustand der Dinge wieder eintreten können? Hat das Christenthum seine Macht über den Verstand, das Gefühl, die Phantasie verloren? Kann es nicht ohne die Hilfe geschriebener Worte, einfach wegen der ihm innewohnenden Kraft und Schönheit, angenommen werden? Und wenn das der Fall ist, was braucht euch das Raisonnement der unerschrockensten Forscher zu betrüben und zu beunruhigen?

Die Beweisgründe, deren sich die Theologen, nach Lessing's Ansicht, ohne die mindeste Bezugnahme auf die Schrift, am erfolgreichsten bedienen könnten, sind die einfachen Thatsachen, daß das Christenthum als eine große sittliche Kraft existirt, und daß die, welche unter seinem Einflusse leben, in ihm eine Quelle des Friedens und der Tugend finden. „Wenn man auch nicht im Stande sein sollte," sagt er, „alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist, so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben." Und an einer anderen Stelle: „Ich sage, daß Derjenige, dessen Herz mehr Christ ist, als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre, weil er *fühle*, was Andere sich zu *denken* begnügen. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt, und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt."

Hinter all seinem späteren Raisonnement lag jedoch sein früherer Standpunkt: daß wahre Religion, deren Lebenskeim die

Digitized by Google

Liebe ist, Nichts mit dem Dogma zu schaffen hat, und ganz unabhängig von Zeugnissen der Bibel oder jedes anderen Buches ist. Das war die Wahrheit, welche tief ins Herz des Volkes drang, und den Weg für jene nachfolgenden Erörterungen über das Wesen der Religion bereitete, mit denen jeder hervorragende Name in der modernen deutschen Philosophie verknüpft ist. Sie steht in keiner Weise mit der Achtung vor der Bibel in Widerspruch. Wie wir sehen werden, anerkannte Lessing vollkommen die wichtigen Dienste, welche dieselbe der Menschheit geleistet hat, und er schätzte zu aufrichtig die herrlichen Eigenschaften ihrer größten Bücher, um anzunehmen, daß sie jemals aufhören könne, eine lebendige Macht in der Welt zu sein. Er behauptete nur, die Religion könne ohne sie existiren; sie sei nur einer der vielen Einflüsse, die geeignet sind, Gefühle zu nähren und zu kräftigen, welche tief in der geistigen Natur des Menschen versenkt liegen.

Wie entstand der Kanon? Was war der Begriff des Christenthums in der ältesten Kirche? In welchem Verhältniß stand dieser Begriff zur Tradition einerseits, zu den Büchern der heiligen Schrift andererseits? Es war eins der großen Resultate dieses Streites, daß er zuerst diese Fragen als Probleme für die historische Wissenschaft klar andeutete. Sie haben seitdem niemals aufgehört, die Aufmerksamkeit der Bibelgelehrten in Anspruch zu nehmen.

4.

Im Jahre 1778, dem Jahre, in welchem alle theologischen Streitschriften Lessing's, mit Ausnahme seiner Entgegnungen an Schumann, veröffentlicht wurden, begann er sorgfältig ein Werk auszuarbeiten, das ihn schon lange beschäftigt hatte, das aber nie vollendet ward. Es war betitelt: „Neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet." Das Bruchstück, welches wir davon besitzen, besteht nur aus circa 20 Seiten; dennoch ist es nicht zu Viel gesagt, wenn wir es als den werthvollsten Beitrag zur biblischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert bezeichnen. Lessing selbst legte großen Werth darauf. „Etwas Gründlicheres," schreibt er seinem Bruder im Februar 1778, „glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf

Digitized by Google

hinzusetzen: auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen."

Das Werk beginnt mit dem Satze, daß die ersten Anhänger Jesu Juden waren, und, nach dem Beispiele Christi, nicht aufhörten, als Juden zu leben. Von den übrigen Juden wurden sie Nazarener genannt, und nahmen den ihnen aus Verachtung beigelegten Namen willig als Ehrennamen an. Es ist mit Grund zu vermuthen, daß sie sehr früh, sehr bald nach dem Tode Christi, eine geschriebene Sammlung von Nachrichten über das Leben und die Lehren des Meisters gehabt haben. Diese Sammlung wird von Zeit zu Zeit abgeschrieben und durch neue Zusätze nach dem Bericht glaubwürdiger Leute, die mit Christo gelebt oder durch Andere von ihm gehört hatten, vermehrt worden sein. Allmählich, als die Zeitgenossen Christi ausstarben, wird man diese Sammlung als abgeschlossen betrachtet haben. Sie wird unter verschiedenen Namen bekannt gewesen sein: als das Evangelium der Apostel, da der Inhalt vornehmlich aus den Erinnerungen dieser herstammte; als das Evangelium der Nazarener, da es in ihrem Besitze war; als das Evangelium der Hebräer, da die palästinischen Juden auch so genannt wurden. Endlich kann sie nach dem Namen irgend eines Verfassers benannt worden sein, der ihr eine bessere Form gab oder sie in eine verständlichere Sprache übersetzte. Bis hieher ist Alles Vermuthung; aber die Vermuthung ist von glaubwürdigen Zeugnissen abstrahirt, denn die Nazarener des vierten Jahrhunderts besaßen wirklich eine solche Sammlung in syrisch-chaldäischer Sprache, welche von den Kirchenvätern mit höchster Achtung bald als das Evangelium der Apostel, bald als das Evangelium der Hebräer, bald als das Evangelium des Matthäus erwähnt wird. Hieronymus schätzte es so hoch, daß er es der Uebersetzung in zwei verschiedene Sprachen für werth hielt. „War nun aber dies Evangelium der Nazarener keine später untergeschobene Mißgeburt, so war es auch älter, als alle unsere vier Evangelia, deren das erste wenigstens 30 Jahr nach Christi Tode geschrieben worden."

Als das Christenthum Einfluß unter den Heiden erlangte, war es nöthig, daß Stücke dieses ursprünglichen Evangeliums ins

Griechische übersetzt würden. Die erste Version unternahm Matthäus, der es natürlich nicht genau übersetzte, sondern nur diejenigen Theile auswählte, welche ihm als ganz zuverlässig erschienen und den Bedürfnissen Derer, für welche er schrieb, entsprachen. So erklärt sich die Tradition, daß Matthäus sein Evangelium hebräisch geschrieben habe, während er in Wirklichkeit seinen Stoff nur einem hebräischen Original entlehnte.

Da aber Matthäus die Schätze des Evangeliums der Nazaräer nicht erschöpfte, fertigten andere Verfasser mancherlei weitere Uebersetzungen desselben ins Griechische an. Die hauptsächlichsten darunter waren die Evangelien des Markus und Lukas. Ersterer war nicht, wie man gemeiniglich annimmt, ein bloßer Epitomator des Matthäus. Er erscheint nur als ein solcher, weil er das nämliche Original, aber vermuthlich in einer weniger vollständigen Abschrift benutzte. Lukas unterschied sich vom Matthäus dadurch, daß er die Erzählung in einer etwas anderen Ordnung und in einer etwas besseren Sprache übertrug. Und Johannes? Lessing bezweifelt eben so wenig, daß Johannes das vierte Evangelium schrieb, wie er bezweifelt, daß die übrigen Evangelien von den Verfassern, deren Namen sie tragen, herrühren. Und er ist der Ansicht, daß Johannes, gleich den Andern, die ursprüngliche hebräische Urkunde benutzte; allein dieser Evangelist, meint er, habe augenscheinlich kein bloßes Ergänzungsstück zu den drei übrigen Evangelien schreiben, sondern Christum in einem ganz anderen Lichte darstellen wollen. Seine Vorgänger schildern denselben als einen außerordentlichen Propheten, mit übernatürlichen Kräften begabt; und bei Matthäus besonders finden sich Spuren eines rein jüdischen Einflusses. Wenn kein anderer Begriff aufgekommen wäre, hätte das Christenthum zuletzt als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden müssen. Da trat Johannes ins Mittel und entwickelte eine höhere Idee von Christo. „Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Konsistenz; nur seinem Evangelium haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Konsistenz, allen Anfällen ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben: das ist, ewig."

Schon in sehr früher Zeit erkannte man, daß die Kirche in den

Digitized by Google

Evangelien des Matthäus und des Johannes ein Evangelium des Fleisches und ein Evangelium des Geistes besitze. Die Evangelien des Markus und des Lukas wurden, nächst dem des Matthäus, beibehalten, „weil sie in vielen Stücken gleichsam die Kluft füllten, die zwischen dem Matthäus und Johannes liegt, und der Eine ein Schüler des Petrus, der Andere ein Schüler des Paulus gewesen war.“ Deshalb wurden sie auch in der bekannten Weise geordnet. Wir gelangen stufenweise von der am wenigsten geistigen zu der geistigsten Idee von Christo.

Die Wichtigkeit dieser Hypothese liegt zum Theil in der Thatsache, daß sie die herkömmliche Inspirations-Theorie auf das wirksamste untergrub. Lessing sagt freilich ausdrücklich, daß sie die Inspiration nicht ausschlösse, und in gewissem Sinne ist das wahr. Aber wenn die Evangelisten nicht durchaus Originalschriftsteller waren, sondern ein Werk benutzten, für das kein Anspruch auf Inspiration erhoben wird, so war offenbar die Eingebung von oben nicht von einer Art, welche den Forscher von der kältesten und gründlichsten Kritik abzuschrecken braucht.

Noch bedeutsamer jedoch war der Einfluß dieser Arbeit auf den thatsächlichen Fortschritt der historischen Untersuchungen über die Anfänge des Christenthums. Lessing wies in seiner „Neuen Hypothese“, ohne das Problem zu lösen, die Spur, welche von der späteren Kritik verfolgt worden ist. Er lenkte hier zum ersten Mal die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf den tiefen Unterschied zwischen dem vierten und den drei ersten Evangelien. Er wies auf das Vorhandensein eines petrinischen und eines paulinischen Elementes in der ältesten Kirche hin, und betonte die Thatsache, daß wir, mit der vermeintlichen Ausnahme des Johannes, in den Evangelisten keine wirklichen Augenzeugen der von ihnen erzählten Ereignisse vor uns haben. Auch zeigte er, daß ein beträchtlicher Zeitraum zwischen dem Leben Christi und den einzigen Berichten über dasselbe liegt, die auf uns gekommen sind. Der Entwicklung dieser inhaltsreichen Andeutungen verdanken wir zum großen Theil Alles, was seitdem zur Erklärung des Wachsthumes der Macht geleistet worden ist, die Jahrhunderte lang den höchsten Ueberzeugungen, Strebungen und Hoffnungen der occidentalischen Welt ihr Gepräge verlieh.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Nathan der Weise."

1.

Inmitten seiner theologischen Kämpfe veröffentlichte Lessing ein ferneres Fragment des Ungenannten: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger." Dies war bei weitem das kühnste von allen. Der Verfasser bestritt durchaus, daß Jesus die Absicht gehabt habe, ein geistiges Reich zu errichten. Er habe sich nur, in Uebereinstimmung mit den gewöhnlichen Vorstellungen seiner Landsleute, für den Messias ausgegeben; und so lange er lebte, hätten die zwölf Apostel kein höheres Ziel gehabt, als seine irdische Herrlichkeit zu theilen, indem sie die zwölf Throne Israel's einnähmen. Nach seinem Tode hätten sie einen neuen Plan ersonnen, und behauptet, daß ihr Meister vom Grabe auferstanden sei, und dereinst wiederkehren werde, um die Welt zu richten. So hätte ihr Werk einen geistigeren Anstrich erhalten, als er oder sie ursprünglich beabsichtigt, und sie hätten den Bericht über die Thatsachen ihrem „neuen System" gemäß abgeändert. Beide „Systeme", das alte wie das neue, ließen sich in den Evangelien entdecken; aber natürlich trete das neue mehr hervor, während daneben das alte sich, trotz der Bemühungen der Verfasser, es auszumerzen, oftmals enthülle.

Nicht einmal das Fragment über die Auferstehung hatte so viel Lärm gemacht, wie dieses. Der ungenannte Verfasser ward als ein Ungeheuer von Tücke verschrieen; und mancher orthodoxe Christ dachte, daß der Mann, welcher so schreckliche Gottesläste-

Digitized by Google

rungen veröffentliche, kaum weniger schuldig sei. Goeze und seine Freunde verdoppelten ihre Bemühungen, die Strafe der weltlichen Behörden auf Lessing's Haupt herab zu ziehen; sie behaupteten, der Staat sei in einleuchtender Gefahr, da so entsetzliche Lehren zur Auflösung aller gesetzlichen Bande führen müßten. Es gelang ihnen nicht, eine gerichtliche Verfolgung zu erwirken. Durch eine wunderliche Laune des Schicksals ward sogar der unselige Goeze, inmitten seines Tobens gegen Lessing's Ruchlosigkeit, selber wegen Beleidigung der Katholiken in seinen Predigten vor Gericht gezogen. Lessing fürchtete sich durchaus nicht vor einer Intervention des Reichshofraths; denn, wie er seinem Bruder, übereinstimmend mit seiner Aeußerung gegen Elise Reimarus, schrieb: er hatte ein sicheres Mittel, das Synedrium zu theilen und zu spalten. Das heißt: während die Protestanten ihm den Krieg machten, brauchte er, um die Katholiken auf seine Seite zu ziehn, seine Sache nur so darzustellen, daß er den Werth der Tradition erhöhe, indem er das Ansehen der Bibel als einziger Quelle der Religion herabsetze. Das Geschrei gegen ihn war indessen nicht ganz erfolglos. Die Braunschweiger Regierung ertheilte der Buchhandlung, welche die „Fragmente“ veröffentlicht hatte, das Verbot, fernerhin ein Werk Lessing's zu drucken, das nicht mit dem Imprimatur eines Ministers versehen sei. Als Ursache dieses Reskripts gab man an, daß er die Bedingung, unter der ihm Censurfreiheit bewilligt worden — nämlich die Verpflichtung, Nichts wider die Religion drucken zu lassen, — verletzt habe. Gleichzeitig wurde das letzte „Fragment“, das als ein besonderer Band erschienen war, und die Bände seiner „Beiträge zur Geschichte und Literatur“, welche die früheren „Fragmente“ enthielten, konfiscirt.

Lessing schrieb an das Ministerium, er habe die Bedingung so verstanden, daß er für seine Person nichts die Religion Beleidigendes solle drucken lassen; und das habe er auch sorglich vermieden. Er hoffe daher, daß man ihn seine Anti-Goeze'schen Blätter werde fortsetzen lassen; denn hier sei er der angegriffene Theil, und das Bitterste, was er von seinem Gegner gesagt, seien nur Komplimente gegen das, womit ihn derselbe beleidigt; auch habe „der ganze Streit keinen Einfluß auf die christliche Religion.“ Zum Unglück war der alte Herzog, welcher 1780 starb, damals

Digitized by Google

sehr krank, und der Erbprinz, der, obschon persönlich orthodox und ein Gegner aller Polemik, Gewaltmaßregeln schwerlich gebilligt hätte, war auf Reisen. Die Minister hatten daher freies Spiel, und da sie unter dem Einflusse der Geistlichkeit standen, erhielt Lessing als Antwort ein Reskript, das ihm die Censurfreiheit gänzlich entzog, die Auslieferung des Manuskripts der „Fragmente" verlangte, und ihm verbot, irgend Etwas ohne Erlaubniß im Braunschweigischen Staate oder anderwärts zu veröffentlichen. Er nahm all' diese Maßregeln, mit Ausnahme der letzten, gelassen hin. Die Konfiskation der „Fragmente" freute ihn sehr, denn er wußte, daß das Publikum jetzt erst recht neugierig sein würde, ein Werk kennen zu lernen, von dem man so viel Aufhebens machte. Auch kam es wirklich so, nicht allein in Braunschweig, sondern auch in Kursachsen, wo die Geistlichkeit ein Verbot des Verkaufs und der Lektüre seiner theologischen Streitschriften bei schwerer Geldstrafe erwirkte. Den Befehl jedoch, Nichts in Braunschweig oder auswärts ohne Erlaubniß zu veröffentlichen, beschloß er gänzlich zu ignoriren, und nöthigenfalls lieber seinen Abschied zu fordern. Einige Tage, bevor ihm das Reskript zuging, hatte er seine „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" nach Berlin gesandt, um sie dort drucken zu lassen. Als sie erschien, ward ihm vom Ministerium ein Verweis ertheilt; aber er nahm keine Rücksicht darauf, und veröffentlichte bald darauf in Hamburg seine „Erste Folge" dieser Schrift. Diesmal zog man ihn nicht zur Verantwortung, und da Goeze, zu Lessing's und aller Welt Erstaunen, die Polemik einstellte, lag keine unmittelbare Veranlassung zur Veröffentlichung fernerer Streitschriften vor.

Mittlerweile trug sich Lessing mit einem Projekte, das ihn für eine Zeitlang von der Bitterkeit der theologischen Fehde ablenken sollte. Am 11. August 1778 schrieb er seinem Bruder: „Noch weiß ich nicht, welchen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, wie viel man braucht: und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir wohl damals nicht träumen ließ.

Digitized by Google

Wenn Du und Moses [Mendelssohn] es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher, je lieber ein paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stückes allzu früh bekannt würde: aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I, Nov. III, Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episede dazu erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten."

Das Stück, auf welches sich diese Aeußerungen bezogen, war „Nathan der Weise." Aus welcher Zeit der Plan stammt, ist unbekannt; aber mit der Idee trug er sich mindestens drei Jahre, ehe er an die Ausführung ging. „Mein ‚Nathan,'" schrieb er einige Monate später seinem Bruder, „wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise, vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne." Und gegen Elise Reimarus bemerkte er: „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen."

Zuerst mißverstanden ihn seine Freunde. Sie wähnten, er wolle seine Gegner in einer Komödie lächerlich machen, die etwa im Geist der amüsantesten Stellen seines „Anti-Goeze" verfaßt wäre. „Aber, lieber Bruder," schrieb er an Karl Lessing, „selbst Du hast Dir eine ganz unrechte Idee von meinem ‚Nathan' gemacht. Es wird Nichts weniger, als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moses hat ganz recht geurtheilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angestimmt, falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu

Digitized by Google

habe ich ganz und gar keine Lust, und er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Abspruch im geringsten nicht schade." Und ein andermal: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken Nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen."

Es war seine Gewohnheit, vor der Ausarbeitung eines Stückes einen sorgfältigen Plan davon zu entwerfen. Das that er auch bei „Nathan dem Weisen" um die Mitte des Novembers 1778, und begann gleich darauf, das Stück in Versen niederzuschreiben. Im März des folgenden Jahres war das Werk vollendet, und etwa zwei Monate darauf war es in den Händen der Subskribenten. Es war das erste Stück, das Lessing in Versen verfaßt hatte. Er hätte wahrscheinlich die Prosaform vorgezogen; aber er glaubte, wie er an Ramler schrieb, daß der Vers besser zu dem orientalischen Ton stimme, den der Gegenstand hie und da verlange. Sein Bruder sprach einige Besorgniß aus, daß das Stück dadurch später fertig werden würde. Er antwortete jedoch: „Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse. Ja, wirst Du sagen, solche Verse! Mit Erlaubniß; ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären." Es war der fünffüßige Jambus, den die englischen Dichter mit so glänzendem Erfolg in Drama und Epos verwandt hatten. Klopstock und mehrere andere deutsche Schriftsteller hatten sich desselben vor ihm bedient; allein Lessing war der Erste, der ihm — trotz gelegentlicher Schlaffheit — Kraft, Freiheit und Elasticität verlieh. Nach seinem Vorgange ward er von Goethe und Schiller als der regelrechte dramatische Vers adoptirt.

2.

Der Schauplatz des Stückes ist nach Jerusalem zur Zeit eines Waffenstillstands während des vierten Kreuzzuges verlegt. Saladin ist im Besitz der heiligen Stadt, und Richard Löwenherz und Philipp August von Frankreich werden Beide als in Palästina

Digitized by Google

anwesend erwähnt. Einige Anachronismen hindern uns, die Zeit der Handlung genau zu bestimmen; aber Lessing macht gar nicht den Anspruch, sich streng an die Geschichte zu halten. Da Saladin indeß Jerusalem 1187 eroberte und 1193 starb, werden die Ereignisse des Stücks als innerhalb dieses Zeitraums spielend zu denken sein.

Wenn man „Nathan den Weisen" nach den gewöhnlichen dramatischen Gesetzen beurtheilt, kann man nicht umhin, mancherlei erhebliche Mängel darin zu entdecken. Nichts wirkt erkältender und eindrucksloser, als die Verwandlung eines glühenden Liebhabers in einen Bruder; und von Anfang bis Ende haben wir das Gefühl, daß es Lessing mit der Handlung kein rechter Ernst ist. Dieselbe rückt langsam von der Stelle, und er unterbricht sie unbedenklich, um seine Charaktere lange Reden halten zu lassen, die an sich geistvoll und bedeutend sind, uns aber dem Ziel, das er im Auge zu haben scheint, um Nichts näher bringen. Im Patriarchen haben wir obendrein einen Charakter, welcher zur Entwicklung der Handlung durchaus Nichts beiträgt. Es würde leicht gewesen sein, ihn seinem Fanatismus vollen Spielraum gewähren zu lassen; daraus wären höchst dramatische Situationen entsprungen, denn Saladin würde sich seiner Gewaltthätigkeit widersetzt haben, und der Tempelherr würde von Reue erfaßt worden sein, daß er in einem Moment der Bitterkeit seinen Freund dem Hasse eines so blutdürstigen Feindes preisgegeben hätte. Lessing läßt sich jedoch diese einleuchtenden Vortheile entgehen und den Patriarchen als eine Figur dastehen, die weiter keinen Zweck hat, als erfolglos zu lästern und zu fluchen.

Obschon für die Bühne bestimmt, darf aber das Werk nicht als reines Drama beurtheilt werden. Es ward als „dramatisches Gedicht" veröffentlicht, und als ein im Dienst einer bestimmten Idee geschriebenes dramatisches Gedicht müssen wir es hinnehmen und genießen.

Der Gedanke, welcher sich durch das ganze Stück zieht und dessen allgemeinen Charakter bestimmt, wird in der Erzählung von den drei Ringen entwickelt. Man hat oft geglaubt, Nathan lehre dort, daß von den drei Religionen die eine wahr, die beiden andern falsch seien, und daß wir die wahre Religion nur durch Beobachtung

der Wirkung aller dreier auf das Leben ihrer Anhänger zu erkennen vermöchten. Eine solche Vorstellung lag jedoch Lessing fern, und wirft kein Licht auf die innere Bedeutung des Gedichtes.

Der echte Ring, so lange derselbe ermittelt werden konnte, verlieh seinem Träger das Recht auf den Thron. Zu der Zeit, wo unser Interesse für ihn geweckt wird, ist er nicht mehr zu ermitteln; man vermuthet, daß er seine geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, eingebüßt habe; daher kann sein Träger kein Vorrecht über seine Brüder geltend machen. Und gerade so, wie keiner der Brüder einen Ring besaß, der ihm ein Recht darauf verlieh, die andern zu beherrschen, gerade so ist keine der drei Religionen als die ausschließliche Religion für die Welt zu betrachten. In so weit Mohammedaner, Juden oder Christen behaupten, daß ihre Religion für die ganze Menschheit bestimmt sei, und von dem Einzelnen auf seine Gefahr verworfen werde, in so weit sind alle drei falsch; bei solchen Ansprüchen darf auch die beste von ihnen ein Betrug genannt werden. Folgt aber daraus, daß in keiner von ihnen Wahrheit ist? Keineswegs. Jeder der drei Brüder hat seinen Ring vom Vater erhalten, und in so fern war jeder echt. So ist jede geschichtliche Religion in gewissem Sinne göttlich, d. h. sie ist eine nothwendige Entwicklungsstufe, unter besonderen Bedingungen der Zeit und des Ortes, im Fortschrittsprocesse der Welt. Sie entspricht gewissen Bedürfnissen Derer, unter denen sie entstand, und die sie von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt haben. Mit Einem Worte, es giebt keinen einzelnen Glauben, der absolute Autorität besitzt; aber jede große Religion hat einen gewissen relativen Werth.

Welche ist also die wahre Stellung der Verfechter der verschiedenen Religionen zu einander? Soll Jeder die Uebrigen zu unterdrücken, oder sie zu bekehren suchen? Das würde logisch sein, wenn es Eine Universalreligion gäbe; aber es ist höchst unlogisch, wenn alle Religionen durch die bloße Thatsache ihres Existirens gleich berechtigt sind. Das richtige Verhalten für einen Jeden ist, seine Nächsten in ihrer eigenen Art leben zu lassen, überzeugt, daß diese Art für sie eben so gut wie für ihn die seine ist; und, was ihn selbst anbelangt, in seinem eigenen Gemüth und Gebahren die höchsten geistigen Ideale der Religion, welche er ererbt hat, zu ver-

Digitized by Google

wirklichen. Diese Ideale sind das einzige wesentliche Element in jeder der Religionen. Wenn ein Mensch nicht geduldig, aufrichtig, fromm, von einer großen und edlen Nächstenliebe erfüllt ist, kommt nicht das Geringste darauf an, was er glaubt: nur jene Eigenschaften machen ihn zu einem wahrhaft religiösen Menschen. Und seine Religion wird sie ihm nicht von selbst einflößen. Der Charakter ist eine Blüthe, die aus einem Proceß gedankentiefer Bildung entsprießt; er ist die Krone unabläßigen inneren Strebens.

Diese Idee giebt uns den Schlüssel zum Verständniß des Stückes. Man glaubt oft, Lessing wolle typische Vertreter der drei Religionen auf die Bühne bringen, und hat ihn bitter angeklagt, dabei gegen das Christenthum ungerecht gewesen zu sein. Eine wie traurige Figur, hat man gesagt, spielen nicht der Patriarch und Daja neben Nathan und Saladin! Das thun sie freilich; aber es heißt das Gedicht völlig mißverstehen, wenn man annimmt, er habe die leiseste Absicht gehabt, die Religion Europas in einen ungünstigen Kontrast zu den beiden semitischen Religionen zu stellen. Weit entfernt, ein typischer Vertreter des Judenthums zu sein, würde Nathan von den Synagogen gerade so behandelt worden sein, wie Spinoza später von ihnen behandelt ward; und Saladin ist eben so weit davon entfernt, ein typischer Mohammedaner zu sein. Keiner von Beiden glaubt an seine Religion als an die absolute Religion der Menschheit; Jeder betrachtet sie als das Erzeugniß besonderer historischer Verhältnisse, blickt mit Achtung auf alle anderen Religionen, und macht Gutsein zum höchsten Ziel seines Lebens. Solche Charaktere zu schildern, war Lessing's einziger Zweck bei Abfassung des Stücks. Er wußte, wie unwirksam, wie kraftlos ein großes Moralprincip ist, wenn es nur durch Raisonnement entwickelt, vertheidigt und zu seinen letzten Konsequenzen getrieben wird. Aber zeigt uns dasselbe in lebendiger Thätigkeit, führt uns Menschen vor, in denen es die herrschende Macht ist — dann ist es nicht mehr eine kalte Abstraktion, wir fühlen instinktiv seine Wahrheit und Schönheit, und öffnen unser Gemüth seinem Einflusse. „Nathan der Weise“ war das Resultat einer klaren Erkenntniß dieser Thatsache.

Daher erklären sich die dramatischen Mängel des Stücks. Hätte der Verfasser den Sieg der Leidenschaft herbeigeführt, so

Digitized by Google

Digitized by Google

würde er unsere Aufmerksamkeit von seinem Hauptziele abgelenkt haben. Damit die Idee des Gedichtes Nichts von ihrer Wirksamkeit verlöre, durfte Nichts zwischen ihr und uns stehen; ihre Strahlen mußten auf völlig ungestörte Gemüther herabglänzen. Die Handlung mochte langsam von der Stelle rücken; um so besser, wenn der Leser dadurch zu einer volleren Würdigung des Gedankens gelangte, der überall durch die Thaten und Worte der Charaktere hindurch schimmert. Wenn der Patriarch Nichts that, um den Fortgang der Geschichte zu beschleunigen, würde er darum nicht weniger als eine Folie für Saladin und Nathan verwendbar sein. Diese Theorie steht vollkommen im Einklang mit Lessing's eigenen Aeußerungen über das Stück. „Wenn man sagen wird," heißt es in der Vorwortskizze zu einer zweiten Auflage, „dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht Viel dagegen einzuwenden haben." Ebendaselbst vertheidigt er sich gegen den Vorwurf, solcherlei Leute unter Juden und Mohammedanern gesucht zu haben. Er giebt zu bedenken, „daß Juden und Muselmänner damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge; und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehle, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden."

Lessing erreicht vollkommen seinen Zweck; denn obschon die Charaktere mit Rücksicht auf ein bestimmtes Princip gemodelt sind, sind sie doch echte Männer und Frauen, und erwecken ein lebhaftes Interesse an ihren Schicksalen. Man sagt in der Regel, Nathan sei einfach eine idealisirte Schilderung seines Freundes Mendelssohn; allein außer dem Umstande, daß Nathan ein Jude ist, spricht Nichts für diese Behauptung. Eben so wenig existirt, wie einige Kritiker gemeint haben, eine wesentliche Aehnlichkeit zwischen Lessing selbst und seinem Helden. Nathan ist eine rein ideale Gestalt; er

Digitized by Google

Digitized by Google

wird als Jude dargestellt, einmal weil ein Jude in der Novelle des Boccaccio erscheint, sodann weil Duldsamkeit und allgemeine Menschenliebe um so bewundernswerther und überraschender sind, wenn wir sie bei einem Manne gewahren, der in der engherzigsten und exklusivsten aller Religionen erzogen worden ist. Ein Künstler geringeren Ranges hätte, wenn er einen ähnlichen Zweck wie Lessing verfolgte, Nathan beständig deklamiren lassen; Lessing aber stellt ihn in eine Welt menschlicher Beziehungen, wo er sich immer gleich bleibt: edel, rechtschaffen, mit unbegrenzt tiefer zärtlicher Liebe, voll freudigen Opfermuths, und mit unerschütterlichem Glauben gute und schlimme Ereignisse hinnehmend. Wenn er uns einen Einblick in die Wahrheiten gewährt, auf denen sein geistiges Leben beruht, so thut er es, weil die Gelegenheit ihn zum Reden auffordert, und seine Worte haben das Licht und die Wärme einer Ueberzeugung, welche an der vielfachen Erfahrung eines langen und ereignißvollen Lebens gereift ist. Ein solcher Mann gewinnt vielmehr naturgemäß unsre Liebe, als daß er sich um dieselbe bemühte; und wir sind geneigt, das Beste von den Grundsätzen zu denken, die, wie sie immer lauten mögen, seinen Charakter geformt und veredelt haben.

Saladin ist nicht in ein so volles und starkes Licht gestellt; aber auch er nimmt uns zu Gunsten der Weltanschauung ein, die er im Wesentlichen mit Nathan gemein hat. Wenn ein Charakter in dem Stücke ist, der uns zuweilen an Lessing selbst erinnert, so ist es dieser feurige, energische, freisinnige, hochherzige und gedankenreiche Fürst. In seiner vollkommenen Freiheit von religiösen Vorurtheilen ist er dem wirklichen Saladin, der ein, strenggläubiger Muselman war, sehr unähnlich; allein das schwächt nicht den Eindruck, welchen er macht, und es fällt uns nicht schwer zu glauben, daß in einer späteren Zeit der Saladin der Geschichte recht wohl der Lessing'schen Schöpfung hätte gleichen können. Der Seelenadel, mit dem er sich über den kleinlichen Anschlag, zu welchem seine Schwester ihm räth, erhebt, seine Empfänglichkeit für erhabene Gedanken, seine innige Liebe zu seinem verlorenen Bruder, die strenge Zurechtweisung, welche er dem Tempelherrn wegen seiner gehässigen Ausfälle wider Nathan ertheilt, alles Dies macht ihn zu einem lebendigen Typus feinfühlender und hochgebildeter Menschlichkeit.

Digitized by Google

Diese beiden Männer, die über dem Bereich desjenigen stehen, was in der Religion zufällig ist, und sich nur an das Wesentliche derselben halten, haben solchermaßen die Fähigkeit, die Herzen ihrer Mitmenschen zu rühren. In dem Patriarchen begegnet uns ein Mensch, der sich um das Wesentliche in der Religion nicht kümmert und sich nur an ihr zufälliges Beiwerk hält; das Resultat ist ein Frömmler, in dessen Augen die Interessen der Menschlichkeit durch die Interessen seiner Kirche und Hierarchie überschattet, oder vielmehr gänzlich erstickt werden. Er hat für Keinen ein freundliches Wort, außer für die, welche sich zu seinem Glauben bekennen. Für ihn ist die Anmuth, die Poesie eines Verhältnisses, wie das zwischen Nathan und Recha, unsichtbar; er sieht nur die Thatsache, daß Letztere getauft ist, daß Ersterer es verabsäumt hat, sie in einem bestimmten Glauben zu erziehen. Es braucht kaum versichert zu werden, daß er in keiner Weise das Christenthum typisch verkörpern soll. Er verkörpert nur jene sogenannten Christen, welche sich im vermeintlichen Besitz eines ausschließlichen Vorrechts aufblähen, welche Rechtgläubigkeit an die Stelle der Seelenreinheit setzen, welche vor lauter Eifer, ihre Ansichten Anderen aufzudrängen, keine Regung des Mitleids beim Anblick menschlichen Unrechts und Wehs empfinden, und sich niemals zu einem Ideal reiner Sehnsucht und herzerweiternder Liebe hingezogen fühlen. Ohne diese Schöpfung hätte Lessing der Grundidee seines Gedichtes nicht gerecht werden können. Um die Macht eines sittlichen Princips zu erkennen, müssen wir nicht allein Menschen erblicken, deren Leben durch dasselbe beherrscht wird, sondern auch Menschen, die sich von dem entgegengesetzten Princip leiten lassen. Seine unduldsame Wuth verleiht der Milde und Menschenliebe des Mannes, den er zu verderben lechzt, einen erhöhten Reiz.

Der Klosterbruder bekennt sich theoretisch ganz zu derselben Religionslehre, wie der Patriarch, aber seine Demuth, Geduld und Bewunderung des Gutseins unter jeder Gestalt stehen in scharfem Gegensatze zu dem gemeinen Materialismus seines Vorgesetzten. Sein Glaube an das Dogma und seine Unterwerfung unter die Autorität haben ihn nicht gegen die höchsten Anforderungen der Pflicht blind gemacht. So ist es leicht für ihn und für Nathan, die Kluft, welche sie von einander trennt, zu überbrücken, weil sie

Digitized by Google

trotz verschiedener Verstandesausbildung im Gefühl eins sind, und in Betreff dessen, was für den Einzelnen wie für die Gesellschaft einzig noth ist, übereinstimmen.

Es ist wahrscheinlich, daß Lessing im Tempelherrn einen Mann zu schildern beabsichtigte, der sich über die engherzige Auffassung des Christenthums eben so weit erhoben hatte, wie Nathan und Saladin über die engherzige Auffassung des Judenthums und Mohammedanismus. In ihm hat jedoch der edlere Glaube nicht Zeit gehabt, seinen sänftigenden und reif machenden Einfluß völlig auszuüben. Er läßt sich, indem er an den Patriarchen appellirt, zu leicht von Leidenschaft hinreißen; und sein blindes Vorurtheil gegen die Juden zeigt, wie viel des alten Hochmuths ihm noch anklebt. Aber wir erkennen in ihm den Keim alles Guten, denn er zieht das Bessere vor; und wir wissen, daß auch er sich in eine hellere und friedvollere geistige Atmosphäre erheben wird.

Lessing gedachte den Al-Hafi zum Helden eines Nachspieles zum „Nathan", unter dem Titel „Der Derwisch", zu machen. Diesen Plan führte er nicht aus; aber selbst die wenigen Striche, mit denen der Charakter skizzirt ist, lassen uns zur Genüge erkennen, daß auch bei Al-Hafi die Religion das vorherrschende Motiv ist. Bei ihm nimmt sie jedoch eine andere Gestalt, als bei den übrigen Charakteren, an. Sein Glaube ist von träumerischer Art; er sehnt sich nach dem fernen Osten, nach einem durchaus der Betrachtung gewidmeten Leben. Auch dies, sehen wir, verträgt sich mit Rechtschaffenheit und Biedersinn.

Die drei Frauengestalten des Stückes sind alle mehr oder minder Reflexe der männlichen Hauptfiguren. In Recha enthüllt sich uns Nathan's Geist in einer neuen Form. Eine sanfte, feingebildete, redliche Natur, ist sie ein Beweis der Macht, welche ein Mann wie Nathan auf diejenigen übt, die mit ihm in lebendige Berührung kommen; in Wort und That offenbart sie die Lieblichkeit einer Seele, die in einer Welt reiner und großer Ideen verweilt. Mit echter Kunst wird ihr Verhältniß zum Tempelherrn geschildert. Hätte sie eine wahre Leidenschaft für ihn empfunden, so würde die Erschütterung des Zuschauers bei der Entdeckung, daß sie seine Schwester ist, gewaltsam und peinlich gewesen sein; allein von Anfang an ist etwas Scheues und Ideales in ihrer Liebe. Ob-

Digitized by Google

schon sie aufhört, ihren Retter für einen Engel zu halten, bewahren ihre Gefühle den ruhigen und selbstbewußten Charakter, welcher der Liebe von Wesen einer anderen Sphäre angemessen sein würde; die Zärtlichkeit einer Schwester wird ihr völlig genügen. Seine Liebe ist von einer mehr irdischen Natur; aber Lessing geht sehr eilfertig darüber hinweg. Wir sahen sie vor der schließlichen Entdeckung nur einmal beisammen; und bei dieser einzigen Begegnung sind seine Worte zu reservirt, um ein besonders lebhaftes Interesse zu erwecken. Das Vergnügen, welches man an dem Schauspiel eines so zufälligen Ereignisses, wie das Wiederfinden von Verwandten, empfinden kann, ist daher so ungestört, wie die allgemeine Natur der Handlung es gestattet.

Sittah ist eine etwas verblaßte und unvollkommene Kopie von Saladin: eben so freisinnig in ihren religiösen Ansichten, und eben so edelmüthig in dem beschränkten Kreise ihrer Sympathieen, allein ohne seinen glühenden Enthusiasmus, seine großen Impulse. — Daja trägt im gewöhnlichen Leben den Geist zur Schau, welcher den Patriarchen unter ausgedehnteren Gelegenheiten, den Einfluß des Religionseifers geltend zu machen, beseelt. Für sie geht alle Tugend in einem Glaubensbekenntnisse auf; Leben und Religion sind ihr zwei ganz verschiedene Dinge. Daher ihr Abscheu vor dem vermeintlichen Verbrechen Nathan's, ein Kind von christlicher Herkunft in Unkenntniß des Christenthums zu erziehen, und ihre Gewissenlosigkeit in der Enthüllung eines Geheimnisses, das sie zufällig erfahren hat.

Es ist überflüssig, die Frage aufzuwerfen, ob die Kunst jemals in den Dienst einer bestimmten Idee gestellt werden darf. Was immer die Regel sein mag, wir stehen hier vor dem fertigen Resultate, und der eifrigste Verehrer der Kunst um der Kunst willen kann unmöglich verkennen, daß die Aufgabe auf das trefflichste gelöst ist. „Nathan der Weise" ist keine Dichtung von glänzendem Genie; ihre Gebilde sind mehr durch den Verstand zusammen getragen, als freie Schöpfungen der Phantasie und Leidenschaft. Dennoch besitzt sie den Zauber, der nur Werken inne wohnt, welche bestimmt sind, die Schläge und Stöße der Zeit zu überdauern. Wir finden darin keinen der Effekte unklarer Dämmerung; sie enthält keine Spur unbestimmten Sehnens, und nur wenige Anspielungen auf die dunkleren und geheimnißvolleren Thatsachen des

Digitized by Google

Lebens. Aber es liegt auch ein Reiz in dem hellen, klaren Lichte des Tages; und dies finden wir überall im „Nathan". Wenn die Charaktere nicht die höchste Höhe menschlichen Strebens erreichen, noch in seine tiefsten Tiefen hinabsteigen, besitzen sie doch echtes Leben; und wir sehen in ihnen viele der Sorgen und Hoffnungen, der Leiden und Freuden sich spiegeln, die uns täglich bewegen. Und Alles durchweht der Geist einer weisen und männlichen Philosophie. Während die Vision des Dichters uns umschwebt, wird die Selbstsucht durch seine großartige Humanität, die Engherzigkeit des Mitgefühls durch seine unbeschränkte Toleranz, die Gleichgültigkeit durch seine glühende Leidenschaft für die Wahrheit beschämt. Wenn ein solches Werk auch nicht mit „Antigone", „Hamlet" oder „Faust" auf gleicher Stufe steht, könnte doch nur eine engherzige Theorie der Dichtkunst ihm einen hohen und dauernden Rang in der Weltliteratur absprechen wollen.

3.

Lessing hatte keine sehr sanguinischen Vorstellungen von der Aufnahme, die sein neues Stück finden würde. „Es kann wohl sein," schrieb er an seinen Bruder, „daß mein ‚Nathan' im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt." Einige seiner vertrauteren Freunde lasen ihn mit Entzücken; Gleim und Mendelssohn waren der Ansicht, daß Lessing nie zuvor etwas so Herrliches geschrieben. Aber das Publikum war noch nicht reif für seine erhabenen Lehren, und die Theologen meinten, daß seine Wirkung nur eine höchst verderbliche sein könne. So erlebte derselbe bis zum Tode des Verfassers nicht einmal eine zweite Auflage, und Lessing ahnte nie die wahre Bedeutung des Werkes, das er bei Ueberfendung desselben an F. H. Jacobi „einen Sohn seines eintretenden Alters" nannte, „den die Polemik entbinden helfen".

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland," schrieb er in der erwähnten Vorrede, „wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!" Berlin hatte die Ehre, diesen Wunsch zu erfüllen, denn dort wurde 1783 der „Nathan" durch Döbbelin auf die Bühne gebracht. Das

Digitized by Google

Publikum zeigte sich am ersten Abend sehr enthusiasmirt; bei der dritten Vorstellung war das Haus leer. Die Truppe erwies sich durchaus unfähig, Gestalten zu verkörpern, die von den Darstellern den Ausdruck hoher und edler Gedanken verlangten. In Weimar machte 1801 eine von Schiller mit Goethe's Beihilfe eingerichtete Bearbeitung einen sehr günstigen Eindruck, und seitdem ist „Nathan" eines der glänzendsten Repertoirestücke der deutschen Bühne geblieben.

In einem seiner Gespräche mit Eckermann sprach Goethe sein Bedauern darüber aus, daß Lessing so viel Gefallen an polemischer Schriftstellerei gefunden und im „Nathan" nichts Besseres habe thun mögen, als seiner Malice gegen die Pfaffen Luft machen. Aber er hatte nicht immer diese ungünstige Ansicht. In „Wahrheit und Dichtung" rühmt er die Rückkehr Lessing's im „Nathan" zu „einer heitern Naivetät, die ihn so wohl kleidet." Und 1815 schrieb er bei Gelegenheit einer Aufführung der Schiller'schen Bearbeitung des Stückes in Weimar: „Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl den Nationen heilig und werth bleiben!"

Es ist wahrscheinlich, daß Lessing dem „Nathan" mehr, als irgend einem andern seiner Werke, seinen europäischen Ruf verdankt. Er sagt darin nicht Mehr, als was er auch in seinen theologischen Schriften ausgesprochen hat, aber der Zauber der Form verschafft ihm Gehör, wo jene machtlos verhallen. Das Stück ist wiederholt in die meisten lebenden Kultursprachen übersetzt worden. 1842 ward es in neugriechischer Sprache zu Konstantinopel aufgeführt, und die Türken hörten es mit lauten Beifallsbezeugungen an, obschon sie über den Freimuth des Juden vor dem Sultan etwas verwundert waren. So beeinflußt Lessing noch immer seine Mitmenschen durch die Gebilde, mit denen er sich in Stunden der Einsamkeit und Sorge beschäftigte. Seine Worte sind Worte der Wahrheit und Liebe, und sie wecken den Wiederhall von Saiten, die nur unter der Berührung eines Meisters erklingen.

Digitized by Google

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Die Erziehung des Menschengeschlechts."

Noch eine theologische Schrift bleibt uns zu besprechen; in vieler Hinsicht die wichtigste von allen. Sie besteht aus hundert kurzen Paragraphen, und füllt kaum zwanzig Seiten; dennoch enthält sie die Keime zu einer Reihe der fruchtbarsten Spekulationen des gegenwärtigen Jahrhunderts. Es ist die kleine Abhandlung unter dem Titel „Die Erziehung des Menschengeschlechts."

Die erste Hälfte davon wurde, wie schon erwähnt, einigen Bemerkungen Lessing's über das „Fragment" angehängt, in welchem Reimarus behauptete, daß „die Bücher des Alten Testaments nicht geschrieben worden, um eine Religion zu offenbaren." Im Jahre 1780 ward das Ganze als eine besondere Schrift veröffentlicht. Lessing nahm den Schein an, als ob er nur der Herausgeber sei, und in neuerer Zeit hat man den bekannten Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, Albrecht Thaer, für den Verfasser ausgeben wollen, weil dieser in den für seine Braut aufgezeichneten autobiographischen Bekenntnissen in dunkler Weise von „einem neuen Systeme" spricht, das er sich erschaffen habe; eine Abschrift davon sei „in die Hände eines großen Mannes gefallen, der den Stil etwas umänderte und einen Theil davon als Fragment eines unbekannten Verfassers herausgab." Der Biograph Thaer's behauptete, das in Rede stehende Werk sei „Die Erziehung des Menschengeschlechts", und eine Zeitlang ward die Fabel ziemlich allgemein geglaubt. Sie ist indeß schon von Guhrauer so gründlich

Digitized by Google

widerlegt worden, daß heut zu Tag Niemand mehr von Thaer's Ansprüchen redet. Auch schrieben alle Freunde Lessing's ihm stets das Werk zu, das an Stil und Inhalt durchaus sein Gepräge zeigt, und er selbst stellte die Autorschaft niemals in Abrede, was er sicher gethan haben würde, wenn die Ehre einem Andern gebührt hätte.

Um den Gedankengang zu verstehen, müssen wir uns der Gelegenheit erinnern, bei welcher die erste Hälfte der Abhandlung veröffentlicht ward. Reimarus hatte hervorgehoben, daß das Alte Testament Nichts von einem künftigen Leben erwähne, und deshalb nicht den Charakter einer Offenbarung besitze. Lessing hatte Ersteres zugegeben, ja nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes im Alten Testament gefunden, aber darin keinen Grund zu dem Schlusse gesehn, daß das Alte Testament keine Offenbarung enthalte. Dieser Schluß nehme an, daß eine Offenbarung absolute, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen gültige Wahrheit enthüllen müsse. Aber wie wolle man diese Annahme beweisen? Kann nicht die Welt einem Erziehungsprocesse unterworfen, und kann nicht die Offenbarung den Bedürfnissen der jeweiligen besonderen Stufe desselben angepaßt sein? In solchem Falle kann der Denker den von Reimarus erwähnten Thatsachen beipflichten, und doch vollkommen logisch die Göttlichkeit des Alten Testaments aufrecht erhalten. Der Entwicklung dieser Theorie sind die ersten 53 Paragraphen gewidmet; dann folgt die Anwendung derselben auf das Neue Testament.

Die Abhandlung beginnt mit dem Satze: „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.“ Erziehung giebt dem Menschen Nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie giebt es ihm nur geschwinder und leichter. So giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte Nichts, worauf die Vernunft nicht ebenfalls kommen würde; sie giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher. „Und so wie es in der Erziehung nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht Alles auf einmal beibringen kann: eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maaß halten müssen.“ Wenn auch der erste Mensch mit dem Be-

Digitized by Google

Digitized by Google

griff von einem einigen Gotte ausgestattet ward, konnte doch dieser mitgetheilte und erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen; so entstand Vielgötterei und Abgötterei. „Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ungeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren, wenn es nicht Gott gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben?“

Da Gott sich aber jedem einzelnen Menschen nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte, so wählte er sich ein einziges Volk zu seiner besonderen Erziehung, und eben das ungeschliffenste und verwilderte, um mit diesem ganz von vorne anfangen zu können. Dies war das israelitische Volk, von dem man gar nicht einmal weiß, was für einen Gottesdienst es in Aegypten hatte. Gott ließ sich ihm anfangs bloß als den Gott seiner Väter verkünden, und bezeugte sich ihm durch die Wunder, mit denen er es aus Aegypten führte, als einen Gott, der mächtiger sei, als irgend ein anderer Gott. Indem er fortfuhr sich ihm als den Mächtigsten von allen zu bezeugen, gewöhnte er es allmählich zu dem Begriffe der Einheit Gottes. Aber dieser Begriff war dem jüdischen Volke zu hoch; daher fiel es so oft von seinem Gotte ab, und suchte den Mächtigsten unter den Göttern anderer Völker. Welche moralische Erziehung ließ sich einem so rohen, abstrakter Gedanken so unfähigen Volke geben, als eine solche, die man bei Kindern in Anwendung bringt, — eine Erziehung durch unmittelbar sinnliche Strafen und Belohnungen? Hätte Gott es auf ein künftiges Leben verwiesen, so hätte er „den Fehler des eitlen Pädagogen“ begangen, „der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als es gründlich unterrichten will.“

Dann kam die Zeit, seine Erziehung dadurch zu fördern, daß es in Berührung mit einem Volke gebracht ward, welches durch eine geübtere Vernunft reinere Vorstellungen vom höchsten Wesen erlangt hatte. Die Juden lernten von den Persern, nicht allein an den mächtigsten der Götter, sondern an Gott zu glauben; ihr Jehova ward der einige Gott, von dem sie nun nicht mehr abfallen konnten.

An Einkleidung und Stil hatte das Alte Testament alle Eigen-

Digitized by Google

schaften eines guten Elementarbuchs; aber ein solches ist nur für ein gewisses Alter bestimmt, und es wird schädlich, das demselben entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei zu verweilen. „Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man Mehr hineinlegen, als darin liegt, Mehr hinein tragen, als es fassen kann, und man macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte." So geschah es bei den Juden, wie wir aus ihren rabbinischen Schriften erkennen. „Ein bessrer Pädagog mußte kommen, und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam."

Nachdem das Kind zum Knaben geworden, bedurfte es würdigerer Beweggründe, als zeitliche Belohnungen und Strafen sind; es war fähig geworden, seine Handlungen in Einklang mit den Ansprüchen eines künftigen Lebens zu setzen. Daher ward Christus der erste zuverlässige und praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Er verlangte zuerst, daß wir uns durch innere Reinheit des Herzens auf das künftige Leben vorbereiten sollen. Diese anscheinend nur für die Juden bestimmte Lehre verkündeten seine Jünger auch den Heiden, und machten sich dadurch zu Wohlthätern des Menschengeschlechts. Allerdings versetzten sie dieselbe mit anderen, minder einleuchtenden und heilsamen Lehren; allein es fragt sich, ob nicht selbst diese der menschlichen Vernunft einen neuen Richtungsstoß gaben. Sicher ist, daß das Neue Testament, in welchem sie aufbewahrt sind, als das zweite, bessere Elementarbuch für die Menschheit gedient hat, und noch dient. Ja, es ist höchst wichtig, nicht voreilig an dem Ansehen desselben zu rütteln. Selbst der Fortgeschrittnere wird darin immer noch manchen tieferen Sinn zu entdecken im Stande sein. Die Einheit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele wurden zuerst als Offenbarung verkündet, bis wir sie später als Vernunftwahrheiten begreifen lernten. Könnten nicht im Neuen Testament noch mehr dergleichen Lehren enthalten sein, die wir als Offenbarungen so lange annehmen sollten, bis ebenfalls die Vernunft sie als Wahrheiten begreift? Als Beispiele werden die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, von der Genugthuung des Sohnes in ihrem spekulativen Gehalte betrachtet, und Lessing kommt darauf zurück, daß „die Ausbildung geoffenbarter

Digitized by Google

Wahrheiten in Vernunftwahrheiten schlechterdings nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlecht damit geholfen sein soll." Es sei nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet, und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden; nachtheilig sei nur die Tyrannei, sie unterdrücken zu wollen. Vielmehr sind dergleichen Spekulationen, wie sie im Einzelnen auch ausfallen mögen, die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes, der „schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein will, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns fähig macht, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben."

Aber dieser Erziehungsproceß kann nicht immer so fortgehen, er muß ein Ziel haben; bei dem Geschlecht nicht weniger, als bei dem Einzelnen. „Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei. Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab; und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung! Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß hefften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird."

Vielleicht hatten gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, welche von drei Weltaltern sprachen, einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen, und irrten nur darin, daß sie den Anbruch des dritten Weltalters für so nahe hielten. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zu-

Digitized by Google

kunft, aber wozu die Natur Jahrtausende braucht, das soll für ihn in einem Augenblick reifen. „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung!“ ruft Lessing aus. „Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen nicht an Dir verzweifeln! Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurück zu gehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“

„Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch erst durchlaufen haben.“ Aber wie ist das im Verlauf eines und desselben Lebens möglich? Lessing löst das Problem durch die kühne Aufstellung einer Seelenwanderungstheorie. Das Alter dieser Hypothese scheint ihm zu Gunsten derselben zu sprechen. Warum sollte der einzelne Mensch nicht so oft wieder auf die Welt kommen, als er neue Kenntnisse, neue Fähigkeiten zu erlangen vermag? Daß wir unser früheres Leben vergessen, dünkt ihm kein triftiger Einwand, da die Erinnerung daran uns nicht behilflich sein würde, einen bessern Gebrauch von dem gegenwärtigen zu machen, und unser Geist sich vielleicht auf einer künftigen Entwicklungsstufe an das, was er für jetzt vergessen muß, wieder erinnern wird. Auf das Bedenken, daß hiebei viel Zeit verloren gehen würde, erwidert er: „Verloren? Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“ —

Diejenigen, welche von der Idee einer Offenbarung ausgehen, können unmöglich die Lessing'sche Theorie als eine angemessene Widerlegung des Reimarus annehmen. Der Fundamentalglaube dieser Lehre ist, daß den Menschen die für alle Völker und alle Zeiten bestimmte Wahrheit von Gott offenbart worden. Hier jedoch, wie im „Nathan“, wird das Christenthum seines absoluten Charakters entkleidet; es wird als ein Glaube dargestellt, den die Welt, gleich andern Religionen, dereinst überwinden soll. Obendrein schließt diese Theorie die Folgerung ein, daß man den ganzen Begriff einer Offenbarung leicht entbehren kann. Der Zweck der Offenbarung soll sein, die Menschen geschwinder in den Besitz gewisser Wahrheiten zu setzen, als sie ohne übernatürliche Hilfe zu denselben gelangen würden. Aber es wird uns gezeigt, daß die Perser auf bloßem Vernunftwege die Idee von der Einheit Gottes

Digitized by Google

früher als die Juden erlangten, und daß die Juden sie in ihrer reinen Gestalt dem persischen Einflusse verdankten. Es wird ferner gesagt, daß der Begriff von Gott, den die Juden besaßen, ein solcher gewesen sei, wie ihn selbst ein rohes Volk durch eigenes Nachdenken bei sich hätte entwickeln können. Eben so ist kein Grund vorhanden, weshalb nicht ein bloßer Mensch die Unsterblichkeitslehre mit praktischem Erfolg hätte predigen mögen. Lessing deutet sogar unverhohlen an, daß wir uns die von Christo verkündete Wahrheit in vollem Umfang zu Nutze machen können, und doch vielleicht jetzt nicht im Stande sind, seine Wunderthaten oder seine göttliche Sendung zu beweisen. In Betreff der übrigen Lehren, die in Vernunftwahrheiten verwandelt werden sollen, wird kein Anspruch erhoben, daß sie auf übernatürlichem Wege den Aposteln mitgetheilt worden seien.

Lessing hatte niemals die Absicht, daß man sein Werk ernsthaft als eine Schutzschrift für die Offenbarung betrachten solle. Die apologetische Form gab er demselben nur mit Rücksicht auf die Theologen. Er dachte, sie dadurch zu verblüffen, ihrer Aufmerksamkeit eine neue Richtung zu geben, sie vielleicht zum Nachdenken anzuregen; und welches bessere Resultat konnte er sich wünschen?

Wir dürfen also die Form als ganz unwesentlich bei Seite lassen, und uns nur mit dem Inhalt beschäftigen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, war es eine der bedeutsamsten Abhandlungen, die in Lessing's Zeit erschienen. Einer von ihren Grundgedanken ist schon erwähnt worden: daß keine positive Religion den Anspruch auf Alleingültigkeit hat. Jede entspricht nur den Bedürfnissen besonderer Völkerstämme und Zeiten, und muß wie welkes Laub zur Erde fallen, wenn die Knospen eines neuen Frühlings hervor zu sprießen beginnen. Hier haben wir den wahren Grund jener Toleranz, deren ideale Repräsentanten Nathan und Saladin sind. Wenn Jemand eine Wahrheit zu besitzen glaubt, ohne welche die Menschheit verderben muß, kann er unmöglich gelassen auf entgegengesetzte Glaubensbekenntnisse blicken. Ueberzeugt er sich, daß es keine wesentliche Wahrheit für die Menschheit giebt, die nicht Allen gleich zugänglich wäre, so wird es ihm befremdlich erscheinen, daß Jemand den Wunsch hegen sollte, die freien geistigen Regungen seiner Mitmenschen zu unterdrücken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allein dies iſt nur eine negative Seite von Leſſing's Gedanken. Eine poſitive Seite deſſelben iſt die Anſicht, daß, während keine hiſtoriſche Religion abſolut iſt, doch jede einen relativen Werth hat. Es war, wie ſchon erwähnt, eine Mode der Zeit, daß Diejenigen, welche nicht mehr an den übernatürlichen Charakter des Chriſtenthums glaubten, daſſelbe als eine Erfindung der Pfaffen verſpotteten. Der unverſöhnliche Grimm Voltaire's und der Andern, welche mit ihm in Frankreich das Feldgeſchrei „Ecrasez l'infame!“ erhoben, iſt zur Noth zu entſchuldigen; denn in ihrem Vaterlande war die Kirche der Hauptfeind der Bildung geworden; ſie war die vornehmſte Stütze der zermalmenden Tyrannei, welcher man zuletzt nur durch die Revolution ein Ende machen konnte. Nichts deſto weniger räumen jetzt alle denkenden Köpfe ein, daß ihre Art und Weiſe, über das Chriſtenthum zu urtheilen, weſentlich ungerecht war; und unter denen, welche ſich vom Joche der Theologie befreit hatten, war Leſſing der Erſte, welcher dies ausſprach. Wir können heutigen Tags nicht einmal all ſeinen Ideen von dem, was die Welt dem Chriſtenthume verdankt, beipflichten. Die ſogenannten Vernunftwahrheiten zum Beiſpiel, in welche er die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Genugthuung des Sohnes und von der Erbſünde auflöſt, ſind weder für Herz noch Verſtand eine geſunde Nahrung, ſondern mehr ein dialektiſches Spiel mit Worten, das auf eine hohle Abſtraktion hinaus läuft. Aber wenn das Chriſtenthum auch der Menſchheit durch dieſe Dogmen eben kein beſonderes Heil gebracht haben mag, eine wie große und im Ganzen edle Rolle hat es doch in der Weltgeſchichte geſpielt! Wir verdanken ihm die Idee der Selbſtaufopferung und allerbarmenden Liebe, welche ſo Viel zur Veredlung der Gemüther beigetragen hat. Zu einer Zeit, wo Europa unter dem Joche zahlloſer kleiner Feudalherren ſeufzte, war die Kirche das Band, welches ein Gefühl gemeinſamer Pflichten und Intereſſen aufrecht erhielt. Als der menſchliche Geiſt nach langem Schlummer zu erwachen begann, fand er in der Kirchenlehre den Wetzſtein, an welchem er ſeine Fähigkeiten ſchärfen konnte; denn die Scholaſtik war nur der erſte Verſuch der Philoſophie, eine Baſis für die chriſtliche Theologie zu gewinnen. Und in der chriſtlichen Mythologie und den Legenden

Digitized by Google

Digitized by Google

der Kirche fand die wiedererstandene Kunst später den Stoff ihrer herrlichsten Schöpfungen.

Wenn die, welche sich nicht mehr zur Kirche halten, alles dies heut zu Tage freudigen Herzens zugeben, so ist diese Thatsache zum großen Theil Lessing zu danken, der den Muth besaß, den Skeptikern seiner Zeit offen zu sagen, daß sie die Religion, welche sie angriffen, nicht verstünden; daß dieselbe, weit davon entfernt, ein gemeiner Betrug zu sein, große Dinge für die Menschheit vollbracht habe, und daß ihre Kraft, Gutes zu wirken, noch lange nicht erschöpft sei. Aber nicht allein dem Christenthum oder Judenthum vindicirte er einen hohen Platz in der geschichtlichen Entwicklung. Seine Behauptung war, daß alle positiven Religionen, jede in ihrer Art, zu ihrer Zeit solche heilsame Wirkung gehabt hätten. In der Abhandlung selbst berührt er diesen Punkt nicht direkt; aber im Vorbericht spricht er seine Ansicht mit unzweideutigen Worten aus. „Warum,“ fragt er, „wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter Nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt Nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?“

Diese schlichten Worte sprachen das Todesurtheil über die einzige Art, wie die Freidenker des achtzehnten Jahrhunderts auf Religionen geblickt hatten, mit denen sie nicht überein stimmten. Es ward fortan die Aufgabe ernster Denker, nicht über die Religionen zu spotten, sondern sie zu begreifen und zu erklären.

In so weit sind die Ideen der „Erziehung des Menschengeschlechts“, nur in einer höchst entwickelten Form, dieselben, deren Keime schon im „Nathan“ lagen. Hinter dem Satze jedoch, daß keine positive Religion absolute Wahrheit, jede aber relativen Werth hat, liegt ein anderer und tieferer Grundsatz: daß in der menschlichen Geschichte ein Gesetz des Fortschreitens vorhanden war. Dieser Gedanke ist uns jetzt so vertraut geworden, daß wir uns schwer eine Zeit vorstellen können, in welcher er völlig unbekannt war. Allein als Lessing ihn entwickelte, hatte er den ganzen

Digitized by Google

Reiz der Neuheit. Bei vielen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts finden sich allerdings Fingerzeige und Winke, welche auf denselben hindeuten. Leibniz besonders war in seinem Begriff der Entwicklung auf einer Spur, die bei konsequenter Verfolgung unfehlbar hätte auf die Fortschrittstheorie führen müssen. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" ward die Idee zuerst förmlich aufgestellt;, und später ward sie, zum Theil durch Herder's beredte Spekulation, allmählich das Gemeingut des ganzen gebildeten Europas.

Der Fortschritt, den Lessing im Gang der Geschichte entdeckte, war wesentlich sittlicher Natur. Die Menschen beginnen sich einem Moralgesetz zu unterwerfen, weil demselben ungehorsam sein sich unangenehmen Folgen in dieser Welt aussetzen, ihm gehorchen aber gewisse wünschenswerthe Resultate erlangen heißt. Allmählich werden die Folgen aus dieser in jene Welt verlegt; man gehorcht dem Moralgesetz wegen der Aussicht auf himmlische Belohnung oder höllische Strafen. Auf der letzten und höchsten Staffel fällt jeder Gedanke an Lohn oder Strafe weg. Die Menschen erweisen ihren Mitmenschen Gutes, sind rechtschaffen, geduldig, aufopfernd, weil diese Eigenschaften an sich das höchste Glück sind. Die Selbstsucht weicht der reinen Liebe, die zum Himmel wird, während die ausschließliche Rücksichtnahme auf das eigene Ich ihr als die denkbar schlimmste Hölle gilt. Das Zeitalter, in welchem dies Ideal erreicht wird, ist das Zeitalter von Lessing's „neuem ewigen Evangelium".

Zur Vervollständigung der Fortschrittstheorie müssen wir annehmen, daß nicht allein eine stete sittliche Vervollkommnung, sondern auch eine stete Vervollkommnung aller menschlichen Kräfte stattfindet. Wenn wir an das alte Hellas denken, mag es uns im ersten Augenblick schwer fallen, an die Wirklichkeit eines solchen Fortschritts zu glauben; aber richtiger ziehen wir den Vergleich zwischen dem heutigen Menschen, der unter gerechten Gesetzen lebt, im Genusse von Kunst, Literatur und Wissenschaft, und dem ursprünglichen Menschen, der vor seinem Fetisch hockt, vielleicht nicht einmal intelligent genug, um sich zum Begriff eines Fetisches erhoben zu haben, an Geist und Körper nur wenig unterschieden von den niedrigeren Formen thierischen Lebens, aus denen er hervorging. Welch eine ungeheure Kluft zwischen den Beiden! Wie viel herr-

Digitized by Google

licher ist der Fortschritt der Menschheit gewesen, als die wissenschaftlichen Vorstellungen der Zeit Lessing's es ahnen ließen!

Was den Fortschritt der Menschheit im Ganzen betrifft, so ist Lessing's Vorstellung von der Erziehung des Menschengeschlechts noch stark zu erweitern. Nicht nur die Religionen, sondern alle höheren Aeußerungen des menschlichen Geistes haben einen erziehenden Einfluß ausgeübt. In der Kunst, Poesie, Philosophie, Wissenschaft, Politik, Sittlichkeit, Industrie beginnt keine Generation von vorne; jede erbt ein ungeheures Kapital, das die Errungenschaften aller früheren Generationen umfaßt. Das moderne Leben ist ein sich stets vertiefender und verbreiternder Strom, dessen Ursprung sich in einer fernen Vergangenheit verliert, in dessen Fluth zahllose Bäche von zahllosen Bergen und Thälern unaufhörlich ihre Wasser ergießen. Ein wie herrliches Element würde der heutigen Welt fehlen, wenn Athen niemals existirt hätte! Ihrerseits waren die Hellenen in einem Umfange, den wir erst unvollkommen zu würdigen verstehen, ihren ägyptischen, assyrischen und persischen Vorgängern zu Dank verpflichtet. Die ganze europäische Gesellschaft ist großentheils auf Fundamenten erbaut, die während der Zeit der politischen und kirchlichen Oberherrschaft Rom's gelegt wurden. Und hinter Allem, was die civilisirten Völker der Welt hinterlassen haben, liegen die dunklen Zeitalter, in denen der Mensch halb ohnmächtig mit der Natur kämpfte, und sich langsam zu den Elementarformen gesellschaftlicher Verbindung erhob.

Vielleicht hat nie eine Theorie größere Folgen gehabt, als die Fortschrittstheorie. Sie hat das ganze Gebiet der Moralwissenschaft umgewandelt. Wir begnügen uns nicht mehr damit, Ideen, Einrichtungen, Gebräuche anzunehmen, wie wir sie vorfinden; wir suchen zu ihren ersten Keimen hindurchzudringen, wir folgen ihnen durch alle Stadien ihres Wachsthums, und erkennen in ihrer gegenwärtigen Form das letzte Resultat unzähliger Veränderungen. So vermögen wir den verschiedenen Gestalten, die sie im langen Verlauf ihrer Entwicklung angenommen haben, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hier berühren wir die Linie, welche die Denkweise des achtzehnten Jahrhunderts am schärfsten von der Denkweise des neunzehnten unterscheidet; und jetzt, wo die Theorie vom menschlichen Fortschritte bis zu einem gewissen Grade in der weiteren Theorie

Digitized by Google

organischer Evolution aufgegangen ist, wird die Linie täglich fester gezogen.

Die Fortschrittsidee hat sich nicht minder wirksam in der Welt des Handelns erwiesen, als in der Welt des philosophischen Denkens. Eine unklare Ahnung von ihr hat die französische Revolution herbeigeführt, und seit jener furchtbaren Erschütterung lag sie jedem ernsthaften Bestreben, das Loos der Menschheit zu verbessern, zu Grunde. Wer unter ihrem Einflusse schafft, wird angestrahlt von der Morgenröthe einer schöneren Zukunft. Möge er Lessing's Glauben theilen, daß die Welt einem Erziehungsprocesse unterliegt, dessen Ende nicht kläglich ausfallen kann! Das Ziel wird erreicht werden, wenn auch seine besonderen Hoffnungen nicht erfüllt werden sollten.

Die Fortschrittsidee wirkt auf die Menschen durch ihre Beziehungen zur Vergangenheit sowohl wie zur Zukunft. Wenn die Gegenwart auf der Vergangenheit beruht, wenn wir das Beste unseres Lebens der Arbeit, der Sorge, der Freude, dem Streben Derer verdanken, die uns vorauf gegangen sind, mit wie festen Banden knüpft uns dies Gefühl nicht an unsere Mitmenschen! Die Menschheit erscheint uns nun fast im Licht heiliger Würde und Schönheit. Ihr gebührt mit Recht unsere Liebe und unser Dank; und wir fühlen uns verpflichtet, unsern Nachfolgern das Erbe, das uns unsere Väter geschenkt haben, nicht allein ungeschädigt, sondern vermehrt und veredelt zu hinterlassen.

Wenige Denker werden jetzt in Lessing's Sinne die Lehre annehmen, zu welcher wir nach seiner Ansicht zurück kehren sollen: daß „jeder einzelne Mensch früher oder später die Bahn durchlaufen muß, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt". Nichts desto weniger liegt ein Keim von Wahrheit darin. Die Vorstellungen und Triebe des Kindes sind diejenigen, welche die Menschheit auf der niedrigsten Kulturstufe charakterisiren; und die Ordnung, in welcher ihre Fähigkeiten sich entwickelt haben, ist die, in welcher auch die Fähigkeiten des Kindes sich am wirksamsten erwecken lassen. Wenn diese Thatsache völlig anerkannt ist, wird das Studium des Processes, durch welchen die Menschheit erzogen ward, die fruchtbarste Quelle von Ideen in Betreff der angemessenen Erziehung des Einzelnen werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Achtundzwanzigstes Kapitel.

„Ernst und Falk."

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Nichts charakteristischer für Deutschland, als die herrschende Vorliebe für geheime Gesellschaften. Da es für überschüssige Kräfte keine legitime Verwendung im öffentlichen Leben gab, suchten Tausende im Reiz dieser Verbindungen eine Art von Ersatz für den Mangel politischer Rechte und Pflichten. Den höchsten Rang unter ihnen nahmen die Freimaurerlogen ein. Durchschnittlich hatten die Freimaurer kein höheres Ziel, als das unschuldige, etwas kindische Verlangen, mit Etwas, das die Neugier ihrer Nebenmenschen reizte, in Verbindung zu stehn; aber man maß ihnen in der Regel gar arge und gefährliche Zwecke bei, um so mehr da die Freimaurerei bei fast allen europäischen Völkern florirte.

In seiner Jugend lachte Lessing über die Albernheiten der Freimaurer, und verspottete sie aufs ergötzlichste in dem kleinen Gedicht „Das Geheimniß." Später jedoch ergriff ihn der Wunsch, zu erfahren, was eine so gewaltige Anziehung auf so viele Gemüther ausübe, und 1771, während des Besuches in Hamburg, bei welchem er sich mit Eva König verlobte, ließ er sich als Mitglied in eine der dortigen Logen aufnehmen. „Nun, sehen Sie doch," sagte ihm Jemand nach seiner Aufnahme, „daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt. Sie haben Nichts gegen die Religion oder den Staat gefunden?" „Wollte der Himmel, ich hätt's," antwortete Lessing; „dann hätt' ich doch Etwas gefunden."

Digitized by Google

Trotz dieser geringschätzigen Ansicht über die schrecklichen Geheimnisse, die ihm enthüllt worden, machte er die Freimaurerei zum Gegenstande ernstlichen Nachdenkens und Forschens; und 1778 veröffentlichte er eine kleine Schrift, welche drei Gespräche enthielt, betitelt: „Ernst und Falk. Gespräche für Freimäurer." Sie waren dem Herzog von Braunschweig gewidmet, welcher Großmeister aller deutschen Logen war. Der Ton erschien ihm so gefährlich, daß es Lessing verboten ward, eine Fortsetzung davon drucken zu lassen. Er hatte aber schon zwei fernere Gespräche geschrieben, die abschriftlich unter den Freimaurern cirkulirten. 1780 wurden sie ohne seine Erlaubniß, mit einer Vorrede von unbekannter Hand, gedruckt.

Lessing hat vielleicht nie Etwas in anziehenderer Form geschrieben, als diese Gespräche. Der Schauplatz ist nach Pyrmont verlegt, wo Ernst und Falk die Brunnenkur gebrauchen. An einem schönen Sommermorgen vor dem Frühstück ergeht sich Falk, welcher hauptsächlich die Unterhaltung führt, in der frischen Luft. Ernst gesellt sich zu ihm; aber Falk ist in den einfachen Naturgenuß so versunken, daß er nicht im Stande oder nicht geneigt ist, ein Gesprächsthema anzuschlagen. Ernst jedoch, welcher gehört hat, daß er Freimaurer sei, befragt ihn darüber, und so entspinnt sich allmählich eine ernsthafte Diskussion. Wir verlieren den reizenden Hintergrund nicht aus dem Gesichte; denn nach einer Weile wird Falk durch einen seltenen Schmetterling angezogen, den er verfolgt, während Ernst sich unter einen Baum legt und einen Ameisenhaufen betrachtet. So wird das erste Gespräch unterbrochen; das zweite währt nach Falk's Rückkehr von seiner vergeblichen Schmetterlingsjagd bis zum Frühstück. Das dritte findet Abends in Falk's Schlafzimmer statt, wohin Ernst ihn begleitet, um die Lösung der am Morgen angeregten Bedenken zu erfahren. Zwischen dem dritten und vierten Gespräche liegt ein beträchtlicher Zwischenraum. Ernst, der nach Hause hat zurückkehren müssen, ist Freimaurer geworden, und ist keineswegs darüber erfreut, daß die Bemerkungen seines Freundes ihn zu einem so thörichten Schritte veranlaßt haben. Am Vormittage, als sie einander begegnen, nehmen sie daher sofort wieder das alte Thema auf, und reden bis zum Mittagessen, nach welchem das fünfte Gespräch stattfindet. Der

Digitized by Google

Digitized by Google

Ball wird mit so viel Gewandtheit und Freiheit vom Einen zum Andern geschleudert, daß wir kaum merken, wie wir zur Erwägung ernster Probleme verlockt werden. Die beiden Redenden sind nicht die bloßen Strohmänner, welche gewöhnlich in solchen Gesprächen eine Scheindebatte führen; sie sind mit dramatischer Kraft erfunden, und sprechen ihre Gedanken in lebendiger, kerniger und epigrammatischer Sprache aus. Dennoch wird das Spiel von Rede und Gegenrede so gelenkt, daß wir von Stufe zu Stufe in fester und logischer Ordnung fortschreiten.

Obschon die Freimaurerei das nominelle Thema des Werkes ist, besteht das wahre Interesse desselben in den Ideen, welche es über die Gesellschaft enthält. Wenige Jahre nach seiner Veröffentlichung wurde die Bastille zerstört, und die Kräfte, welche diesen Schicksalsschlag herbeiführten, durchzuckten Europa schon tief, wenn auch stumm. Eine dieser Kräfte war die Leidenschaft für das, was man für den natürlichen im Gegensatz zu dem gesellschaftlichen Zustande hielt; eine Leidenschaft, welche ihre Intensität vor Allem dem Einflusse Rousseau's verdankte. Könnte der Mensch nur zu seinem ursprünglichen kulturlosen Zustande zurückkehren! In idyllischer Einfachheit würde er dann seine Tage verleben; statt Ungleichheit, Verbrechen und Krieg würde allgemeines Wohlwollen herrschen! Der konventionelle Zwang würde aufhören, und der Einzelne fände freien Spielraum für die Instinkte und Triebe, die ihm eine höhere Macht in die Seele gepflanzt! Auf die nüchternen Spießbürger jener Zeit können diese Träumereien kaum einen tiefen Eindruck gemacht haben, aber die Jugend Deutschlands war noch mehr, als die Jugend Frankreichs, von ihnen entzückt, und selbst in Palästen fehlte es nicht an Schwärmern für den „edlen Wilden.“

Lessing theilte in so weit die Vorliebe für einen vermeintlichen Naturzustand, daß ihm die ideale Gesellschaft als eine solche erschien, in welcher es keine Regierung gäbe. Die Betrachtung des Ameisenhaufens zeigt den beiden Freunden, daß „Ordnung auch ohne Regierung bestehen kann, wenn jedes Einzelne sich selbst zu regieren weiß.“ Eine Gesellschaft hochentwickelter Menschen, welche keines Gesetzes bedürfen, weil sie sich selbst vollkommen zu beherrschen verstehen, war für Lessing das Ziel, welches die Menschheit erreichen könnte. Allein sowohl Ernst wie Falk sprechen einen

Digitized by Google

Zweifel daran aus, ob dies Ideal jemals verwirklicht werden wird. Jedenfalls sei in der Zwischenzeit eine gesellschaftliche Organisation durchaus nothwendig, und Falk sagt, daß „allein in der bürgerlichen Gesellschaft die menschliche Vernunft angebaut werden kann." Ueber den Ursprung der Gesellschaft stellt Lessing keine Hypothese auf. Er begnügt sich mit der Bemerkung, daß „die Natur Alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen." Wir wissen heut zu Tage, daß der Mensch keineswegs „sehr bald" auf andere als höchst elementare Formen des gesellschaftlichen Lebens geräth; aber es ist einleuchtend, daß Lessing an echt historische Ursachen, nicht an solche Fiktionen wie Rousseau's „contrat social" dachte.

So nothwendig und nützlich das bürgerliche Leben ist, bekämpft Lessing ernstlich Diejenigen, welche dessen Werth überschätzen. Das Streben des ganzen althellenischen Lebens ging darauf aus, den Einzelnen dem Staate zu opfern; und die Ansicht, daß die Wohlfahrt des Staates das Ziel, die Wohlfahrt des Einzelnen das Mittel sei, ist im modernen Europa noch nicht ausgestorben. Allein Falk erwidert: „Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeit aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei; anders Nichts!" Ernst stimmt ihm von Herzen bei. „Als ob die Natur," sagt er, „mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs, wie Staat, Vaterland und dergleichen sind, als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!"

Um den Muth eines Mannes zu würdigen, der nicht allein diesen Grundsatz aufstellte, sondern auch das Werk, worin er ihn aussprach, einem regierenden Fürsten widmete, müssen wir abermals an den politischen Zustand Deutschlands in jener Zeit erinnern. Friedrich der Große nannte sich freilich nur den ersten Diener seines Volkes, und im Ganzen blieb er dieser Auffassung seiner Stellung treu. Allein, wie wir schon sahen, war er eine glänzende Ausnahme. Von den mehr als dreihundert Fürsten und ihren

Digitized by Google

Ministern, welche die unumschränkten Herren der Nation waren, maßen sehr wenige ihren Unterthanen eine andere Aufgabe in der Welt bei, als für die Bedürfnisse „des Staates“, d. h. für die kleine Minderzahl, welche müßig durch die Arbeit der Mehrzahl lebte, zu sorgen. Es war in der That für sie eine Ueberraschung, zu hören, daß sie die wahre Ordnung der Dinge umgekehrt hätten, daß sie für das Volk, und nicht das Volk für sie erschaffen werden.

Folgt aus diesem Grundsatze, daß der Staat einfach die Pflicht der Polizei zu erfüllen hat, jeden Einzelnen in seinen Rechten zu schützen, und alles Uebrige den Chancen des Kampfes um Dasein und Glück zu überlassen? Oder handelt der Staat als rechtes Mittel zum rechten Ziele, indem er anerkennt, daß die Bedingungen des Kampfes schwer auf einigen Klassen lasten und andere ungerecht begünstigen? Und wenn er so handeln soll, in wie weit ist er berechtigt, die Starken zu zwingen, Etwas zu Gunsten der Schwachen zu opfern? In welchem Maaße darf er versuchen, die Güter, welche das Schicksal so rücksichtslos unter die Menschen vertheilt hat, billiger zu vertheilen? Das sind sehr brennende Fragen für das neunzehnte Jahrhundert, die Lassalle zuerst in der Form, in welcher sie jetzt in Deutschland debattirt werden, aufwarf; aber im achtzehnten waren sie noch nicht aufgetaucht, und Lessing giebt uns keinen Wink zu ihrer Lösung.

Mit schlagendem Nachdruck verweilt er jedoch bei gewissen Uebelständen, welche nothwendig mit dem Vorhandensein von Staaten verbunden sind; und hier erkennen wir am deutlichsten, wie sehr er, trotz seiner Achtung vor der Vergangenheit, ein Mann der Zukunft war. Den ersten Uebelstand erblickt er darin, daß die Welt in Nationen getheilt ist. Selbst wenn die beste Staatsverfassung erfunden wäre und alle Menschen in ihr lebten, würden sie nicht einen einzigen Staat ausmachen. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten zertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden; d. h. die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden ꝛc. sein. Jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eigenes Interesse, und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats. Diese verschiedenen Interessen würden öfters in Kollision

Digitized by Google

kommen, so wie jetzt, und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, wie jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet. D. h. sie begegnen einander nicht als bloße Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur zu einander hingezogen werden, sondern als Menschen, die sich ihrer verschiedenen Tendenz bewußt sind, was sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre Person das Geringste mit einander zu schaffen haben. „So ist es leider wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, die Menschen zugleich trennet."

Wie eindringlich klingt diese Mahnung zu einer Zeit, wo so viele gebildete Menschen rings in der Welt vergessen zu haben scheinen, daß man sich jemals ernstlich für die kosmopolitische Idee begeistert hat! Wer bis hieher unsern Entwicklungen gefolgt ist, weiß, wie bestimmt Lessing anerkannte, daß jeder Mensch eine Pflicht gegen seine eigene Nation zu erfüllen hat, und wie treulich er selbst seiner Pflicht gegen Deutschland nachkam. Allein er vergaß niemals über die kleinere die größere Pflicht: die Pflicht des Menschen gegen den Menschen. Nicht ein Gefühl der Eifersucht und Unduldsamkeit veranlaßte ihn, so Viel gegen die Franzosen zu schreiben, deren glänzende Eigenschaften er wohl zu würdigen wußte; allein das geistige Leben der Deutschen ward durch ihre thörichte Vergötterung des französischen Wesens erstickt, und er konnte ihnen nur zur Freiheit verhelfen, indem er ihr Götzenbild mit den stärksten Hieben, deren er fähig war, zertrümmerte.

Der zweite Uebelstand, den er hervorhebt, ist der, daß die Zerklüftung in Staaten die Menschen dadurch trennt, daß die verschiedenen klimatischen Verhältnisse verschiedene Bedürfnisse, Gewohnheiten und Sitten, daher auch verschiedene Sittenlehren und Religionen zur Folge haben. Sie würden sich auch unter der besten Staatsverfassung nicht anders verhalten, als sich Christen, Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben; d. h. wieder „nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten."

Digitized by Google

Aber nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilt, sie setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile bis ins Unendliche fort. Der eifrigste Gleichheitsenthusiast könnte die Uebelstände, welche aus der Ungleichheit der Verhältnisse entspringen, nicht schärfer als Lessing betonen. „Nun überlege,“ sagt Falk, „wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.“ Und Ernst weiß Nichts dagegen einzuwenden. Lessing ist jedoch weit davon entfernt, die Gleichheit für möglich zu halten. „Meinst Du,“ fragt Falk, „daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniß haben. Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben, so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet worden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der Andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der Andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.“ Die Gegner des Socialismus haben bis auf den heutigen Tag noch keine wirksamere Waffe gegen denselben geschmiedet, als das letzte dieser Argumente.

Die feurigen Gemüther jener Zeit hätten dem Druck der Tyrannei gegenüber gern zu gewaltsamen Heilmitteln gegriffen; sie begrüßten die französische Revolution mit grenzenloser Freude und Hoffnung. Lessing spricht sich, als hätte er eine dunkle Ahnung des Kommenden gehabt, eben so entschieden gegen das Umsturzwesen aus. Eine Stelle im fünften Gespräch, wo Falk von einem unleidlichen Schwätzer bemerkt, er sei Einer von denen, „die in Europa für die Amerikaner fechten“, und Ernst darauf erwidert: „Das wäre nicht das Schlimmste an ihm!“ läßt zwar vermuthen, daß Lessing bis zu einem gewissen Grade mit der amerikanischen Erhebung sympathisirte; doch äußert Falk gleich nachher sein Mißfallen an der „Grille“ derer, welche „den Kongreß für eine Loge“ halten,

Digitized by Google

und dort „mit gewaffneter Hand" ihr Reich der Freimaurerei gründen möchten. Eben so denkt auch Ernst: „Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth". Im Allgemeinen war Lessing durchaus der Ansicht, daß das von der Vergangenheit Ueberkommene, wo möglich, beizubehalten sei, wenn es auch umgeformt werden müsse, um den veränderten Bedürfnissen in der Gegenwart zu entsprechen. Daher beschäftigte er sich ernstlich mit dem Studium der alten Gerechtsame des deutschen Volkes, und in einem kleinen Aufsatze über „Deutsche Freiheit" in seinen „Kollektaneen" klagt er bitter darüber, daß die Einwohner der verschiedenen Staaten ihres pflichtschuldigen Antheils am öffentlichen Leben beraubt worden sind. „Sollten wir," ruft er aus, „wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?" Er wünschte die Landtage, wo sie abgeschafft worden, wieder hergestellt, und wo sie nominell beibehalten worden, gestärkt zu sehen. Die Kontinuität der Geschichte zu bewahren, die Ansprüche des Künftigen und des Vergangenen gegen einander abzuwägen, Nichts, was von Nutzen ist, aufzugeben, bevor man etwas Besseres an seine Stelle zu setzen hat, von dem wirklich Vorhandenen auszugehen, wenn man ein neues Ziel zu erreichen sucht, das waren, nach seiner Ansicht, die wahren Aufgaben des Staatsmanns. Es lag etwas Konservatives in seinen Ueberzeugungen; aber es war der Konservatismus eines Mannes, der immer fortgeschritten, immer bereit gewesen wäre, neue Lebensäußerungen zu erspähen, und sie immer als die besten Garantien des Fortschritts und der Freiheit begrüßt hätte.

Es folgt aus alle diesem, daß er keine einzelne Staatsverfassung für die absolut beste hielt. Alles hänge von der Bildungsstufe ab, welche ein Volk erreicht habe. Hier werde ein aufgeklärter Despotismus, dort eine Republik, anderswo eine konstitutionelle Monarchie den Bedürfnissen der Menschen am angemessensten sein. Worauf es einzig ankomme, sei, daß die Vertreter jedes Systems nicht mechanisch an demselben festhingen, nicht den Zweck mit dem Mittel verwechselten, und niemals vergäßen, daß die wahre Aufgabe jeder Regierungsform darin besteht, die Welt dem Zeitpunkt ein wenig näher zu bringen, wo die Regierung nicht mehr unentbehrlich sein wird.

Digitized by Google

Auf den ersten Blick ist schwer zu erkennen, in welcher Beziehung alles dies zur Freimaurerei stehen kann; und mit der Freimaurerei, wie sie ist, oder wie sie von jeher war, hat es auch Wenig zu schaffen. Seine Theorie war diese. Den nothwendigen Uebeln, welche mit dem gesellschaftlichen Zustande verknüpft sind, müssen wir uns unterwerfen; „wer des Feuers genießen will, muß sich den Rauch gefallen lassen“. Trotzdem liegt kein Unrecht darin, Rauchfänge anzulegen. Mit anderen Worten: giebt es keine Mittel, jene Uebel zu lindern? Es giebt deren; ein solches Mittel ist das Vorhandensein von Männern in jedem Staate, „die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg sind, und genau wissen, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört; die dem Vorurtheil ihrer angebornen Religion nicht unterliegen, nicht glauben, daß Alles nothwendig wahr und gut sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen; Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebt.“ Die Aufgabe der Freimaurerei ist, nach Lessing's Ansicht, solche Männer zusammen zu führen, sie so zu organisiren, daß ihr Einfluß auf die Gesellschaft möglichst große Wirkung zu haben vermag.

Er wußte sehr wohl, daß die Freimaurerei weit davon entfernt sei, dies Ideal zu verwirklichen. Ernst klagt, nachdem er Freimaurer geworden, daß er in dem Orden Nichts von der geträumten Gleichheit gefunden; Juden würden zurückgewiesen, Christ wenigstens müsse der Freimaurer sein, gleichviel was für ein Christ; Handwerker und Dienstboten fänden eben so wenig Aufnahme in diese „gute Gesellschaft“, an der „weiter Nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn von, Officiere, Räthe von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch; aber in der That sind doch Alle nur von Einem Stande, und der ist leider — —.“ Die kindischen Albernheiten der Freimaurer werden eben so offen lächerlich gemacht, wie ihr exklusives Wesen getadelt wird. Lessing hilft sich über die Schwierigkeit durch den Satz hinweg, daß „Loge sich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben,“ die sich auch „noch nie vertragen, sondern, wie die Geschichte lehrt, Eins das

Digitized by Google

Andere immer zu Grunde gerichtet haben." Mit anderen Worten, Lessing spricht nicht von der Freimaurerei, wie sie ist, sondern von der Freimaurerei, wie sie sein könnte; d. h. nicht von einer wirklich bestehenden kosmopolitischen Gesellschaft, sondern von einer kosmopolitischen Gesellschaft, die, wenn sie bestünde, von großem Nutzen für die Welt sein würde. Daher versichert Falk höchst nachdrücklich, daß man sehr wohl die Pflichten der Freimaurer, wie er sie auffaßt, erfüllen könne, ohne äußerlich Mitglied einer Loge zu sein. „Geh," sagt er, „und studiere jene Uebel [die aus dem Vorhandensein von Staaten entspringen], und lerne sie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sei versichert, daß Dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird Dich ruhig und glücklich machen, — auch ohne Freimaurer zu heißen." — „Du legst auf dies ‚heißen' so viel Nachdruck," erwidert Ernst. — „Weil man Etwas sein kann, ohne es zu heißen."

Hier haben wir also Lessing's letztes Wort über die wahren Beziehungen des Menschen zum Menschen. Der Unterschiede, welche die Menschen von einander trennen, sind so viele und so gewichtige, daß die Mehrzahl niemals über dieselben hinaus zu dringen versucht. Lessing jedoch streift die äußere Hülle ab, um zum inneren Kern zu gelangen. Er leugnet nicht die vorhandenen Unterschiede, er giebt, so lange Staaten existiren, nicht vor, daß man sie wegschaffen kann; aber er blickt ihnen dreist ins Gesicht, und findet, daß ihre Bedeutung nur im Namen liegt. Was kommt darauf an, fragt er thatsächlich, daß Jemand ein Prinz oder ein Schuster, ein Engländer oder ein Russe, ein Christ oder ein Mohammedaner ist? Er ist immer ein Mensch, und in seinem Menschenthum liegt seine wahre Größe und Würde. Dies ist der Kernpunkt, die Grundwahrheit der Demokratie; und deshalb verdient Lessing an Sinn und Charakter einer der ersten und echtesten Demokraten der Neuzeit genannt zu werden.

Digitized by Google

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Lessing's Philosophie.

1.

Ein Geist wie der Lessing's konnte unmöglich den großen Problemen der Philosophie gegenüber indifferent bleiben. Sich nie mit halben Erklärungen begnügend, ward er unvermeidlich dahin getrieben, den menschlichen Ansichten bis zu den letzten Gründen der Wahrheit nachzuforschen; und wir haben Zeugnisse, daß er seit dem frühesten Mannesalter bestrebt war, sich eine zusammenhängende Weltanschauung zu erwerben. Während des größten Theils seiner Lebenszeit war die Wolf'sche Philosophie die herrschende, und in den Tagen, da er als ein leidenschaftlicher junger Denker den Disputirübungen Kästner's in Leipzig beiwohnte, wird er diese hauptsächlich studirt haben. Ein so unzulänglicher Führer konnte ihm jedoch nicht lange genügen. In der Geschichte der Philosophie läßt sich Wolf ein ehrenvoller Platz nicht verweigern; denn zu einer Zeit, wo Französisch und Latein für die einzigen Sprachen galten, in denen ein Deutscher einen ernsthaften Gedanken ausdrücken dürfe, hatte er den Muth, seine Ideen in seiner Muttersprache zu äußern, und sein Bestreben war, nicht nur ein umfassendes, sondern ein durchweg logisches System aufzustellen. Im Vergleich mit einem wirklichen Philosophen verhielt er sich jedoch zu diesem, wie ein Versifex zu einem wirklichen Dichter. Ihm mangelte der Genius, welcher abstrakten Wahrheiten Lebens-

kraft verleiht, welcher Principien keimen und in den Geistern Derer, die sie in sich aufnehmen, Frucht tragen läßt. Leibnitzens andeutende Winke wurden unter seinen Händen seelenlose Dogmen, und oft wurde ein ungeheurer Aufwand von logischer Methode gemacht, um Plattheiten festzustellen, die kein Sterblicher jemals bestritten haben würde. Es kann daher nicht befremden, daß Lessing rasch allen Nutzen aus ihm zog, den er gewähren konnte, und dann zu einem ganz anders gearteten Denker fortschritt, zu Leibnitz, dem Wolf jegliches anziehende Element verdankte, das in seinen dickleibigen Büchern zu finden war.

Daß Lessing frühzeitig Leibnitzens Schriften las, erhellt am besten aus der Abhandlung „Pope ein Metaphysiker!", welche er in Gemeinschaft mit Mendelssohn schrieb. Die beiden Freunde verhalfen einander zu einer gründlicheren Kenntniß des großen Meisters, und es ist kaum zu bezweifeln, daß sie auch gemeinschaftlich ein ernstes Studium der englischen Philosophen, besonders Locke's und Shaftesbury's, betrieben. Dem Namen des Letzteren sind wir wiederholt auf den vorhergehenden Blättern begegnet. In seinem Vaterlande gerieth er verhältnißmäßig schnell in Vergessenheit; auf dem Festlande jedoch blieb er fast während des ganzen vorigen Jahrhunderts eine der einflußreichsten philosophischen Größen. Selbst Leibnitz verdankte ihm manchen wichtigen Fingerzeig. Lessing las ihn aufmerksam, und empfing von ihm mehr als Eine werthvolle Anregung.

Wir wissen, daß er 1754 schon einigermaßen mit Spinoza bekannt war; denn er schrieb in diesem Jahre an Michaelis über Mendelssohn: „Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem Erstern Nichts als seine Irrthümer fehlen werden." In Breslau widmete er sich, wie mehrmals bemerkt worden ist, eingehend dem Studium dieses Philosophen. Heutigen Tags, wo die Philosophie Spinoza's allgemein als eine der wichtigsten Entwicklungsphasen des modernen Gedankens anerkannt ist, hat der Umstand, daß Lessing sich mit der „Ethik" und dem „Tractatus theologico-politicus" beschäftigte, nichts Ueberraschendes; allein damals hegte man eine ganz andere Meinung von dem Verfasser dieser Abhandlungen. Der sonst so freisinnige

und vorurtheilslose Bayle war gegen Spinoza höchst ungerecht; und hauptsächlich aus Bayle entnahmen die Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts ihre Ansichten über seine Lehren. Dieß galt von Voltaire, und großentheils selbst von Leibnitz; und wenn solche Männer es nicht der Mühe werth hielten, an die Hauptquelle zu gehen, war es natürlich, daß gewöhnliche Gelehrte sich mit Versicherungen aus zweiter Hand begnügten. Die allgemeine Ansicht war, daß Spinoza ein verruchter Atheist sei, und ein Atheist konnte nicht streng genug verdammt werden. Eben die Stärke dieser landläufigen Verachtung Spinoza's erregte Lessing's Interesse, und war für ihn ein ausreichender Grund, sich nicht mit einer Wiederholung der Auslegungen Anderer zu begnügen. Wir können uns leicht seine Ueberraschung und Freude vorstellen, als er den Kontrast zwischen dem wirklichen Spinoza und dem Popanz ihm feindlich gesinnter Schriftsteller entdeckte. Er sprach gegen seine Breslauer Freunde die Ansicht aus, daß von Allen, welche Spinoza's System darzulegen gesucht hätten, Bayle ihn am wenigsten verstanden.

Daß Lessing's Studium des Spinoza zu dieser Zeit ein ernstliches und tiefes war, sehen wir aus einem Briefe an Mendelssohn vom April 1763 über die Bemerkung des Letzteren, daß Leibnitz seine Lehre von der prästabilirten Harmonie dem Spinoza verdanke. Lessing ist der Ansicht, daß Leibnitz durch Spinoza zwar auf die Spur dieser Hypothese gekommen sei, da Letzterer der Erste gewesen, „welchen sein System auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers bloß und allein aus desselben eigenen mechanischen Kräften erfolgen könnten." Ueber diese Anregung hinaus verdanke Leibnitz jedoch seinem Vorgänger Nichts. Unmöglich könne Spinoza selbst an eine vorherbestimmte Harmonie geglaubt haben, denn für ihn waren „Leib und Seele eines und ebendasselbe einzelne Ding, welches man sich nur bloß bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Ausdehnung vorstelle." „Was für eine Harmonie," fährt er fort, „hat Ihnen dabei einfallen können? Die größte, wird man sagen, welche nur sein kann; nämlich die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber heißt das nicht mit Worten spielen? De Harmonie, welche das Ding mit sich selbst hat! Leibnitz will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedenen Wesen, als Leib und Seele

sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht nichts Verschiednes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre."

Das philosophische Studium ward vermuthlich während der Jahre, die seinem Breslauer Aufenthalt folgten, unterbrochen; aber in Wolfenbüttel ward er naturgemäß zu seinen alten Forschungen zurück gelenkt. Jetzt war es Leibnitz, der hauptsächlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Eine Gesammtausgabe von Leibnitzens Werken (von Raspe) war 1765 erschienen, und unter anderen zum ersten Mal veröffentlichten Schriften enthält dieselbe den bekannten Aufsatz gegen Locke: „Les nouveaux essais sur l'entendement humain". Leibnitzens glänzendes Genie machte einen tieferen Eindruck auf Lessing, als je zuvor. Er beschloß, eine kritische Darstellung seines Lebens und seiner Philosophie zu verfassen, und begann zu diesem Zweck Auszüge aus seinen Werken zu machen und die Hauptereignisse seines Lebens aufzuzeichnen. „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit," sagte er in einem Gespräch mit Jacobi, von dem sogleich die Rede sein wird, „waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinn oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine, wegen dieser großen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte." „Wenn es nach mir ginge," hatte er lange Jahre zuvor gesagt, „nicht eine Zeile müßte er vergebens geschrieben haben." Wegen dieser Ehrfurcht vor dem „großen Manne" veröffentlichte er in den „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" die Abhandlungen: „Leibnitz von den ewigen Strafen" und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit", — Aufsätze, deren wirklicher Werth jedoch mehr in Lessing's Kommentationen, als in den kurzen Sätzen Leibnitzens besteht, die er sich als Texte wählt.

2.

Welches waren die positiven Resultate, zu denen Lessing gelangte? Keine Frage, die sein Leben betrifft, ist schwerer zu beantworten, und sie ist auf sehr verschiedene Art beantwortet worden. Die Diskussion darüber ward zuerst durch Jacobi, den Verfasser des

Digitized by Google

„Allwill" und „Woldemar", angeregt. 1780 machte er Lessing in Wolfenbüttel einen Besuch, und führte mit ihm lange und ernste Gespräche über philosophische Fragen. Zwei Jahre nach Lessing's Tode erfuhr Jacobi, daß Mendelssohn Etwas über seinen Freund zu schreiben gedenke, und bat Elise Reimarus, ihn wissen zu lassen, daß Lessing ganz und gar ein Anhänger des Spinoza geworden sei. Mendelssohn sprach Zweifel daran aus, und bald darauf begann eine der berühmtesten Fehden jener Zeit, da Mendelssohn die Behauptung, daß Lessing ein Spinozist sei, für eine Schmähung seines Charakters ansah, während Jacobi im Gegentheil erklärte, daß jeder logische Denker, wenn er sich in seinen Ansichten einzig durch Logik bestimmen lasse, damit enden müsse, das System Spinoza's anzunehmen. Der Streit erweckte ein tiefes und allgemeines Interesse, und seitdem begann jenes ernstliche Studium Spinoza's, das, wenn wir Kant's „Kritik der reinen Vernunft" ausnehmen, mehr als irgend eine andere einzelne Ursache den ganzen modernen Begriff der Philosophie revolutionirt hat. So that Lessing bei seinen Landsleuten unabsichtlich das Nämliche für Spinoza, was er absichtlich für Shakespeare gethan hatte.

Im Verlauf des Streites theilte Jacobi den Wortlaut eines Theils seiner Unterhaltungen mit Lessing mit, da er denselben wenige Tage nach seinem Besuche, als Alles noch frisch in seiner Erinnerung lebte, aufgezeichnet hatte. Am 5. Juli 1780 war er nach Wolfenbüttel gekommen. Am anderen Morgen, als er in seinem Zimmer Briefe schrieb, trat Lessing ein, und Jacobi gab ihm eine Abschrift des damals noch ungedruckten Goethe'schen Gedichts „Prometheus" mit den Worten zu lesen: „Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen." Lessing antwortete, als er das Gedicht nach der Lektüre zurückgab: „Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand. Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Ἓν καὶ πᾶν*! Ich weiß nichts Anders. Dahin geht auch das Gedicht; und ich muß bekennen, es gefällt mir sehr."

Jacobi: Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden.

Digitized by Google

Lessing: Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen Andern.

Jacobi: Spinoza ist mir gut genug; aber doch ein schlechtes Heil, das wir in seinem Namen finden.

Lessing: Ja, wenn Sie wollen! Und doch — wissen Sie etwas Bessers?

Hier wurde das Gespräch unterbrochen; allein Lessing nahm es selbst am folgenden Morgen wieder auf. „Ich bin gekommen," hob er an, „um über mein ἓν καὶ πᾶν mit Ihnen zu reden. Sie erschraken gestern." Jacobi erklärte, er habe freilich Nichts weniger vermuthet, als an Lessing einen Spinozisten oder Pantheisten zu finden; er sei großentheils gekommen, um von ihm Hilfe gegen Spinoza zu erhalten.

Lessing: Also kennen Sie ihn doch?

Jacobi: Ich glaube, so gut, als ihn äußerst Wenige gekannt haben.

Lessing: Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andere Philosophie, als die Philosophie des Spinoza.

Jacobi's Ansicht war, daß wir, obschon das System Spinoza's das einzig logische sei, dasselbe darum doch nicht anzunehmen brauchten. Lehren von solcher Art, wie die von der Persönlichkeit Gottes, meinte er, würden uns intuitiv durch das Gefühl zur Erkenntniß gebracht; und unsern Gefühlserkenntnissen sei mehr zu vertrauen, als den exaktesten Beweisführungen der Vernunft. Auf seine Bemerkung, daß er an „eine verständige persönliche Ursache der Welt" glaube, erwiderte Lessing: „O desto besser! Da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen."

Jacobi: Freuen Sie sich nicht zu sehr darauf. Ich helfe mir durch einen salto mortale aus der Sache; und Sie pflegen am Kopf-unter eben keine sonderliche Lust zu empfinden.

Lessing: Sagen Sie das nicht! Wenn ich's nur nicht nachzumachen brauche.

Als Jacobi verrieth, daß er besonders den vermeintlichen Fatalismus Spinoza's fürchte, replicirte Lessing: „Ich merke, Sie hätten gern Ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen. Ueberhaupt erschreckt mich, was Sie eben sagten, nicht im mindesten. Es

Digitized by Google

gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten, aus ihm Alles herleiten wollen; da doch Alles — mitsammt den Vorstellungen — von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanken sind offenbar in einer höheren Kraft begründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein, als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns Nichts davon gedenken können, hebt die Möglichkeit nicht auf.

Jacobi: Sie gehen weiter als Spinoza. Diesem galt Einsicht über Alles.

Lessing: Für den Menschen! Er war aber fern, unsere elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben, und so den Gedanken obenan zu setzen.

Bei Erwähnung des Namens Leibnitz sagte Lessing: „Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist". Nachher räumte er ein, daß dies zu Viel behauptet sei, frug aber, ob Jacobi finde, daß „die Principien von Leibnitz dem Spinozismus ein Ende machen?" Jacobi antwortete, daß er vielmehr kein Lehrgebäude kenne, das so sehr, wie das von Leibnitz, mit dem Spinozismus überein käme. „Ich lasse Ihnen keine Ruhe," antwortete Lessing. „Sie müssen mit diesem Parallelismus an den Tag; — reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde!" Jacobi sprach mit Begeisterung von Spinoza's „Ruhe des Geistes", von dem „Himmel im Verstande, den sich dieser helle, reine Kopf geschaffen".

Lessing: Und Sie sind kein Spinozist, Jacobi?

Jacobi: Nein, auf Ehre!

Lessing: Auf Ehre, so müssen Sie ja, bei Ihrer Philosophie, aller Philosophie den Rücken kehren.

Jacobi: Warum aller Philosophie den Rücken kehren?

Lessing: Nun, so sind Sie ein vollkommener Skeptiker.

Jacobi: Im Gegentheil, ich ziehe mich aus einer Philosophie zurück, die den vollkommenen Skepticismus nothwendig macht.

Lessing: Und ziehen dann — wohin?

Nachdem Jacobi sich erklärt hatte, entgegnete Lessing (mit Anspielung auf den Beschluß der katholischen Mehrheit des Reichstages,

Digitized by Google

die Lehre von der Unfreiheit des Willens als „viehisch und gotteslästerlich" nicht zu dulden): „Sie drücken sich beinahe so herzhaft aus, wie der Reichstagsschluß zu Augsburg. Aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner, und behalte den ‚mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Wille sei,' worin der ‚helle, reine Kopf' Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte."

Auf die Bemerkung Jacobi's, daß man das Unbegreifliche nicht erklären, sondern nur die Grenze, wo es anfängt, wissen und erkennen solle, daß es da ist, antwortete Lessing: „Worte, lieber Jacobi, Worte! Die Grenze, die Sie setzen wollen, läßt sich nicht bestimmen. Und an der andern Seite geben Sie der Träumerei, dem Unsinne, der Blindheit freies, offenes Feld."

Der Schluß des merkwürdigen Gespräches lautete:

Lessing: Ihr salto mortale gefällt mir nicht übel, und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopf-unter machen kann, um nur von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht!

Jacobi: Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht's von selbst.

Lessing: Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf.

Die Echtheit dieses Berichts ist selten angezweifelt worden, und er ist so lebendig, Jacobi selbst kommt dabei offenbar so übel weg, daß alle inneren Kennzeichen die Wahrheit desselben verbürgen. Lessing sprach sicherlich seine Ansichten in der stärksten Form aus. Er stand einem Enthusiasten gegenüber, der sich einbildete, im bloßen Gefühl den Schlüssel zum Welträthsel zu besitzen. Es war unvermeidlich, daß Lessing, der kühle, logische Denker, der vor keiner Konsequenz seiner Principien zurück schrak, seinem Gegner mit Entschiedenheit antwortete, und seinen Glauben an die Macht der reinen Vernunft scharf betonte. Selbst unter diesem Anreiz bekennt er sich jedoch, wie man bemerkt haben wird, nirgends unbedingt zu Spinoza's ganzer Lehre. „Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen Andern." Das heißt offenbar — wie man jedenfalls denken sollte, — daß er sich nach Niemanden nannte, daß er sich aber in mancher Beziehung keinem Philosophen

Digitized by Google

so nahe verwandt fühlte, wie Spinoza. Und wir werden das durch seine Schriften durchaus bestätigt finden.

Leider besitzen wir keine vollständige Darlegung, an die wir uns halten könnten. Wenn es Lessing jemals gelang, sich ein systematisches Ganzes philosophischer Gedanken zu bilden, so fühlte er sich nie gedrungen, denselben eine systematische Form zu geben. Wir müssen uns mit ein paar, zu verschiedenen Zeiten seines Lebens geschriebenen Fragmenten und ein paar kurzen, in seinen Werken verstreuten Aeußerungen begnügen.

Das erste philosophische Dokument aus seiner Feder ist ein unvollendeter Aufsatz über die Herrnhuter. Danzel setzt ihn in das Jahr 1755; aber viel wahrscheinlicher ward er, wie sein Bruder Karl angiebt, schon 1750 geschrieben. Die Herrnhuter wurden damals von den orthodoxen Theologen arg verlästert, und Lessing vertheidigt sie in diesem Aufsatze. Er geht dabei von dem Satze aus, daß „der Mensch zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen ward." Anfänglich beschränkte der Mensch sich auf seine eigentliche Sphäre; er begnügte sich in der Philosophie mit Wahrheiten, die sich auf sein Handeln bezogen, in der Religion mit den einfachsten Lehren. In der Philosophie wandte er sich allmählich schwierigeren Fragen zu. „Der Himmel, vorher der Gegenstand seiner Bewunderung, ward das Feld seiner Muthmaßungen. Die Zahlen öffneten ihm ein Labyrinth von Geheimnissen, die ihm um so viel angenehmer waren, je weniger sie Verwandtschaft mit der Tugend hatten." Sokrates rief die Menschheit zu bescheideneren, aber nützlicheren Gedanken zurück. „Thörichte Sterbliche," ermahnte er sie, „was über euch ist, ist nicht für euch! Kehret den Blick in euch selbst! In euch sind die unerforschten Tiefen, worinnen ihr euch mit Nutzen verlieren könnt. Hier untersucht die geheimsten Winkel. Hier lernet die Schwäche und Stärke, die verdeckten Gänge und den offenbaren Ausdruck eurer Leidenschaften. Hier richtet das Reich auf, wo ihr Unterthan und König seid. Hier begreifet und beherrschet das Einzige, was ihr begreifen und beherrschen sollt: euch selbst." Die Nachfolger des Sokrates hielten sich nicht an diese Weisung. „Plato fing an zu träumen, und Aristoteles zu schließen." So kam die Philosophie auf uns herab; „Jener war zum göttlichen, dieser zum untrüglichen geworden.

Digitized by Google

Es war Zeit, daß Cartesius aufstand. Er öffnete Allen den Eingang ihres Tempels, welcher vorher sorgfältig durch das Ansehen jener beiden Tyrannen bewacht ward." Das war sein Hauptverdienst; die Form, welche die Wahrheit unter seinen Händen bekam, war „eine desto betrüglichere, je schimmernder sie war." Auf ihn folgten zwei Männer, die, „trotz ihrer gemeinschaftlichen Eifersucht, einerlei Absicht hatten," — Leibnitz und Newton.*) Mit Hilfe der Mathematik führten sie den Menschen in „die verborgensten Geheimnisse der Natur;" durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen machten ihre Schüler Geheimnisse klar, wozu Aristoteles „unerträgliche Bände" gebraucht hätte. „So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, unterdessen da das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh herunter gesetzt wird."

Auf ähnliche Weise war die Religion unpraktisch geworden, als Christus erschien, und, wie Sokrates, führte er die Menschen zum Leben zurück. Seine Lehre blieb, so lange die Kirche mit der Welt zu kämpfen hatte, praktisch. Wie aber der Soldat, der im Kriege nur sorgt, daß sein Schwert scharf ist, es im Frieden mit Gold und Edelsteinen schmückt, so machte es die Kirche mit den religiösen Wahrheiten. Sie machte, als es ihr wohlging, Systeme daraus; das Handeln war vergessen. Durch die Reformation „fiel der Aberglaube; aber eben das, wodurch man ihn stürzte, die Vernunft, die so schwer in ihrer Sphäre zu erhalten ist, führte auf einen andern Irrweg, der zwar weniger von der Wahrheit, doch desto weiter von der Ausübung der Pflichten eines Christen entfernt war." Von seiner eigenen Zeit redend, schildert Lessing mit grellen Farben den Kontrast zwischen Praxis und Theorie. „Der Erkenntniß nach sind wir Engel, und dem Leben nach Teufel."

Das Fragment bricht gerade an dem Punkte ab, wo er sich seinem Hauptthema nähert; was er aber offenbar nachweisen wollte war, daß die Herrnhuter darauf ausgingen, die Welt zu einem

*) Daß hier der Name Spinoza's fehlt, beweist schon zur Genüge, daß der Aufsatz geraume Zeit vor 1755 geschrieben sein muß. Auch hätte sich Lessing zu dieser Zeit nicht so despektirlich über Aristoteles ausgesprochen.

Digitized by Google

guten Leben zu ermahnen, und daß sie von diesem Gesichtspunkte aus die Schmähungen nicht verdienten, die man über sie ergoß. Er zeichnet das Bild eines praktischen Philosophen, und schildert ergötzlich die Art, wie ein solcher Mann von den Fachgelehrten, den Algebraisten, Astronomen und Metaphysikern behandelt werden würde. Der Algebraist fordert ihn auf, „einen hyperbolischen Asterkegel zu kubiren, eine Exponentialgröße zu differentiren," oder doch mindestens zu erklären, was eine „Irrationalgröße" sei; der Astronom erkundigt sich nach seiner „Theorie des Mondes"; und von den Metaphysikern rechnet einer darauf, daß er an „Monaden" glaubt, während der andere eben so fest annimmt, daß er die „Monaden" verwirft. „Umsonst," fährt Lessing fort, „würde er es wie jener Bauernjunge machen, den sein Pfarrer fragte: ‚Kannst Du das siebente Gebot?' Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen, und setzte hinzu: ‚Herr Pfarrer, könnt Ihr das?'"

Dieser geistvolle Aufsatz scheint fast anzudeuten, daß Lessing eine Zeitlang das Problem der Philosophie als unlösbar aufgab; seine Beweisführung würde in der That zur Gleichgültigkeit gegen alles Wissen führen, das keinen unmittelbaren Einfluß auf das tägliche Leben hat. Daß er nicht weit von dieser Denkweise entfernt war, ist gewiß. Er glaubte in der That immer, daß der Mensch zur absoluten Wahrheit nicht gelangen könne. „Vater, gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!" Aber er glaubte ebenfalls, daß der Mensch einen unbezwinglichen Trieb besitze, nach ihr zu forschen, und daß er innerhalb des Gebietes der relativen Wahrheit nicht zu wißbegierig, zu gründlich sein könne. Daher seine fast leidenschaftliche Vertheidigung der Diskussion tiefster Probleme in der „Erziehung des Menschengeschlechts." „Der Verstand will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht." Daß er im Guthandeln das einzige wahrhaft wesentliche Element der Religion erkannte, haben wir gesehen; aber er gab nur einer vorübergehenden Laune Ausdruck, als er die Behauptung aufstellte, daß der Mensch sich mit Nichts weiter als mit Guthandeln befassen solle.

Digitized by Google

Die nächste philosophische Arbeit versetzt uns in eine ganz andere Atmosphäre. Sie führt den Titel „Das Christenthum der Vernunft." Mendelssohn erhielt sie 1754 von Lessing, und in einem Briefe Naumann's vom Jahre 1753 wird sie fast wörtlich reproducirt. Obschon von so frühem Datum, enthält sie einige wesentliche Grundsätze, bei denen Lessing später immer geblieben ist. Statt der Annahme, daß „der Mensch zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen ward," treibt er hier die Spekulation zu ihrer äußersten Grenze, und spricht mit Zuversicht von Dingen, über welche menschliche Wesen gewiß nicht zu einem festen Urtheil gelangen können.

Betrachten wir die allgemeine Weltanschauung, die uns hier entgegentritt, so müssen wir ohne Zweifel Lessing mehr an Leibnitz als an Spinoza anreihen. Descartes und seine Schule hatten die entgegengesetzten Welten der Materie und des Geistes scharf kontrastirt. Spinoza suchte eine Versöhnung, indem er Geist und Materie (Denken und Ausdehnung) als Attribute der Einen ewigen Substanz betrachtete. Leibnitz näherte sich dem Problem von einer andern Seite, indem er das Universum als aus einer unzähligen Menge von Substanzen oder Monaden zusammen gesetzt ansah. Diese sind nicht von grober oder materieller Natur; sie sind metaphysische Punkte, und ihr eigentliches Wesen ist, daß sie Kraft besitzen. Wie der gespannte Bogen, sind die Monaden, so bald der Widerstand verschwindet, zur Entfaltung ihrer vollen Thätigkeit bereit. Ihre Natur als Kräfte bringt es mit sich, daß sie jeden äußeren Einfluß ausschließen. Jede Monade lebt ihr eigenes Leben, unfähig sowohl zu beeinflußen, wie beeinflußt zu werden. Die Monaden sind alle geistig, d. h. sie haben Vorstellungen. Vorstellungen können, nach Leibnitz, verworren oder undeutlich sein, z. B. wenn die Theile eines Gegenstands nicht unterschieden werden; dunkel, wenn die Objekte selbst nicht unterschieden werden. Auf der andern Seite, wenn es möglich ist, die Objekte der Vorstellungen zu erkennen, sind die Vorstellungen klar; sie sind deutlich, wenn die Theile der Objekte unterschieden, adäquat, wenn nicht nur die Objekte und ihre Theile, sondern ihre absolut einfachen Theile erkannt werden. Nun giebt es Monaden, die all' diesen verschiedenen Vorstellungsstufen entsprechen. Die niedrigsten sind die Monaden, welche die mineralische Welt bilden. In diesen sind

Digitized by Google

die Vorstellungen noch schlummernd, allein in den Pflanzen sind die Vorstellungen der Monaden zu bildenden Lebenskräften geworden. Thiere haben sowohl verworrene wie dunkle Vorstellungen, während die höchste uns bekannte erschaffene Monade, der Menschengeist, sowohl klare wie deutliche hat, und sogar adäquate Vorstellungen haben kann. Die Urmonade, Gott, hat nur adäquate Vorstellungen. So ist keine Lücke in der Natur; wir schreiten in regelmäßigem Fortgange vom Niedrigsten zum Höchsten. Und jede Monade reflektirt, je nach ihrem Stufengrade, das Universum, so daß sich an jeder, wenn wir sie nur richtig zu deuten verständen, der ganze Plan und die Geschichte der Dinge erkennen ließe. In Gott ist das Universum absolut reflektirt; und von ihm können wir abwärts steigen bis zum schwächsten Reflex in den Monaden der mineralischen Welt. Keine Monade stirbt; und alle sind in unaufhörlicher Thätigkeit, indem sie die ihnen innewohnende Energie bis zum Aeußersten auswirken.

Auf die Frage, wie es möglich sei, daß bloß metaphysische Punkte ausgedehnte Körper bilden, antwortet Leibnitz, daß es so Etwas wie Ausdehnung gar nicht gebe. Das sei nur eine verworrene Vorstellung unserer Sinne, und hier antecipirte er deutlich, obwohl noch in unreifer Form, die spätere Lehre Kant's. Dennoch können Monaden zu Aggregaten vereinigt werden. Solch ein Aggregat ist der menschliche Körper, der zum Wohnplatz für eine Monade von weit höherem Rang, als die den Körper zusammensetzenden, bestimmt ist: für den Geist. Da aber die Monaden unabhängig von einander sind, und nicht auf einander einwirken können, wie ist die Vereinigung von Körper und Geist möglich? Hier kommt die berühmte Lehre von der prästabilirten Harmonie. Wären die Monaden geschaffen und dann sich selbst überlassen worden, so hätte es nie einen Kosmos, sondern nur Anarchie gegeben; deshalb wurden sie bei ihrer Schöpfung so geordnet, daß die Bewegungen und Vorstellungen unter ihnen genau zu einander paßten. Das Verhältniß von Körper und Geist ist ein prägnantes Beispiel dieser vorherbestimmten Harmonie. Nach der cartesianischen Lehre, wie sie die unmittelbaren Nachfolger des Descartes ausbildeten, werden die Bewegungen des Körpers und die Vorstellungen der Seele durch beständige Intervention Gottes einander

Digitized by Google

angepaßt. Nach Spinoza sind sie Modi der Attribute der Einen Substanz. Leibnitz behauptet, Geist und Körper seien ursprünglich wie zwei Uhrwerke aufgezogen, und jedes schlage, ohne einer Richtigstellung zu bedürfen, unabänderlich mit dem andern zusammen.

Im „Christenthum der Vernunft" reproducirt Lessing ziemlich getreu einige der Hauptzüge des Leibnitzischen Systems. Die Welt, sagt er, besteht aus „einfachen Wesen," — d. h. aus Monaden. Das Zusammengesetzte ist nicht direkt erschaffen; es ist nur eine Folge der Schöpfung. Diese einfachen Wesen sind so angeordnet, daß sie „eine unendliche Reihe von größern und kleinern bilden, welche so auf einander folgen, daß nirgends eine Lücke zwischen ihnen ist." Jedes Glied in dieser Reihe „enthält alles Dasjenige, was die andern Glieder enthalten, und noch etwas Mehr; welches etwas Mehr aber nie die letzte Grenze erreicht." Da die einfachen Wesen der Welt so geordnet sind, „so muß unter ihnen eine Harmonie sein, aus welcher Alles zu erklären ist, was unter ihnen, d. i. in der Welt, vorgehet." Und in Zukunft wird diese Harmonie im Gebiet der Naturlehre vollkommen verstanden werden, aber nicht eher, als bis die unmittelbare Erklärung aller Naturerscheinungen erlangt sein wird, „so daß Nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurück zu führen." Lessing bricht inmitten seiner Darstellung der verschiedenen Grade der einfachen Wesen ab; allein so Viel bemerkt er noch, daß die höchsten Wesen Wesen sind, „welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln." Diese heißen „moralische Wesen," d. i. solche, welche einem Gesetze folgen können. Dieses Gesetz ist aus ihrer eigenen Natur genommen, und kann kein andres sein, als: ‚handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß!'" „Da in der Reihe der Wesen unmöglich ein Sprung stattfinden kann," schließt der Aufsatz, „so müssen auch solche Wesen existiren, welche sich ihrer Vollkommenheiten nicht deutlich genug bewußt sind . . ." Hier kommen wir zu den Thieren; und bräche nicht hier die Arbeit plötzlich ab, so würde sie natürlich weiter von den einfachen Wesen, oder Monaden, welche die Pflanzen und Steine bilden, gehandelt haben.

Bis hieher stimmt Lessing vollkommen mit Leibnitz überein. Das System ist jetzt nicht mehr zu halten; denn, abgesehen von

Digitized by Google

allen sonstigen Einwänden, nimmt es implicite die Existenz jenes Raumes an, den es ausgesprochenermaßen verwirft. Die Monaden lassen sich nicht anders als im Raume begreifen; ihre Beziehungen sind durchaus räumlicher Natur. Gesteht man ihnen aber Ausdehnung zu, so hören sie auf, Monaden zu sein, und wir kommen bis zu einem gewissen Grade auf die Stofftheorie zurück, welche sie verdrängen sollten.

Trotzdem ist die Hypothese von enormer Wichtigkeit in der Geschichte der Philosophie. An die Stelle des Begriffs einer trägen Materie ward ein für alle Mal der Begriff ewig thätiger Kräfte gesetzt; das Denken ward angespornt durch die Andeutung einer möglichen Erklärung der geheimnißvollen Verbindung von Körper und Seele; und die Lehre, daß keine Lücke in der Natur sei, war eine leise Antecipirung der Evolutionstheorie, da eins der wesentlichsten Principien dieser Theorie ist, daß die Arten nicht durch unüberschreitbare Grenzlinien getrennt sind, sondern eine ununterbrochene Kette bilden, von der manche Ringe jetzt unsichtbar geworden sind.

Welches Verhältniß besteht zwischen Gott und den Leibnitzischen Monaden? Das ist die schwierigste Frage in seiner Philosophie, und er hat sie nie genügend beantwortet. Geraume Zeit scheint Gott nur die Harmonie zwischen den Monaden zu sein; allein in seinen späteren Entwicklungen spricht er von Gott als der Urmonade, von welcher die erschaffenen Monaden Ausstrahlungen sind. Die Monaden sind daher nur von einander unabhängig, während sie von Gott durchaus abhängig sind. Aber sie sind von ihm nur in so weit abhängig, als er sie erschuf und ordnete; jetzt sind sie da und handeln ohne seine direkte Einmischung. Er hat in der That Nichts mehr zu thun. Im Schöpfungsakte hat er Alles vollbracht; und nachdem die Philosophie ihn diesen Akt hat vollziehen lassen, schreitet sie vorwärts auf ihrer Bahn, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

An diesem Punkte trennt sich Lessing von Leibnitz — und noch mehr von Wolf und den Aufklärungsphilosophen, — und nähert sich Spinoza. Im „Christenthum der Vernunft" beginnt er mit dem Begriffe Gott. Wie er zu diesem Begriffe gelangt — ob durch Intuition oder durch Vernunftschlüsse — erfahren wir hier

Digitized by Google

nicht; auch giebt er uns über diesen Punkt nirgends in seinen Schriften eine Aufklärung. Er nimmt einfach an, daß ein Gott sei, und daß wir bei unserer Erklärung des Universums von ihm ausgehen müssen. Und sein Gott denkt. Hier hört die Aehnlichkeit desselben mit dem Gotte der Deisten auf; und selbst in seinem Denken darf er nicht mit einer anthropomorphischen Gottheit verwechselt werden. Das Denken des Gottes, von welchem Lessing spricht, ist identisch mit dem Schaffen. „Vorstellen, wollen und schaffen ist bei Gott eins."

Dies ist unstreitig eine Reminiscenz an Spinoza, welcher (Cogitata Metaphysica. II. 8 u. 10) sagt: „Die Vernunft Gottes und seine Macht und sein Wille, wodurch er die erschaffenen Dinge erschuf, begriff, und erhält oder liebt, sind in keiner Weise unter sich verschieden." „Die Vernunft und der Wille Gottes sind von seiner Macht und Wesenheit, welche die Existenz in sich begreift, nicht unterschieden." Spinoza drückt sich allerdings in seiner „Ethik", der einzigen maaßgebenden Darstellung seiner Lehre in ihrer reifen Gestalt, nicht so aus. Dort ist Gott reine Substanz, und Gedanke und Ausdehnung sind seine Attribute. Allein das Denken, welches Lessing Gott beilegt, ist kein menschliches Denken; es ist von durchaus transcendenter Natur. Er konnte daher mit vollkommener Folgerichtigkeit sagen, wie Jacobi berichtet, daß „Ausdehnung, Bewegung, [menschliche] Gedanken offenbar in einer höheren Kraft gegründet sind, die noch lange nicht damit erschöpft ist." Daß er Gott als „Kraft", nicht als „Substanz" definirte, zeigt, wie tief er von der Leibnitzischen Monadenlehre beeinflußt war. Die Monaden, wie wir gesehen haben, waren Kräfte, und es war verhältnißmäßig viel leichter, sie mit einer höchsten Kraft, als mit einer höchsten Substanz, in Verbindung zu bringen.

Gott, sagt Lessing, hat von Ewigkeit her nur das Vollkommenste, folglich nur seine eigenen Vollkommenheiten, denken können. Das thut er auf zweierlei Art; entweder er denkt seine Vollkommenheiten als Ganzes, oder er denkt sie zertheilt, eine von der andern gesondert, und jede in ihrem Stufengrade. Hier folgt zunächst eine spekulative Darstellung der Dreieinigkeitslehre, — in ähnlichem Sinne, aber vollständiger entwickelt, als in der „Erziehung des Menschengeschlechts", —wobei vielleicht an eine leise Einwirkung

Digitized by Google

Spinoza's zu denken ist, der im „Tractatus de Deo“ auf verwandte Weise das Verhältniß von Gott-Vater und Gott-Sohn erklärt. Aus diesen unfruchtbaren Regionen herabsteigend, kommt Lessing dann auf das Verhältniß des so definirten Gottes zur Welt. „Gott dachte seine Vollkommenheiten zertheilt, d. i. er schuf Wesen, wovon jedes Etwas von seinen Vollkommenheiten hat; denn, um es nochmals zu wiederholen, jeder Gedanke ist bei Gott eine Schöpfung. Alle diese Wesen zusammen heißen die Welt.“ Wir haben gesehen, daß jedes Glied der Reihe einfacher Wesen Alles enthält, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas Mehr; daß dies „etwas Mehr“ aber nie die letzte Grenze erreicht. Lessing fügt hinzu: „Eine solche Reihe muß eine unendliche Reihe sein, und in diesem Verstande ist die Unendlichkeit der Welt unwidersprechlich.“

Der Satz, daß „Gott seine Vollkommenheiten zertheilt dachte,“ könnte vielleicht andeuten, daß er Solches in einem besonderen Momente that, daß also die Schöpfung in einem besonderen Momente vollbracht ward. Aber das kann nicht Lessing's Meinung sein; denn er beginnt mit der Thesis, daß Gott von Ewigkeit her das Vollkommenste, folglich seine eigenen Vollkommenheiten, habe denken müssen. Die Welt kann daher so wenig einen Anfang gehabt haben, wie jener Sohn Gottes, welcher der Inbegriff der Vollkommenheiten Gottes, als Ganzes gedacht, ist. Mit Einem Worte, die Schöpfung ist nicht ein Akt, sondern ein Proceß. Gott hat seine Vollkommenheiten von Ewigkeit her gedacht; daher hat er die Welt von Ewigkeit her erschaffen, und erschafft sie noch immer. Die Monaden existiren, nach Lessing, nicht, wie Leibnitz dachte, von Gott getrennt; derselbe ist kein Wesen, dessen wir entrathen können, wenn die Monaden in Thätigkeit gesetzt worden sind. Sie sind einfach sein Gedanke, die Formen seiner Kraft; sie sind in gewissem Sinne identisch mit ihm. Daher spricht Lessing nicht mit Leibnitz von einer „prästabilirten Harmonie“; er spricht bloß von „Harmonie“. Die Harmonie, welche unter den einfachen Wesen des Universums besteht, ist ihnen nicht von außenher auferlegt; sie ist die innere Harmonie der göttlichen Natur; sie ist das Wesen Gottes selbst.

Die Worte Lessing's lassen sich nicht wohl anders deuten; auch wird diese Auslegung durch einen kleinen Aufsatz „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott“ bestätigt, — nach Angabe seines

Bruders der Entwurf eines Briefes an Mendelssohn aus der Breslauer Zeit. „Ich mag mir," sagt er hier, „die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann. Man nenne sie das Komplement der Möglichkeit, so frage ich: ist von diesem Komplemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff, oder keiner? Wer wird das Letztere behaupten wollen? Ist aber ein Begriff davon in ihm, so ist die Sache selbst in ihm, so sind alle Dinge in ihm selbst wirklich. Aber, wird man sagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit eines Dinges außer ihm nicht auf. Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm Etwas haben, was sie von der Wirklichkeit in seinem Begriffe unterscheidet. Das ist: in der Wirklichkeit außer ihm muß Etwas sein, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Ist aber Nichts dergleichen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und Alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott. Oder man sage: die Wirklichkeit eines Dinges sei der Inbegriff aller möglichen Bestimmungen, die ihm zukommen können. Muß nicht dieser Inbegriff auch in der Idee Gottes sein? Welche Bestimmung hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich ist dieses Urbild das Ding selbst, und sagen, daß das Ding auch außer diesem Urbild existire, heißt, dessen Urbild auf eine eben so unnöthige als ungereimte Weise verdoppeln." Lessing glaubt zwar, daß die Philosophen, wenn sie die Wirklichkeit eines Dinges außer Gott behaupten, damit weiter Nichts beabsichtigen, als „dieses Ding bloß von Gott zu unterscheiden, und dessen Wirklichkeit aus einer andern Art des Seins zu erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes ist." „Wenn sie aber bloß dieses wollen," fährt er fort, „warum sollen nicht die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, diese wirklichen Dinge selbst sein? Sie sind von Gott noch immer genugsam unterschieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch Nichts weniger als nothwendig, weil sie in ihm wirklich sind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die sie außer ihm haben sollte, auch in seiner Idee ein Bild entsprechen? Ich brauche dies ‚außer ihm', so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte." Er weiß, die Theologen werden schreien: „Zufälligkeiten in dem

unveränderlichen Wesen Gottes annehmen!" „Nun?" entgegnet er, „bin ich es allein, der dieses thut? Ihr selbst, die ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, ist euch nie eingefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe sind?"

Wenn Lessing sagt, daß, obschon die Dinge nicht außer Gott existiren können, sie doch „genugsam von ihm unterschieden sind," so kann er damit nicht meinen, daß sie ein unabhängiges Dasein haben. Das wäre ein offenbarer Widerspruch in sich selbst. Sie sind von ihm nur zu unterscheiden, wie ein Gedanke von dem, der ihn denkt, zu unterscheiden ist. Die Welt ist Gottes Gedanke; und in gewissem Sinne läßt sich sagen, daß Gottes Gedanke nicht Gott selber ist. Er ist seine Manifestation.

In Betreff der letzten Frage nach dem Verhältniß Gottes zur Welt ist also kein wesentlicher Unterschied zwischen Lessing's Philosophie, wie er dieselbe Jacobi gegenüber aussprach, und wie er sie uns in gelegentlichen Bruchstücken hinterlassen hat. Er bedient sich nicht der Sprache von Spinoza's „Ethik"; und in Betreff der „Ausdehnung" kann er sich nicht zur Lehre Spinoza's bekannt haben. Die Monadentheorie, welche die Ausdehnung nur für ein Resultat verworrener Vorstellung erklärt, schließt dieselbe von den Attributen Gottes aus. Allein Gott steht für Lessing eben so hoch über dem menschlichen Denken, wie für Spinoza, und Letzterer identificirt die Welt nicht vollständiger mit Gott, als der Erstere.

Indem er so auf Spinoza zurückgeht, entrinnt Lessing jedoch nicht allen Schwierigkeiten. Er entrinnt nur der einen Schwierigkeit, um einer anderen zu verfallen. Denn so wie wir nicht umhin können, zu fragen, wozu Gott im Leibnitzischen Systeme nöthig ist, so drängt sich uns unvermeidlich die Frage auf, wozu die Monaden im Lessing'schen Systeme nöthig sind? Wenn Gott seine Vollkommenheiten denkt, und solchermaßen schafft, erklärt seine Thätigkeit Alles: die Erscheinungen der Welt sind unmittelbare Aeußerungen seiner Kraft. Die Monaden schieben sich unnütz zwischen ihn und die Gedanken, Vorstellungen und Bewegungen, als deren Mittelpunkte sie gelten. Hier ist Spinoza allein vollkommen logisch.

3.

Mit eben so vollkommener Logik behandelte Spinoza die Freiheit des Willens als eine Fiktion. Im Gegensatze zu ihm

vertrat Leibnitz die Lehre von der Willensfreiheit; allein er that das erſichtlich nicht in Folge, ſondern trotz ſeiner allgemeinen Theorie. Wenn eine präſtabilirte Harmonie zwiſchen den Vorſtellungen des Geiſtes und den Bewegungen des Körpers ſtattfindet, müſſen ſowohl erſterer wie letzterer einen beſtimmten, ihnen angewieſenen Weg wandeln. Dies ward ſofort von Bayle hervorgehoben, und kein noch ſo ſcharfſinniges Raiſonnement hilft darüber hinweg.

Wenn die Leibnitziſche Lehre logiſcherweiſe zur Nothwendigkeit führt, thut die Leſſing'ſche das um ſo mehr. In ſeinem Geſpräch mit Jacobi nahm er unerſchrocken dieſe Konſequenz ſeiner Principien an, und die einzige Stelle in ſeinen Schriften, wo er die Frage direkt berührt, ſteht durchaus in Einklang mit den von Jacobi berichteten Aeußerungen. Dieſe Stelle findet ſich in den Zuſätzen zu den von ihm herausgegebenen „Philoſophiſchen Aufſätzen von K. W. Jeruſalem." „Der dritte Aufſatz," ſagt er, „zeiget, wie wohl der Verfaſſer ein Syſtem gefaßt hatte, das wegen ſeiner gefährlichen Folgerungen ſo verſchrieen iſt, und gewiß weit allgemeiner ſein würde, wenn man ſich ſo leicht gewöhnen könnte, dieſe Folgerungen in dem Lichte zu betrachten, in welchem ſie hier erſcheinen. Tugend und Laſter ſo erklärt, Belohnung und Strafe hierauf eingeſchränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abſpricht? Etwas — wenn es Etwas iſt, — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unſerer Thätigkeit hier, noch zu unſerer Glückſeligkeit dort brauchen. Etwas, deſſen Beſitz weit unruhiger und beſorgter machen müßte, als das Gefühl ſeines Gegentheils nimmermehr machen kann. Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorſtellung des Beſten wirket, wie viel willkommener ſind ſie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umſtänden bald ſo, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beſte muß. Wenn ich in dieſen Schranken ſelbſt ſo viel Fehltritte noch thue: was würde geſchehn, wenn ich mir ganz allein überlaſſen wäre? einer blinden Kraft überlaſſen wäre, die ſich nach keinen Geſetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieſer Zufall ſein Spiel in mir ſelbſt hat? Alſo, von der Seite der Moral iſt dieſes Syſtem geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könnte? Und ſolche Einwendungen, die ſich nur durch ein

zweites, gemeinen Augen eben so befremdendes System heben ließen? das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte, und mit Wenigem hier nicht zu fassen stehet."

„Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß." Der offenbare Sinn dieser Worte ist, daß, wo die Wahl zwischen zwei Handlungsweisen, einer guten und einer bösen, gestattet ist, ein Mensch von gewissem Charakter unvermeidlich die erstere wählen wird. Es ist kein Zufall dabei im Spiele. Er handelt eben so sehr in Uebereinstimmung mit einem Gesetze, wie die Sonne bei ihrem Aufgang und Untergang. Dieselbe Wahrheit wird in „Nathan der Weise" dramatisch ausgesprochen. In der Unterhaltung mit Nathan sagt der Derwisch: „Zwar wenn man muß —" Nathan unterbricht ihn: „Muß! Derwisch! Derwisch muß? Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte? Was müßt' er denn?" „Warum man ihn recht bittet, und er für gut erkennt: das muß ein Derwisch." „Bei unserm Gott! da sagst Du wahr." Das heißt: der Mensch soll nicht aus äußerm Zwang handeln; allein die innere Nöthigung, durch welche er sich, recht zu handeln, getrieben fühlt, ist der wahre Ruhm seiner Natur.

Wenn aber die Wahl zwischen zwei Handlungsweisen frei steht, wird nur ein Mensch von gewissem Charakter das Gute wählen; ein Mensch von anders geartetem Charakter wird eben so sicher das Böse wählen. Kann man sagen, daß der Wille des Letzteren frei, der des Ersteren nicht frei ist? Das hieße, sehr laxe Grundsätze aufstellen. Offenbar ist der Zwang in beiden Fällen ein ähnlicher; und das liegt auch in Lessing's Argumente.

Die so gefaßte Lehre wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Es ist wahr, daß wir oftmals ungewiß darüber sind, wie ein Mensch unter gegebenen Umständen handeln wird; bisweilen können wir nicht mit völliger Zuversicht sagen, wie wir selbst handeln werden. Aber ein Chemiker mag ebenfalls in Ungewißheit sein, wie ein Körper sich unter Umständen verhalten wird, in denen er ihn bisher nicht beobachtet hat; und der Grund ist in beiden Fällen derselbe. Der Chemiker weiß nicht bestimmt, ob er alle Umstände richtig erwägt; und wir können selten völlig sicher sein, daß wir einen menschlichen Charakter vollständig kennen. Die Natur des Menschen ist so vielfach gemischt, die Triebe, welche er

Digitized by Google

ererbt, die Einflüsse, welche ihn von Jugend auf geformt haben, sind so mannigfach und verschieden, daß wir wohl zweifeln mögen, ob wir uns selbst oder unsere besten Freunde vollkommen verstehen. Aber im Verhältniß zu unserer Kenntniß von seinem Charakter steht die Entschiedenheit, mit der wir vorhersagen, wie Jemand handeln wird. Wir schwanken keinen Augenblick, zu behaupten, daß eine bestimmte Person nicht ihren Feind ermorden, daß sie sich nicht durch Betrug einer Verlegenheit entreißen, daß sie, um Jemanden, den sie zärtlich liebt, zu retten, Vermögen und Leben opfern wird. Die Ursache ist, daß nichts wirklich Willkürliches in der menschlichen Handlungsweise liegt. Die Handlungen der Menschen folgen einander in einer eben so bestimmten Ordnung, wie in der physischen Welt, aber es ist eine Ordnung von zusammengesetzterer und feinerer Natur, und deshalb weit schwieriger zu erkennen und zu erklären.

Man hat oftmals gesagt, eine so thatkräftige Natur, wie die Lessing's habe sich unmöglich zur Nothwendigkeitsdoktrin bekennen können. Allein recht verstanden, ist dies die einzige Doktrin, welche einer thatkräftigen Natur entspricht. Wenn wir ungewiß darüber wären, ob Feuer brennen und Wasser einen Berg hinan fließen wird oder nicht, so würde alles Handeln aufhören. Es würde nutzlos sein, Etwas zu thun, wenn es in der physischen Welt keine feststehende Ordnung gäbe. Ordnung in der geistigen Welt ist nicht minder nothwendig. Als Kinder beginnen wir mit einem unausgebildeten Willen; und es ist das höchste Ziel sittlicher Erziehung, ihm eine feste Richtung zum Guten zu geben. Weil wir wissen, daß gewisse Triebe zu gewissen Handlungen führen, befördern wir einige und bekämpfen andere. Und können wir, indem wir dem besten uns bekannten Gesetz gehorchen, einen größern Lohn erwarten, als die Kräftigung unsrer edelsten Sympathien und Neigungen? Wir würden dem nicht dankbar sein, der uns sagte, wir hätten die Macht, zu stehlen oder zu betrügen; ein guter Mensch hat nicht diese Macht, und entbehrt sie mit Freuden.

Zur Widerlegung der Behauptung, daß Lessing den freien Willen verworfen habe, beruft man sich oft auf seine Abhandlung: „Leibnitz von den ewigen Strafen." Zur angeblichen Unterstützung der orthodoxen Lehre, vertrat Leibnitz den Satz, daß die Strafe der

Sünde einfach die logische Folge der Sünde sei, und daß ein Mensch, der in jener Welt fortsündige, nothwendig auch fürder bestraft werden müsse. Lessing pflichtet dieser Theorie bei; aber sie begreift eben so wenig die Lehre vom freien Willen in sich, wie der Umstand, daß die Sünde in diesem Leben bestraft wird, sie in sich begreift. Sie gründet sich im Gegentheil auf der Lehre von der Nothwendigkeit: auf der Lehre, daß die menschlichen Wesen, ob es ihnen gefallen mag oder nicht, einer gewissen Ordnung in ihrem Handeln unterliegen, und daß deshalb sogar die Hoffnung nicht aufzugeben sei, auch der Widerstand des Ruchlosesten und Schlechtesten werde zuletzt durch Erkenntniß dieser Gesetzmäßigkeit alles Thuns und seiner Folgen überwunden werden.

Lessing's Glaube, daß im menschlichen Handeln so gut wie im physischen Processen ein Gesetz herrsche, war der Grund seiner Ueberzeugung, daß auch in der Geschichte der Menschheit ein Gesetz vorhanden sei. Während wir die Handlungsweise des Individuums nur bis zu einem gewissen Grade vorhersagen können, vermögen wir die Handlungen der Menge ganz und gar nicht vorherzusagen. Allein zugegeben, daß selbst in dem anscheinend verworrenen Gewebe individueller Handelns Ordnung herrscht, so folgt daraus nothwendig, daß in dem noch verworrenern Gewebe menschheitlicher Entwicklung ebenfalls Ordnung herrschen muß. In dem einen Falle wie in dem andern werden wir im Stande sein, die Zukunft genau im Verhältnisse zu unserer Kenntniß der maaßgebenden Umstände vorher zu sehen. Der Fortschritt des Menschengeschlechts involvirt ein so ungeheures Bereich des Denkens, daß wir vermuthlich nie im Stande sein werden, über sehr allgemeine Thesen in Betreff desselben hinaus zu kommen; daß Lessing den Fortschritt überhaupt entdeckte und annähernd ein Gesetz des Fortschritts formulirte, ist einer der größten Dienste, die er dem modernen Denken erwiesen hat.

Seine Idee vom göttlichen Element in der Geschichte der Menschheit wird man jetzt leichter verstehen, als bei unserer direkten Erörterung seiner „Erziehung des Menschengeschlechts." Alle religiösen Systeme betrachtete er als das Erzeugniß der gewöhnlichen Fähigkeiten des Menschen, die in den großen Religionsstiftern mit ausnahmsweiser Kraft und Innigkeit wirkten. Allein

Digitized by Google

diese Fähigkeiten sind selbst Elemente des göttlichen Denkens. Gott bethätigt sich unmittelbar in jedem Geiste, und diejenigen Geister, welche die erhabensten Begriffe haben und von den besten Antrieben gelenkt werden, sind die Geister, in denen sich seine Eigenschaften am meisten enthüllen. Daher können die historischen Religionen in Wahrheit Offenbarungen genannt werden; nur sind sie Offenbarungen, die ohne Wunder, im Einklang mit den Gesetzen erfolgen, die man in den kleinsten wie in den wichtigsten Operationen des Herzens und des Verstandes studiren kann. Auf dieselbe Art können wir jedes große, von einem Menschen erzielte Resultat eine Offenbarung nennen. Männer wie Plato, Shakespeare, Molière, Newton erschließen neue und unvermuthete Seiten des Daseins; sie erheben ihre Mitmenschen zu Gesichtspunkten, von denen aus das Auge ein weiteres Gebiet überschauen kann. Und sie thun dies, weil die göttliche Kraft in ihnen größer als bei den gewöhnlichen Menschen ist. Die ganze menschheitliche Entwicklung ist solchermaßen, nach Lessing's Philosophie, eine Manifestation Gottes. Sie ist eine Seite seines Denkens; vielleicht nicht die wichtigste, aber die, welche uns am tiefsten interessirt.

Wir haben gesehen, daß er sich in der „Erziehung des Menschengeschlechts" andeutungsweise für die Lehre von der Seelenwanderung ausspricht. Das war kein bloßer willkürlicher, flüchtig hingeworfener Einfall. Es folgte als eine nothwendige Konsequenz aus seinem Grundsatze, daß jeder Einzelne alle Fortschrittsstufen, welche die Menschheit zurückgelegt hat, durchmachen müsse. Offenbar konnte kein Einzelner dies im Verlauf eines einzigen Lebens thun, noch konnte er es in einer anderen als dieser Welt thun. Jeder muß daher nach dem Tode die Erfahrung, welche er theilweise erlebt hat, in einer neuen Form wieder aufnehmen, und er muß dies fortsetzen, bis die geistige Geschichte der Menschheit in seiner individuellen Laufbahn reproducirt worden ist.

Er kommt auf den Gegenstand in einem Fragmente zurück, welchem sein Bruder den unangemessenen Titel gab: „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können". „Die Seele, beginnt er, „ist ein einfaches Wesen, welches unendlicher Vorstellungen fähig ist. Da sie aber ein unendliches Wesen ist, so ist sie dieser unendlichen Vorstellungen nicht auf einmal fähig, sondern

Digitized by Google

erlangt sie nach und nach in einer unendlichen Folge von Zeit. Wenn es sich so verhält, muß es eine Ordnung geben, nach welcher, und ein Maaß, in welchem sie dieselben erlangt. Diese Ordnung und dieses Maaß sind die Sinne. Solcher Sinne hat sie gegenwärtig fünf; aber wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle unteren Stafseln durchgegangen sein, ehe sie die gegenwärtige erreicht hat.

Nur in Verbindung mit Materie kann die Seele Vorstellungen haben; aber sie braucht nicht nothwendig mit einem organischen Körper verbunden zu sein. Jedes Atom der Materie kann ihr zu einem Sinn dienen. „Das ist, die ganze materiale Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt." Atome, die der Seele zu einerlei Sinne dienen, müssen homogene Urstoffe sein. Wüßte man daher, wie viel' homogene Massen die Welt enthielte, so könnte man auch wissen, wie viele Sinne möglich wären. Die Seele muß jeden Sinn einzeln gehabt haben, ehe ihr eine Anzahl derselben zusammen zu Theil wird; die Zahl derselben kann also nicht unendlich sein, sonst würde die Seele niemals zu mehr als Einem Sinne gelangen. Nachdem sie die ganze Stufenreihe durchgemacht, muß sie jede mögliche Kombination von zwei, von drei Sinnen ꝛc. besitzen. Wie umfangreich muß in solchem Fall die Geschichte der Seele sein, ehe sie ihre gegenwärtige Erfahrung erlangte! wie weit die Zukunft, welche sie noch zu durchwandern hat!

Indem Lessing bemerkt, daß die Seele nur in Verbindung mit Materie Vorstellungen haben kann, scheint er von der Monaden-Theorie abzuweichen. Allein unter „Materie" versteht er nur Monaden eines niederen Grades, als die Seele.

Selbst wenn die Seelenwanderungslehre glaubhaft wäre, würde daraus natürlich nicht folgen, daß Lessing's Theorie ihrer Verwirklichungsart richtig ist. Auch hat er nirgends das Princip zu beweisen gesucht, welches ihn zur Annahme dieser Lehre veranlaßte. Seine Theorie vom Fortschritt des Menschengeschlechts mag wahr sein, allein was deutet darauf hin, daß jeder Einzelne, in seinem Sinne, alle Staffeln dieses Fortschritts durchgegangen sein muß?

Obschon Lessing sich augenscheinlich sehr eingehend mit diesem „System" — dem „ältesten aller philosophischen Systeme", wie er es nennt, — beschäftigte, ist doch beachtenswerth, daß sich unter

Digitized by Google

seinen Nachlaßpapieren ein kleines Fragment findet, worin er bemerkt, daß „Thoren über die Bekümmerungen um ein künftiges Leben das gegenwärtige verlieren," und daß er fragt: „Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?" Er hebt hervor, daß es die ganze Tendenz des Fortschritts gewesen sei, die Neugier des Menschen nach der Zukunft zu verringern: daher der Mißkredit, in den die Astrologie seit lange gerathen sei. „Dieser Grund gegen die Astrologie," fährt er fort, „ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz unzweifelhaft unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

4.

Obschon die Monadenlehre und die Lehre von der prästabilirten Harmonie das europäische Denken tief beeinflußte, war doch die Theorie Leibnitzens, welche das volksthümlichste Aufsehen erregte, die (von Shaftesbury vor ihm angekündigte) Theorie, daß die Welt die beste aller möglichen Welten sei. Sie ward in allen fortgeschrittenen Ländern des Westens angenommen und wiederholt, und nicht einmal der Spott Voltaire's beraubte sie ihrer Kraft.

Lessing schwankte niemals in seiner Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit. „Gott," sagt er im „Christenthum der Vernunft," „könnte seine Vollkommenheiten auf unendliche Arten zertheilt denken; es könnten also unendlich viel' Welten möglich sein, wenn Gott nicht allezeit das Vollkommenste dächte, und also auch unter diesen Arten die vollkommenste Art gedacht, und dadurch wirklich gemacht hätte." In der Abhandlung über „die ewigen Strafen" spricht er sein Bedauern darüber aus, daß „man die Lehre von der besten Welt noch immer die Leibnitzische nenne", womit er sagen will, daß kein denkender Mensch einer anderen zustimmen könne. Auch mehrere Stellen der „Dramaturgie" sprechen sich (wie das Citat auf S. 228 dieses Bandes) implicite zu Gunsten jener Theorie aus.

Keiner, der entfernt den Charakter Lessing's versteht, wird glauben können, daß er die schrecklichen Thatsachen der Welt übersah, welche mit diesem Princip unverträglich scheinen; wenige Denker seiner Zeit hatten eine so klare Vorstellung von den furcht-

Digitized by Google

baren Uebeln, die den Frieden des Menschen erschüttern. Er lebte nicht in einem Thorenparadiese, und suchte nicht die unschönen und gemeinen Elemente des Daseins in Rosenschimmer zu kleiden; er sah dem Schlimmsten ins Gesicht, und schätzte, was ihn persönlich betraf, das Leben nicht zu einem besonders hohen Werthe. „In den Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswerth ist der, der sie niemals näher kennen lernt!" „Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte." „Es ist wahrhaftig ein hundsföttisch Leben!" „War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen?" Dies sind keine Aeußerungen eines Mannes, der, weil er die Welt für die beste der möglichen Welten hält, deshalb glaubt, daß sie dem Einzelnen nothwendig Glück bringe. Es gab sogar Zeiten, wo der Stahl sein tiefstes Herz zu durchbohren schien. Trotz seines großen Mitgefühls und seiner edlen Menschenliebe, erschreckte er zuweilen seine Freunde durch die unbeschreibliche Bitterkeit seines Lachens. „Ach," schrieb Jacobi, als er ihn besucht hatte, „nach solch einem Lachen kann unser geliebter Lessing nicht lange mehr leben; wir werden ihn gewiß bald verlieren." Das waren jedoch nur vorübergehende Stimmungen, und er war zu stark, zu groß, um auf vorübergehenden Stimmungen eine pessimistische Philosophie aufzubauen. Durch Alles, was er selber litt und Andere leiden sah, ließ er sich niemals in der Grundüberzeugung seines Lebens beirren.

Seine Art und Weise, das Vorhandensein des Uebels mit der Theorie von der besten aller möglichen Welten zu versöhnen, war dieselbe, welche Leibnitz einschlug. Unter der Welt verstand er das ganze Dasein; und es schien ihm sehr möglich, daß das Mißgeschick des Einzelnen die Wohlfahrt des Universums bedeute. Neben dieser Vorstellung hatte er den Trost, daß die beste der möglichen Welten nicht eine solche ist, in der Alles stationair bleibt. Ihre Vortrefflichkeit für den Menschen besteht, nach seiner Ansicht, in der Thatsache, daß das Menschengeschlecht langsam, aber beständig fort-

Digitized by Google

schreitet, indem es die Natur durch Unterwerfung unter sie bezwingt, und zuletzt selbst Thorheit, Schwäche und Verbrechen zum Pfade zu Gutsein, Stärke, und Weisheit macht.

Indem er die Welt als eine mit Vorbedacht unter einer unendlichen Zahl möglicher Welten ausgewählte ansah, näherte Lessing sich unzweifelhaft der Theorie, welche Gott Persönlichkeit beilegt, da die Vorstellung der Wahl eine wesentlich menschliche Vorstellung ist. Für Spinoza gab es nur Eine mögliche Welt; und, recht gedeutet, führen die Principien, von denen Lessing ausgeht, zu demselben Resultate. Ihre logische Konsequenz ist, daß die Welt weder die beste, noch die schlechteste der möglichen Welten ist, daß sie an sich weder gut, noch schlecht ist. Man muß annehmen, daß er in dieser speciellen Doktrin mehr dem inneren Triebe, als der Vernunftspekulation gefolgt ist. In gewissen Gemüthern hoher Art wohnt ein unbezwingliches Sehnen nach einer Gewähr, daß dies große Schauspiel menschlichen Kämpfens und Ringens nicht vergeblich ist, daß ein Sinn in dem unaufhörlichen Entfaltungsprocesse liegt; daß eine ferne Wonne in Aussicht steht, deren wir vielleicht nicht theilhaftig werden, die aber der großen und geheimnißvollen Lehre würdig ist, durch welche sie vorbereitet ward.

Wenn Lessing diese Sehnsucht theilte, folgt daraus nicht, daß er das Suchen nach letzten Ursachen unter den Erscheinungen der Welt billigte. Hier stand er ohne Frage Spinoza näher, als Leibnitz. Selbst wenn wir annehmen, daß wir mit Fug von der Welt als nach einem Plane gebildet reden dürften, muß der Plan so weit über unserm Bereich liegen, daß es die höchste Anmaßung ist, wissen zu wollen, welche Einwirkung darauf diese oder jene Thatsache haben mag. Die Thatsache ist da; sie ist das Resultat einer wissenschaftlichen Ordnung, der wir nachforschen können; und wenn wir diese Ordnung ermittelt haben, müssen wir uns damit bescheiden. Es war ganz in Lessing's Weise, zu Jacobi von „unsrer elenden Art, nach Absichten zu handeln," zu sprechen, und seine Sympathie mit Spinoza anzudeuten, ohne „die Einsicht für die höchste Methode auszugeben und so den Gedanken obenan zu setzen." Er kannte wohl den Werth der menschlichen Vernunft, aber er wußte auch, daß wir ihrer Größe gerecht werden können, ohne sie mit der absoluten Wahrheit der Dinge zu identificiren.

Digitized by Google

Dreißigstes Kapitel.

Leſſing's letzte Tage.

Nach dem Tode ſeiner Frau fand Leſſing Wenig im Leben, das ſein Intereſſe tief erregte. Nur „ein guter Vorrath vom Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen," wie er ſich in einem Briefe an Eſchenburg ausdrückte, half ihm ſeine Einſamkeit und ſein Leid ertragen. Die einzige Freundin, an welche er jetzt mit vollkommenem Vertrauen ſchrieb, und deren Sympathie ihn anregte und ermuthigte, war Eliſe Reimarus, eine Frau von hohen geiſtigen Gaben und zugleich von echt weiblichem Zartgefühl. Ihr Haus in Hamburg war der Mittelpunkt der gebildetſten Geſellſchaft jener Stadt, und ſie hatte ſich nicht allein die Achtung und Liebe Leſſing's, ſondern auch Jacobi's, Mendelsſohn's und vieler anderen ausgezeichneten Männer errungen. Sie war Leſſing herzlich zugethan; es finden ſich manche Andeutungen in ihrer Korreſpondenz, daß ihr vertraulicher Verkehr zu einer früheren Zeit begonnen hatte, und wenn weniger Erinnerungen ſich in ſein jetziges Leben eingedrängt hätten, ſo wäre ihre Freundſchaft vielleicht ſchließlich zu einem näheren Verhältniß geworden.

Die alte Verlegenheit, die nackten Subſiſtenzmittel zu erwerben, kehrte jetzt noch dringlicher als früher zurück. Beſorgt, daß Jemand denken könnte, er habe ſeine Stiefkinder irgend in ihren Rechten verkürzt, opferte er ihnen das ganze kleine Vermögen ſeiner Frau. Die Nothwendigkeit, ſich Geld zu verſchaffen, brachte ihn zuerſt auf die Idee, den „Nathan" zu ſchreiben; und ehe er mit der Arbeit

Digitized by Google

begann, mußte er durchaus eine Summe borgen, die es ihm ermöglichte, sich ein paar Monate ungestörter Ruhe zu sichern. Es gelang seinem Bruder, einen befreundeten Juden zur Darleihung von 300 Thalern zu bewegen. Als er diese erhalten, war er in beständiger Sorge, wie er sie zurückzahlen solle, und dabei mußte er noch seine bedürftige Schwester unterstützen.

Im August 1778 schrieb er an Elise Reimarus: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, Nichts zu sein, Nichts zu wollen, Nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, bloß um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche eins mit den Zähnen, und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!"

Der „elende Feind," auf den er hier anspielt, war Goeze, der sich natürlich gefreut haben würde, wenn Lessing Wolfenbüttel hätte verlassen müssen. Dies wäre vermuthlich geschehen, wenn er den Streit fortgesetzt hätte; denn, wie wir gesehen haben, war Lessing entschlossen, trotz des Verbotes der Braunschweigischen Regierung, auf jeden Angriff seines Feindes zu entgegnen, und das würde die Niederlegung seines Amtes fast zur Nothwendigkeit gemacht haben.

Obschon Lessing alle Freunde wahrer Bildung auf seiner Seite hatte, stand doch die Menge zu seinem Gegner, und er sollte es schwer büßen, daß er die Menschen zum Nachdenken über die Grundlagen

Digitized by Google

ihrer wichtigsten Glaubenssätze zu bringen gesucht hatte. Mancher Freund ward ihm entfremdet, und die ungebildete Masse lernte ihn mit Schaudern als den Erzfeind der Religion betrachten. Es wurde das Gerücht ausgesprengt, daß die Juden ihn durch eine Bestechungssumme von tausend Dukaten zur Herausgabe der „Fragmente" veranlaßt hätten; ein Geschwätz, zu dessen förmlicher Widerlegung er sich herbeiließ. Nach seinem Tode erkundigte Gleim sich tief betrübt bei Eschenburg, ob es wahr sei, was ihm ein junger Braunschweigischer Kaufmann erzählt habe, daß Lessing „von allen Menschen, hohen und niedern, gelehrten und ungelehrten, gehaßt worden sei, und nicht sicher habe auf der Straße gehn können?" Gleim's Berichterstatter hatte es sogar für sehr möglich erklärt, daß Lessing ermordet worden, „denn Viele hätten gewünscht, man möge sich dieses Ungeheuers entledigen können." Eschenburg erklärte dies für tolle Uebertreibung; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß der Haß der Geistlichkeit Lessing's letzte Jahre verbitterte. Man glaubte allgemein, wie ein Organ der frommen Sippe seinen Lesern erzählte, daß bei seinem Tode der Teufel erschienen und mit ihm wie mit einem anderen Faust abgefahren sei.

Als wären seine Geldverlegenheiten und die Nöthen, welche seine geistige Freiheit über ihn brachte, noch nicht genug, ward auch sein Gesundheitszustand ein Quell der Sorge für ihn und seine Freunde. Seine Augen waren so schwach, daß er manchmal zu erblinden fürchtete, und eine seltsame Schlafsucht übermannte ihn häufig selbst bei Tische und inmitten einer lebhaften Unterhaltung.

Im September 1778 reiste er nach Hamburg, um eine auf seine Stiefkinder bezügliche Geschäftssache zu ordnen, die nach wie vor bei ihm lebten. Amalia begleitete ihn, und da sie gefährlich erkrankte, dehnte sich der nur auf einige Tage berechnete Besuch bis Mitte Oktober aus. Er fühlte sich durch denselben geistig und körperlich sehr erfrischt. „Meine Schlafsucht hat sich ganz verloren," schrieb er nach seiner Rückkehr an Elise Reimarus; „und wenn Sie sie nicht etwa mit der Zeit in meinem ‚Nathan' wiederfinden, so habe ich von Glück zu sagen."

Während er den „Nathan" schrieb, stand er regelmäßig um fünf Uhr auf, und unterbrach sich nur in der Arbeit, um nach

Digitized by Google

baren Uebeln, die den Frieden des Menschen erschüttern. Er lebte nicht in einem Thorenparadiese, und suchte nicht die unschönen und gemeinen Elemente des Daseins in Rosenschimmer zu kleiden; er sah dem Schlimmsten ins Gesicht, und schätzte, was ihn persönlich betraf, das Leben nicht zu einem besonders hohen Werthe. „In den Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswerth ist der, der sie niemals näher kennen lernt!“ „Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.“ „Es ist wahrhaftig ein hundsföttisch Leben!“ „War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen?“ Dies sind keine Aeußerungen eines Mannes, der, weil er die Welt für die beste der möglichen Welten hält, deshalb glaubt, daß sie dem Einzelnen nothwendig Glück bringe. Es gab sogar Zeiten, wo der Stahl sein tiefstes Herz zu durchbohren schien. Trotz seines großen Mitgefühls und seiner edlen Menschenliebe, erschreckte er zuweilen seine Freunde durch die unbeschreibliche Bitterkeit seines Lachens. „Ach,“ schrieb Jacobi, als er ihn besucht hatte, „nach solch einem Lachen kann unser geliebter Lessing nicht lange mehr leben; wir werden ihn gewiß bald verlieren.“ Das waren jedoch nur vorübergehende Stimmungen, und er war zu stark, zu groß, um auf vorübergehenden Stimmungen eine pessimistische Philosophie aufzubauen. Durch Alles, was er selber litt und Andere leiden sah, ließ er sich niemals in der Grundüberzeugung seines Lebens beirren.

Seine Art und Weise, das Vorhandensein des Uebels mit der Theorie von der besten aller möglichen Welten zu versöhnen, war dieselbe, welche Leibnitz einschlug. Unter der Welt verstand er das ganze Dasein; und es schien ihm sehr möglich, daß das Mißgeschick des Einzelnen die Wohlfahrt des Universums bedeute. Neben dieser Vorstellung hatte er den Trost, daß die beste der möglichen Welten nicht eine solche ist, in der Alles stationair bleibt. Ihre Vortrefflichkeit für den Menschen besteht, nach seiner Ansicht, in der Thatsache, daß das Menschengeschlecht langsam, aber beständig fort-

Digitized by Google

letzte, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja; so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!"

Mittlerweile hatte seine Stieftochter, Amalia König, jetzt ein junges Mädchen von neunzehn Jahren und von einem glücklichen, lebhaften Temperamente, ihm sein Haus wieder zu einem traulichen Heim gemacht. Man wunderte sich, daß er sie nicht zu ihren Verwandten geschickt habe, und einige Lästermäuler, die offenbar annahmen, daß der Herausgeber der „Fragmente" nicht nach gewöhnlichen Moralgesetzen zu beurtheilen sei, verbreiteten das Märchen, daß er in die junge Dame verliebt sei. Dies kam Elise Reimarus zu Ohren, die es für ihre Pflicht hielt, Lessing davon in Kenntniß zu setzen. Es liegt etwas Rührendes in seiner Antwort, die vom 7. Mai 1780 datirt ist. Er versichert seiner Freundin, daß er Nichts dagegen einzuwenden habe, wenn einer von den Verwandten Amaliens sie zu sich verlange. „Nur," fährt er fort, „antragen soll sie, mit meinem Willen, sich keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthiget, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen, oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurück wollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwiedert. Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häuslichen Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn schon meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können, als ehedem, und der ich also zu entgehen mich vielleicht auf das andere Ende werfen könnte, so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe: als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer, als

ehedem, indem mich die Lust zum Studiren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz Alles über mich vermochten, gethan hat."—

Trotz all seiner Sorgen und Kümmernisse, werden uns einige freundliche Züge aus Lessing's letzter Lebenszeit berichtet. Ein Vorfall, der seinen Freunden viel Ergötzen gewährte, stellt seine geniale Gutmüthigkeit in ein helles Licht. Eines Tages im Jahre 1779 meldete sich bei ihm ein Liefländer, der sehr ärmlich gekleidet war, und einen großen schmutzigen Hund bei sich hatte. Auf die Frage, wer er sei, antwortete ihm der Fremde: „Ich bin ein Philosoph." „Ich arbeite," fuhr er fort, indem er ein schmutziges Manuskript aus der Tasche zog, „an einer Schrift über die höhere Bestimmung des Menschen, die ich gern vollenden möchte, aber ich habe kein Dach und Fach und kein Brot. Geben Sie mir eine Kammer in Ihrem Hause und nothdürftig Brot, ich will mein Buch hier fertig schreiben." Lessing fühlte sich durch das excentrische Wesen des Mannes angezogen, und erfüllte seinen Wunsch. Könemann — so hieß er — lebte fünf Monate wie ein Familienmitglied in Lessing's Hause. In seinem Buch waren einige gute Gedanken, aber die Sprache war schwerfällig und nicht ohne grammatische Schnitzer. Als Lessing den Verfasser darauf aufmerksam machte, sagte der Philosoph lakonisch: „Das weiß ich, aber man kann ja in der Vorrede kurz anzeigen, daß ich mich auf diese Dinge nicht verstehe." Sein Hund wich nie von seiner Seite, und war besonders bei Tische sehr lästig. Als man einst zu Lessing sagte, daß man wohl den Philosophen, nicht aber seinen Hund leiden könne, versetzte er mit einiger Wärme: „Der Hund ist eine Zierde des Philosophen; denn Letzterer traf ihn auf seinen Wanderungen einst entkräftet und verschmachtet am Wege liegen. Der Philosoph hatte zwei Wecken in der Tasche. Er gab dem Hunde einen davon, die dieser heißhungrig verschlang. Dadurch rettete er das Thier, und so lange ich noch einen Weck habe, soll der Philosoph einen halben davon haben." Im Frühjahr ergriff die Wanderlust wieder diesen Sohn der Natur, und er sagte eines Tages ganz unerwartet: „Morgen früh werde ich abreisen!" Lessing versah ihn mit Reisegeld, und am nächsten Morgen, ehe die Familie aufgestanden war, nahm der Philosoph seinen Stab und ging mit seinem Hunde von dannen.

Digitized by Google

Ein Jude, Namens Daveson, welcher sich das Mißfallen des Herzogs von Braunschweig — des früheren Erbprinzen — zugezogen hatte, ward, wie Lessing glaubte, ungegründeter Weise verhaftet. Lessing besuchte ihn nicht allein oft im Gefängnisse, sondern nahm ihn auch nach seiner Befreiung auf längere Zeit als Hausgenossen mit nach Wolfenbüttel, damit er sich dort erhole, und schickte ihn dann mit einem Empfehlungsschreiben an Mendelssohn nach Berlin. Durch solche Handlungen gewann Lessing die Herzen Aller, welche Sinn für Seelengröße hatten. Den Armen von Wolfenbüttel war er der treueste Freund, der willigen Herzens sein bischen Armuth mit noch Aermeren theilte.

Noch eine Anekdote verdient hier mitgetheilt zu werden. Ein Freund begegnete ihm eines Tags in Braunschweig auf der Straße und erzählte ihm vergnügt, daß er einen sehr günstigen Kauf gemacht habe. Für eine Kleinigkeit habe er eine Anzahl antiker Kameen erstanden; und da er Lessing's Interesse an solchen Gegenständen kannte, zeigte er sie ihm. Lessing erkannte in ihnen sofort die Kameen des Medaillons, das ihm der Kardinal Duca di Nemi Braschi in Rom geschenkt, und das ihm sein Diener gestohlen hatte. Sein Freund wollte ihm natürlich die Steine zurückgeben; aber Lessing nahm das nicht an. „Behalten Sie die Steine," sagte er; „ich erhielt sie nur als Geschenk, Sie haben sie gekauft."

Nach dem Tode seiner Frau kam er so häufig nach Braunschweig, daß er ein paar Zimmer beim Weinhändler Angott auf dem Aegidienmarkt miethete. Hier und im Rönckendorf'schen Weinkeller, einem Lieblingsaufenthalt der Braunschweiger Gelehrten und Schriftsteller, pflegte er seine Freunde zu sehen; oft besuchte er auch den einen oder andern in seiner Wohnung. Von diesen Freunden war Eschenburg lange Zeit einer der intimsten, wie schon aus den Briefen hervorgeht, die Lessing zur Zeit des Todes seiner Frau an ihn richtete. „Ich dächte," hatte er aus Hamburg an Ebert geschrieben, als dieser ihm den jungen Gelehrten empfahl, „wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachsen, ja auf alle Weise zu Freunden. Sie möchten sonst, anstatt in unsere Fußtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten." Eschenburg erwiederte die Freundlichkeit Lessing's auf dankbarste Art; er gab nach dessen

Tode mehrere seiner Nachlaßschriften sorgfältig heraus, und war sein Lebenlang ein begeisterter Verkünder seines Ruhmes.

Es ist schon erwähnt worden, daß Lessing sehr günstig über „Julius von Tarent", das Trauerspiel des jungen Leisewitz, geurtheilt hatte. Getreu seinem Grundsatze, junge Talente zu ermuthigen, behandelte er den Verfasser seitdem mit sichtlicher Auszeichnung, und Letzterer zollte ihm eine hohe, fast ritterliche Verehrung. Am Tage nach Lessing's Tode schrieb Leisewitz in sein Tagebuch: „Die Nachricht frappirte mich ungemein, ich ging lange auf meiner Stube in der größten Bewegung herum. . . Ich habe für wenig Menschen einen so tiefen Respekt gehabt, als für Lessing. Ich bin ein Apostel seines Ruhmes gewesen, hätte dazu gern die ganze Welt bekehrt, vertheidigte und lobte sonderlich in den letzten Jahren oft Etwas, was ich nicht glaubte. Seine Fehler sind oft von kleineren Geistern nachgeahmt, aber bei ihm konnte ich immer den Gang verfolgen, wodurch sie mit seinen großen Eigenschaften zusammen hingen. Man bewundert ihn nicht genug, wenn man bloß weiß, was er geworden ist; man muß wissen, daß er Alles hätte werden können, aber ein menschliches Leben war ihm zu enge, um alle seine Talente auszubreiten."

Der Besuch Jacobi's im Juli 1780, bei welchem die berühmten philosophischen Unterredungen stattfanden, scheint Lessing wahre Freude gemacht zu haben. Einige Wochen darauf besuchte ihn Jacobi nochmals auf der Rückreise, und Beide gingen mit einander auf ein paar Tage nach Halberstadt, wo Gleim sie herzlich willkommen hieß. An die Wandtapete von Gleim's Gartenhäuschen, das zahlreiche Inschriften seiner Freunde enthielt, soll Lessing damals, nach Jacobi's Berichte, seinen Lieblingsspruch „*Εν καὶ πᾶν*" geschrieben haben.*)

Zu dieser Zeit machte Amalia König einen Besuch bei einigen ihrer Verwandten. Ein Brief an sie vom 17. August 1780 zeigt uns, in wie herzlicher Beziehung Lessing fortwährend zu seinen Stiefkindern stand. Er fühlte sich zu dieser Zeit so rüstig und

*) Nach der zuverlässigen Angabe H. Pröhle's, der fast sämmtliche Tapeteninschriften in Gleim's „Hüttchen" am 20. August 1839 aufzeichnete, schrieb Lessing jedoch nicht obigen Spruch, sondern „Dies in lite" an die Wandtapete. Anm. des Uebersetzers.

Digitized by Google

wohlaufgelegt, daß er, trotz alles theologischen Haders, der ihm noch in Aussicht stand, die Verpflichtung übernahm, dem Hamburger Theater jährlich zwei Stücke zu liefern. Vielleicht in dieser Veranlassung machte er im Oktober 1780 eine letzte Reise nach Hamburg. In einem bald nach seiner Ankunft geschriebenen Briefe an Amalia sagt er ihr, daß er sich schon gewaltig wieder in seine häusliche Ordnung zurücksehne; allein acht Tage nachher schreibt er ihr sehr heiter, und beklagt sich nur, daß er keine Zeile von ihr erhalten. Mit seiner Gesundheit stehe es recht gut, und er verspreche sich „einen recht guten, fleißigen Winter". „Einen grauen Kastorhut," schreibt er, „wie man ihn hier itzo trägt, will ich Dir mitbringen. Gott gebe nur, daß er Dir passen mag. Ich kann das Maaß nicht anders als ungefähr nach meinem eigenen Kopf nehmen." Ein Brief von Elise Reimarus an Nicolai macht denselben Eindruck: „Jetzt ist Lessing hier, und sei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch besser bekommt, als der mit der Todten, oder selbst der Streit mit Feinden, er ist fast ganz der Alte. Was das sagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären."

Allein schon der erste Brief, den Elise nach der Heimkehr von ihm erhielt, muß ihr gezeigt haben, daß seine Gesundheit völlig untergraben war. In lauter abgerissenen Sätzen schreibt er: „So sehr ich nach Hause geeilt, so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste, was ich fand, war ich selbst. Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen gesund zu sein und zu arbeiten? ‚Freilich!' höre ich meine Freunde mir nachrufen, ‚denn ein Mann, wie Sie, kann Alles, was er will'. Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas Anders hieße, als: ‚kann Alles, was er kann'. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde, das, das ist die Frage! Was taugt zwar unversucht? Nun denn, meine liebe Freundin, weil Sie mir es rathen, so sei es. Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr, so ist mir schon halb geholfen?"

Wenige Wochen darauf ließ der Herzog von Braunschweig ihn rufen, um ihm kund zu thun, daß, nach einem Bericht seines Gesandten in Regensburg, das gesammte Corpus Evangelicorum im Begriff stehe, die Bestrafung des Herausgebers „des schändlichen

Fragments von dem Zwecke Christi und seiner Jünger" von ihm zu fordern. „Dieses," schrieb Lessing an Elise Reimarus, „sagte mir der Herzog auf eine so freundschaftliche und beruhigende Art, daß ich es zuletzt fast bereut hätte, ihm so gleichgültig und sicher darauf geantwortet zu haben. Wenigstens hätte ich es wohl unterlassen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er sich meiner in keinem Stücke annehmen solle, sondern in Allem, ohne die geringste Rücksicht auf mich, so verfahren möge, wie er glaube, daß ein deutscher Reichsstand verfahren müsse. Denn ich begreife nun wohl, daß eine solche Aeußerung Niemand verdient, der uns nützlich zu sein wünscht. Indeß war an meiner mürrischen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl, ich möchte um Alles in der Welt gerne verfolgt sein; und bilden sich ein, daß mir Nichts weher thut, als wenn man sich nicht einmal mit mir einlassen will. Aber, meine Liebe, wie weit sind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernste von mir denken! Kann sein, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bei jenem Bastard eines großen Herrn vorging, der nicht sagen wollte, wer er sei, und sich lieber unschuldig wollte hängen lassen, nur um seinem Richter recht schwere Verantwortung bei seinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabei trösten, daß am Ende Jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: ‚Richter, seid Ihr des Teufels, daß Ihr unseres gnädigen Herrn Bastard wollt hängen lassen?' Und weiß ich denn etwa nicht, wessen großen Herrn lieber Bastard ich bin? Also nur frisch die Leiter hinan! und daß nur Niemand besorge, als werde ich mich wohl gar aus Angst verschnappen!"

Die Drohung erwies sich als blinder Lärm. Mochte das Corpus Evangelicorum nun ahnen oder nicht, wessen Bastard er sei, dasselbe fand es gerathener, seine Liebenswürdigkeiten für Frevler einer minder zweifelhaften Kategorie zu versparen.

Lessing's Gesundheitszustand ward schlimmer und schlimmer, und gegen Ende des Jahres 1780 schien seine ganze physische Natur eine auffällige Veränderung zu erleiden. Er litt bedenklich an Asthma; er, dessen Schritt sonst so fest gewesen war, vermochte sich nur mühselig fortzuschleppen; seine klare Stimme verlor ihre Kraft, das Feuer seiner Augen war erloschen. Seine Braunschweiger

Digitized by Google

Freunde sahen ihn nur noch selten, und wenn er unter ihnen erschien, vermißten sie die alte Elasticität und Frische seiner Unterhaltung. Nach seinem Tode entdeckte man für sein Alter ungewöhnliche Verknöcherungen als die Ursache seiner Leiden. Es ist daher nicht befremdlich, daß er wiederholt Todesahnungen empfand. „Jetzt bin ich der Nächste!" sagte er eines Tages bei der Rückkehr von einem Leichenbegängnisse. „Ach, lieber Freund," schrieb er am 17. December in dem erwähnten Empfehlungsschreiben, das er Davison an Mendelssohn mitgab, „diese Scene ist aus! Gern möcht' ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Es ist rührend, aus diesem letzten Briefe an den Jugendfreund zu ersehen, wie sehr dieser große und unabhängige Geist nach einem Worte des Mitgefühls und der Ermuthigung schmachtete. „Wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar Nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarkend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar Nichts gefallen müssen; denn für Sie war Nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen; und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm!"

Am 3. Februar 1781 verbrachte Lessing den Abend in einer Gesellschaft in Braunschweig. Er litt an einem schweren Anfalle von Asthma, und vermochte bei der Rückkehr in sein Absteigequartier am Aegidienmarkte nicht zu sprechen. Dennoch verbot er seinem Bedienten einen Arzt zu holen. Er verbrachte eine sehr üble Nacht; nichts deste weniger traf ihn ein Freund am andern Morgen im Begriffe, nach Wolfenbüttel zu reisen. Mit Mühe ließ er sich davon abbringen, und bald nachdem ein Arzt geholt worden, begann er Blut auszuwerfen. Amalia König, die man benachrichtigte, eilte aus Wolfenbüttel herbei, um den Mann zu pflegen, der ihr ein so zärtlicher Vater und wahrer Freund gewesen war.

Digitized by Google

Er selbst fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe; allein sein Zustand wechselte von Tag zu Tag, und oft konnte er lange Zeit außer dem Bette sein. Er nahm die Besuche seiner Freunde an, und unterhielt sich mit alter Lebhaftigkeit. Zu einem derselben, der ihm erzählte, daß Voltaire noch auf dem Sterbebette von dem Abbé Gaultier und dem Pfarrer von St. Sulpice belästigt worden sei, sagte er: „Wenn Sie mich im Sterben sehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe."

Am 15. Februar schien er sich außerordentlich wohl zu befinden, und scherzte mit mehreren seiner Besucher. Aber es war nur das letzte Aufflackern des verlöschenden Lebenslichts. Abends kamen einige Freunde, die im Vorzimmer blieben, und er lag ruhig im Bette, als man ihm ihren Besuch ankündigte. Plötzlich öffnete sich zu ihrem Entsetzen die Thür, und Lessing trat ein, den kalten Todesschweiß auf der Stirn, und eine unheimliche Blässe auf dem edlen Gesichte. Amalia hatte hinter der Thür gesessen, um ihm ihre Thränen zu verbergen. Stumm, mit einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückte er ihr die Hand. Dann neigte er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und nahm mit einer schmerzvollen Anstrengung die Mütze vom Haupt. Aber die Füße versagten ihm den Dienst, er ward zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß sandte ihn jählings in die Arme des Todes hinab.

So endete, im Alter von 52 Jahren, Lessing's große Laufbahn. Er starb in solcher Armuth, daß der Herzog von Braunschweig die Beerdigungskosten bezahlen mußte. Er ward auf dem, eine Stunde von Braunschweig entfernten St. Magni-Kirchhofe bestattet, und so geringe Pflege ward seinem Grabe zu Theil, daß man die Gruftstätte später nur mit Mühe auffinden konnte. Sie trägt einen Stein mit seinem Namen; daneben ist in unseren Tagen ein einfaches Denkmal zu seinem Gedächtnisse von den Mitgliedern der Braunschweiger Hofbühne gesetzt worden. Auf einem schönen freien Platze, ein paar hundert Schritte von dem Hause, in welchem er starb, erhebt sich das Broncestandbild Lessing's, ein Meisterwerk Rietschel's, das 1853 als Zeichen der Dankbarkeit seiner Nation errichtet ward. Erhobenen Hauptes, und mit freiem, kühnem,

Digitized by Google

offenem Blick vor sich hin schauend, steht er da, ein Urbild männlicher Kraft, stolzer Unabhängigkeit und prunkloser Größe. —

Lessing's Leben war im Ganzen kein glückliches. Genöthigt, schwer um das tägliche Brot zu ringen, mußte er einen großen Theil seiner besten Kraft unliebsamer Arbeit widmen; und bei einer leidenschaftlichen Liebe zur Gesellschaft seiner Mitmenschen, sah er sich im Lauf der Jahre mehr und mehr ihren Herzen entfremdet. Keiner seiner Freunde verstand ihn. Auf den Höhen, zu denen er sich erhob, war die Luft zu fein, zu scharf für gewöhnliche Menschen; Einsamkeit war die Buße, die er um des Genius willen erleiden mußte.

Was ihm Deutschland verdankt, ist unsäglich Viel. In seinem Todesjahre gab Schiller sein erstes Trauerspiel, und Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" heraus. Bald darauf kehrte Goethe in die Bahn zurück, die er verlassen zu haben schien, und Fichte begann allmählich durch die Macht seiner glänzenden Persönlichkeit auf seine Landsleute zu wirken. So erschien für Deutschland jene Blüthezeit seiner klassischen Literatur, auf welche es mit Stolz und Sehnsucht zurück blickt. Völlig erwacht, übte es seine Kräfte nach allen Richtungen aus, und während es auf dem Felde der Politik geschlagen und gedemüthigt ward, übernahm es für eine Zeitlang die anerkannte Führung auf dem größeren Felde des Gedankens.

Ohne Lessing's Vorgang würde diese klassische Blüthezeit unmöglich gewesen sein. Durch seine Dramen, seine rastlose Kritik, seine Polemik auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Theologie weckte er in seiner Nation den Geist wahrer Freiheit, den Ueberdruß an Gemeinplätzen, den Durst nach Werken von dauernder Trefflichkeit. Er reinigte und pflügte den Boden, auf den seine Nachfolger ihre fruchtbare Saat streuten.

Nach dem sanften Reiz, der stillen und entsagenden Gemüthern eigen ist, dürfen wir bei Lessing nicht ausblicken. Es gab nie einen ruheloseren Feuergeist. Eben so wenig wird er Denen zusagen, deren Ideal ein Mann ist, der sich vor der Berührung mit der Welt in die Einsamkeit seiner eigenen Gedanken zurückzieht. Er war vor Allem ein Mensch unter Menschen; er fand in ihrer Gesellschaft sein höchstes Glück, seinen hauptsächlichen Sporn; sie war der Stahl, welcher dem Kiesel die glänzendsten Funken entschlug.

Digitized by Google

Und bei seinen großen Arbeiten war es die Gesellschaft — die Gesellschaft seiner eigenen Zeit, — welche ihm immer vor Augen stand, und deren Bedürfnissen er zu dienen bemüht war. Selbst in Fragen, die seinem Zeitalter fern zu liegen schienen, entdeckte er Berührungspunkte mit den Impulsen der lebendigen Gegenwart.

Niemand kann verkennen, daß er in Einer Seite seiner Thätigkeit eine gewaltige revolutionäre Kraft war. Man kann sagen, daß er sein Leben damit verbrachte, das zu bekämpfen, was ihm als Irrthum erschien. Weit entfernt, den Kampf zu vermeiden, suchte er ihn auf, freute er sich an ihm, fühlte er sich am freiesten und gehobensten, wenn er geistige Feinde herausforderte und vernichtete. „Kein Kopf war vor ihm sicher," sagt Heine. „Ja, manchen Schädel hat er sogar aus Uebermuth herunter geschlagen, und dann war er dabei noch so boshaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daß er inwendig hohl war." Er war der geschworene Feind aller Nichtigkeit, Anmaßung und Intoleranz; und wenn er eine Ansicht als falsch oder schädlich erkannte, schützte es sie nicht, daß sie alt oder beliebt oder von vornehmen Autoritäten unterstützt war. Er fragte nur nach Einem: ist sie wahr? Wenn nicht, so zog er mit dem ganzen Rüstzeug seiner Logik und seines Witzes gegen sie zu Felde.

Ließe sich nicht mehr als dies von ihm sagen, so würde er sich nicht wesentlich von den hervorragendsten Denkern des achtzehnten Jahrhunderts unterscheiden; wir müßten seinen Einfluß in der Hauptsache demjenigen Voltaire's gleichstellen, dem er so gern entgegentrat. Allein sagen, daß er eine revolutionaire Kraft war, heißt nur die halbe Wahrheit betonen; die andere und wichtigere Seite ist, daß er, indem er zerstörte, unablässig aufzubauen bestrebt war. Seine negativen Schlußfolgerungen waren immer von positiven Resultaten begleitet. In Betreff der Kunst, der Poesie, des Dramas stellte er ein System von Grundsätzen auf, die heute noch ein Gegenstand der Untersuchung und Erörterung sind; und in Betreff der Religion setzte er, indem er sie ihres zufälligen Beiwerks entkleidete, ihren lebendigen Kern in desto helleres Licht. Selbst mit der Erreichung dieser Ziele hielt er seine Aufgabe als Kritiker nicht für beendigt. Nach seiner Ansicht ist die Aufgabe

Digitized by Google

Digitized by Google

der Kritik nicht allein, zu analysiren und zu generalisiren, sondern die Menschen zu den Erzeugnissen hinzuleiten, in denen ihre Wahrheiten verkörpert worden sind. Indem er das französische Drama entthronte, führte er seine Landsleute zu Shakespeare und den griechischen Tragikern; um der Kritik selbst willen lenkte er sie von den Tageskritikastern zu Aristoteles; in der Philosophie schritt er über Wolf und die „Aufklärungs"-Männer hinweg zu Spinoza und Leibniz. So ausgeübt, ist die Kritik keine grausame Zuchtruthe zur Entmuthigung des Genies, sondern ein heller Leitstern auf seinem Wege; und sie verringert nicht das Entzücken am Kunstwerke, sie läutert und beseelt die Erkenntniß der Schönheit, und verleiht der Freude an ihr vermehrte Frische und Stärke.

Hier stehen wir an der wahren Quelle von Lessing's Größe; denn diese zwei Richtungen — das Streben, umzustürzen, und das Streben, wieder aufzubauen — sind die tiefsten Impulse der modernen Welt. In keinem einzelnen Menschen waren sie jemals harmonischer vereinigt. Und zu ihrer Vereinigung gesellte sich ein Verstand von glänzender Stärke und Biegsamkeit; ein Verstand, der von den beiden edelsten Eigenschaften unserer Natur, der Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen und einer unerschütterlichen Liebe zur Menschheit, beherrscht ward.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sach- und Namen-Register.

Achilleus, Der Schild des. 186.
Addison. 13.
Adel, Deutscher. 3.
Aeneas, Der Schild des. 186.
Afra, St. 20. 24. 25. 28.
Akademie der Wissenschaften, Die Berliner. 47. 87. 88. 134.
Alacci, Lione. 221.
Alberti, Baptista. 313.
Alberti, Pastor. 270. 271.
Alciphron. 118.
Allegorie. 182. 194.
„Alte Jungfer, Die." 40.
Amerikanischer Befreiungskampf. 397.
Amsterdam. 100.
Anakreon. 23.
„Anti-Goeze." 346. 365.
„Antiquarische Briefe." 258—262.
Arioft. 161. 184. 188.
Aristophanes. 192. 244.
Aristoteles. 81. 103. 104. 165. 167. 174. 190. 222—227. 238. 244. 327. 409. 410.
Arretio. 158.
„Aufklärungs"-Philosophen. 10. 332. 337.
August der Starke. 8.
„Axiomata." 346.
Basedow. 123. 124. 331.
Battenx. 49. 126.
Bayle. 71. 72. 332.
„Befreite Rom, Das." 57.
„Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters." 58.
Berengarius von Tours. 278—280.
Berlin. 47. 211. 213. 218. 273. 315.
Beschreibende Dichtung. 117. 184—188. 206.
„Bibliothek, Allgemeine deutsche." 148. 260.
„Bibliothek, Allgemeine der schönen Wissenschaften." 264.
„Bibliothek der schönen Wissenschaften ꝛc." 102. 107. 113.
Bode. 211. 216.
Bodmer. 10. 13. 61—64. 82.
Berck, von. 57.
Braunschweig, Prinz Leopold von. 310. 314.
Braunschweig, der Erbprinz von. 274. 275. 277. 306. 307. 316—318. 437.
Brawe, von. 106. 107.
Breitinger. 10. 127.
„Bremer Beiträge." 29. 30.
Brenkenhof, L. von. 267.
Breslau. 134. 164.
Briefe, Lessing's. 84.
Brockes. 10.
Bücher, Lessing's Leidenschaft für. 13. 69. 70. 141.
Calderon. 50.
Canitz. 7.
Cardanus. 72.
Carlowitz, von. 26.
Casanbonus. 221.
Caylus, Graf. 161. 162. 180. 182. 188. 189. 262.
Cervantes. 50. 192.
Christ, Professor. 15. 23. 30.
„Christenthum der Vernunft, Das." 412. 414. 415. 426.
Cicero. 160. 176.
Cochläus. 74.
„Comedie larmoyante." 89. 245.
Congreve. 41. 91. 244.
Corneille. 223. 225. 226. 229. 229. 234. 238.
Cramer, J. A. 29. 123. 124.
Crebillon. 50.
Crenegk. 107.
„Damon, oder die wahre Freundschaft." 92.
Davison. 435.
Deisten, Die englischen. 10.
De l'Isle. 39. 56.
Demina. 313.
Descartes. 410. 413.
Destouches. 245.
Diderot. 65. 134. 135. 149. 152. 157. 245.
Döbbelin. 296. 377.
Dolce, Ludovico. 161.
Dreißigjähriger Krieg. 1. 3.
Dresden. 209. 315.
Dubos, Abbé. 161. 162.
„Duplik, Eine." 344. 347.
Dusch. 117.
Ebert. 274. 275. 292.
Eckhof. 100. 250.
Einheiten, Die dramatischen. 39. 235. 236. 340.
„Emilia Galotti." 108. 286—291. 305.
England und englische Literatur. 101. 120.
Epigramm, Abhandlung über das. 282—284.
Epigramme, Lessing's. 21. 76. 300.

Ernesti, Professor. 15. 29. 30. 181.
„Ernst und Falk." 392—400.
„Erziehung des Menschengeschlechts, Die." 378—390. 424.
Eschenburg. 292. 324. 435.
Euripides. 241.
Evangelisten, Lessing's Neue Hypothese über die. 360—363.
Fabel, Abhandlung über die. 124—127.
Fabeln, Lessing's. 127.
„Faust", Lessing's. 128—130.
Fichte. 15. 441.
Fischer, Kuno. 129.
Fleming, Paul. 6.
Florenz. 312.
Frankreich. 48. 64. 120. 396.
Französisches Drama. 30. 89. 90. 120. 228. 233. 236. 253.
„Freigeist, Der." 52. 55.
Freimaurerei. 390. 391. 399. 400.
Friedrich Wilhelm I. 47.
Friedrich II. 8. 48. 50. 80. 100. 144—146. 149. 208. 394.
Fürsten, Deutsche. 2. 8. 291. 395.
Fürstenschulen. 20. 21.
Garrick. 249.
Gellert. 29. 89. 97. 146.
Gerhardt, Paul. 8.
Gerstenberg. 118.
„Giangir." 41.
Gleim. 11. 23. 49. 106. 107. 112. 192. 207. 292.
„Glückliche Erbin, Die." 96.
Goethe. 33. 203. 206. 217. 265. 287. 317—330. 373. 405. 441.
Göttingen. 51. 54. 207.
„Göz von Berlichingen." 327.
Goeze, Hauptpastor. 269. 270. 296. 312. 343. 345—357. 365. 430.
Goldoni. 97.
Golz, von der. 50.
Gottsched. 12. 14. 29. 59. 61—64. 81. 82. 119—121.
Gryphius, Andreas. 6.
Günther. 11.
„Gute Mann, Der." 41.
Hagedorn. 11. 33.
Haller, Albrecht von. 11. 23. 184.
Hamburg. 100. 206. 300. 301. 431. 437.
„Hamburgische Dramaturgie." 216. 220—253.
„Hamlet." 231. 235. 242.
Handwurst. 13. 243.
Harris, James. 161. 165.
Heine, Heinrich. 213. 254. 442.
Hensel, Madame. 251.
„Henzi." 56.
Herder. 166. 184. 203. 265. 275. 292.
Herrnhuter, Die. 409—411.
Heyne. 29. 99.
Hirsch, Abraham. 50.
Höfe, Konrektor. 25.
Hoffmannswaldau. 6.
Hogarth. 81. 171.
Homer. 161. 179. 190. 192. 195—199. 197.
Hompesch, Freiherr von. 320—322.
Horaz. 76. 83. 85.
Huarte. 80. 321.
Hurd. 161.
Hutcheson. 101.
„Ineptus Religiosus." 71.
Italien. 113. 217. 218. 310—314.
Irenäus. 377.
Jacobi. 404—408. 436.
Jerusalem, der junge. 329. 330. 402.
Jöcher. 70. 71.
Johnson, Dr. 69.
Joseph II. 272. 273. 311.
„Juden, Die." 38. 54. 55.
„Julius Cäsar." 57. 232.
Jugendlustspiele Lessing's. 22. 23. 38. 135.
„Junge Gelehrte, Der." 23. 25. 37. 38. 42.
Kästner. 31. 37. 86. 207.
Kamenz. 16. 315.
Kant. 15. 204. 441.
Karschin, Die. 157.
Kassel. 213.
Kaunitz, Fürst. 315.
Kesselsdorf, Schlacht bei. 27.
Klassiker, Lessing's Studium der. 21. 75. 76. 134. 164.
„Kleinigkeiten." 33—35.
Kleist, Ew. Chr. von. 11. 49. 90. 105. 108. 109. 110. 119. 133. 137. 152.
Klemm. 21. 24.
Klopstock. 29. 61—63. 92. 123. 124. 131. 268. 272. 296.
Klotz. 221. 254—263.
Könemann, der Philosoph. 434.
König, Herr. 268. 269. 312.
König, Eva. 269. 281. 293—309. 311. 312. 315—319. 322—325.
König, Amalia. 322. 431. 433. 436. 437. 439.
Königsberg. 143.
Koch, Schauspieler. 36. 44. 97. 98. 158.
„Kollektaneen," Lessing's. 260.
Lange, S. G. 11. 83—85.
„Laokoon." 140. 148. 159—206. 217. 222. 250. 257. 258.
Lassalle. 345.
Lavater. 340. 345.

Law. 102.
Leibniz. 9. 79. 87. 322. 355. 402. 403. 404. 412—415. 417. 420. 425. 426.
„Leichtgläubige, Der." 41.
Leipzig. 28. 100. 217. 320.
Lessewitz. 436.
Lemnius, Simon. 75.
Lessing, Christian. 16.
Lessing, Clemens. 16.
Lessing, Johann Gottfried. 17. 18. 31. 42. 45. 51. 99. 140. 142. 277.
Lessing, Karl. 146. 219. 309. 319.
Lessing, Justine (Lessing's Mutter). 17. 19. 42. 43. 51. 53. 277. 315.
Lessing, Justine. (Lessing's Schwester). 19. 24. 44.
Lessing, Theophilus (Lessing's Großvater). 16. 17.
Lessing, Theophilus (Lessing's Bruder). 25. 67.
Leonardo da Vinci. 174. 183.
„Literaturbriefe." 113—125. 146.
Löwen. 208—210. 214. 215.
Logau. 7. 111.
Lohenstein. 6.
Lorenz, Fräulein. 37. 305.
Lowain, Richier de. 49. 50. 67. 68.
Ludwig XIV. 2.
Luther. 75. 352. 353.
Maffei. 240.
Mailand. 311.
Mannheim. 320.
Mantegna. 171. 177. 178.
Maria Theresia. 273. 311.
Marigny. 80.
Marivaux. 37. 39. 245.
Martial. 35. 76. 283.
Maupertuis. 48. 87.
Meinhard. 146.
Mendelssohn, Moses. 78. 87. 88. 102. 110. 113. 161. 191. 258. 274. 292. 324. 338. 439.
Michaelis. 84. 207.
Michel Angelo. 169. 171. 175. 177. 178. 202.
Milton. 13. 80. 173. 184.
„Minna von Barnhelm." 140—142. 149—158.
Mittelalterliche Studien. 108. 109.
„Mißgunst, Der." 10.
„Miß Sara Sampson." 90—95. 98. 251. 309.
Molière. 38. 51. 52. 245.
Montagsklub, Der Berliner. 77.
Moralische Wochenschriften. 123—125.
Mosheim. 51.
Molina, Christlieb. 20.
Molina, Christlob. 31. 32. 37. 42. 44. 45. 46. 49. 51. 53. 55. 58. 59. 60. 78. 81. 83.
Myron. 177.
„Nathan der Weise." 367—378. 384. 421.
Naumann. 32. 73.
Nemi Braschi, Kardinal Duca di. 314. 435.
Neuber, Frau. 13. 36. 37. 44.
Neukirch. 7.
Neuser, Adam. 283.
Nicolai, Friedrich. 78. 79. 102. 107. 110. 113. 114. 143. 148. 256.
Nicolai, Professor. 83. 133.
„Nordische Aufseher, Der." 123—125.
„Nöthige Antwort." 355. 356. 366.
Opitz. 6.
„Othello." 231. 243.
Ovid. 182.
„Palaion." 57.
„Parabel, Eine." 351. 352.
Patriotismus, Lessing's Ansicht über. 112.
Paulon. 174.
Pernetty. 145.
Phidias. 170.
„Philotas." 131.
Pietismus. 5.
Pius VI., Papst. 314.
Pirckheimer. 173. 174.
Plautus. 21. 22. 57. 58. 59.
Plinius. 173.
Plutarch. 165.
„Pope ein Metaphysiker." 87. 402.
„Prometheus," Goethe's. 405.
Racine. 228.
Rafael. 176.
Ramler. 42. 77. 97. 110. 111. 148. 256. 281.
Rattelsdorf. 303.
Rauch. 145.
Regnard. 37.
Reimarus, H. S. 337—340. 349. 383.
Reimarus, Elise. 338. 429.
Reß, Superintendent. 342. 344.
„Rettungen." 72—75. 85. 285.
Reynolds, Sir Joshua. 173.
„Richard III., Shakespeare's. 179. 191. 192. 231.; Weiße's 227.
Richardson, Jonathan. 161. 175.
Richardson, Samuel. 90. 102.
Riedel. 256. 257. 259. 261.
Rietschel. 440.
Rollin. 50.
Rom. 313. 314.
Rousseau. 64. 81. 243. 331. 393. 394.
Rüdiger. 46. 49. 60.
Saal. 283.
„Schatz, Der". 56.
Schauspieler. 37. 42. 43. 44. 97.
Schauspielkunst. 44. 58. 83. 248—251.
Schiller. 208. 441.

„Schlaftrunk, Der“. 212.
Schlegel, Joh. Elias. 29. 208. 216.
Schlegel, A. W. 254.
Schlesische Schule, Die erste und zweite. 6.
Schmid. 279. 292.
Schönaich. 81.
Schröder, Fr. Ludwig. 249.
Schumann. 342. 344.
Sculteten, Andreas. 284.
Semler. 432.
Seneca. 52.
Seyler. 209. 322.
Shaftesbury. 42. 79. 87. 161. 402.
Shakespeare. 57. 121. 187. 229. 235. 242. 243.
Siebenjähriger Krieg. 100. 115. 141. 149. 156.
Simonides. 150.
Sokrates. 244. 409.
Sophokles. 134. 164. 194. 197.
Spalding. 49. 66.
Spence. 161. 162. 181. 182.
Spener. 5.
Spielsucht Lessing's. 139. 292. 296.
Spinoza. 140. 334. 402. 403. 406—408. 416. 419. 420.
Spittler. 323.
Statius. 181.
Sterne, L. 271. 272.
Stil, Lessing's. 61. 70. 76. 115. 164. 343. 350. 351.
„Sturm- und Drang-Zeit.“ 326—331.
Sulzer. 66. 77. 82.
„Tarantula.“ 57.
Tauentzien, General von. 136. 138. 141.
Terenz. 21. 22. 221.
Tersteegen. 8.
„Testament Johannis, Das“. 314. 353.
Thaer, Albrecht. 379.
„Theatralische Bibliothek, Die“. 89. 112.
Theokrit. 107.
Theophrast. 21.
Thersites. 190. 191.
Thomasius. 9. 15.
Thomien. 102.
Timanthes. 170.
Tizian. 175. 192.
Turin. 313.
„Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.“ 314.
Universitäten, Die deutschen. 5. 15.
„Vade mecum für Herrn S. G. Lange“. 84.
Valerius Flaccus. 181.
Venedig. 311. 312.
Virgil. 180. 184. 186. 196. 200.
Volkslied. 119.
Voltaire. 48. 49. 50. 67. 68. 80. 82. 144. 240—242. 252. 442.
Voß, Buchhändler. 60. 77.
Vossische Zeitung. 46. 60.
Wagner, Richard. 196.
Walch. 358.
Webb, Daniel. 161.
„Weiber sind Weiber“. 57.
Weiße, Chr. Felix. 33. 37. 41. 97. 106. 113. 115. 121. 227. 252. 309.
Wernicke. 7.
„Werther“, Goethe's. 328—330.
„Wie die Alten den Tod gebildet.“ 262—266.
Wieland. 62. 122. 206. 261.
Wien. 272. 302. 309. 311. 315.
Winckelmann. 90. 144. 162. 168. 194. 199. 201. 204. 218. 219.
Winkler. 99—101.
Wittenberg. 15. 67. 68. 72.
Wolf, Christian. 10. 15. 332. 401. 402.
Wolfenbüttel. 274. 276.
„Wolfenbüttler Fragmente“. 338—343. 364.
Wochenlieben. 41. 132. 244.
Zacharias. 29. 284. 292.
Zeuris. 189.
„Zur Geschichte und Literatur“. 285. 339. 365.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Digitized by Google

148386

Digitized by Google

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

APR 09 1989

AUTO DISC MAR 09 1989

FORM NO. DD6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C020112209

Digitized by Google